

**SPIONE UND VERRÄTER DES ZWEITEN WELTKRIEGES**

SPIEGEL



KURT SINGER

SPIONE UND VERRÄTER  
DES  
ZWEITEN WELTKRIEGES

*„Ich bin nicht, wer ich bin“  
Jago in Othello*

FALKEN-VERLAG ZÜRICH

Graphische Gestaltung des Schutzumschlages: E. und M. Lenz  
Berechtigte Bearbeitung und Übersetzung aus dem Amerikanischen  
Gesamtherstellung: ABC Druckerei und Verlags AG., Zürich  
Eingescannt mit ABBYY Fine Reader

Amerikanische Originalausgabe:  
Prentice Hall, Inc., 70 Fifth Avenue, New York, N.Y.  
Spies and Traitors of World War II

1. Auflage

Copyright 1946 by Falken-Verlag, Zürich

Printed in Switzerland

## INHALT

Kapitel	Seite
I <i>Der Admiral, der nie eine Uniform trug</i> .....	9
II <i>Die neue Spionage-Technik des Admirals</i> . . . . .	19
III <i>Der Meisterspion von der Lubianka-Strasse in Moskau</i> . . . . .	31
IV <i>Die schöne «Pazifistin»</i>	41
V <i>Die komplizierte Geschichte von Friedrich Ege</i> .....	51
VI <i>Attentat auf Admiral Canaris</i> .....	58
VII <i>Kämpfe um Wetterstationen</i> .....	65
VIII <i>Moderne Spionage benützt Kurzwellensender</i> .....	80
IX <i>Der Mann, der in Wirklichkeit die «Royal Oak» versenkte ...</i>	91
X <i>Schönheitssalon in Pearl Harbor</i> .....	100
XI <i>Deutsche U-Boote an der Küste Amerikas</i> .....	109
XII <i>Zwischen der Kanarienvögel</i> . . . . .	121
XIII <i>Das braune Spionagenetz in Dänemark</i> .....	129
XIV <i>Der König der Saboteure</i> .....	139
XV <i>Ein Spion in jedem Hafen</i> .....	152
XVI <i>Der Fallschirmabspringer, der in Irland Misstrauen säte ....</i>	168
XVII <i>Die Geliebte des Spions</i> .....	180
XVIII <i>Der Fall von den sprechenden Puppen</i> .....	190
XIX <i>Franz von Papen und der Grossmufti von Jerusalem</i> .....	203
XX <i>«Auf nach Delhi» der Ruf des indischen Quislings</i> .....	216
XXI <i>Wie Amerikas Geheimcode in deutsche Hände fiel</i> .....	227
XXII <i>Falsche Flüchtlinge</i> .....	236
XXIII <i>De Gaulles Agenten in Afrika</i> .....	249
XXIV <i>Der Fall Marika Röck und der Fall Fritz Mandl</i> .....	259
XXV <i>Der geheime Plan einer Nazi-Untergrundbewegung</i> .....	276

## VORWORT

---

In «*Spione und Verräter des Zweiten Weltkrieges*» habe ich versucht, die Arbeit der modernen Spionage während des Zweiten Weltkrieges zu schildern. Ich habe mich bemüht, das Spionagenetz aufzudecken, das durch alle Länder gezogen war: von Grönland nach Afrika, von Finnland nach Hawaii, von Tokio nach Montreal.

Aus verständlichen Gründen konnten verschiedene Tatsachen zur Zeit, da dieses Buch geschrieben wurde, noch nicht vollständig enthüllt werden; viele andere, von denen ich nur die kleinste Ahnung habe, sind Staatsgeheimnis. Aber es gibt genug Spionagefälle, die ich genau kenne, denn als Journalist beschäftige ich mich mit diesen Dingen seit 1933. Ich nahm aktiv an der Entlarvung von Agenten der Achsenmächte teil, und ich hatte die Ehre, von alliierten Militär- und Zivilstellen als Sachverständiger konsultiert zu werden.

Fünfundneunzig Prozent der Namen und Ereignisse, die in diesem Buche vorkommen, basieren auf einwandfreien Dokumenten. Einige wenige Namen mussten verändert oder ausgelassen werden, damit die alliierten Agenten, die immer noch arbeiten, geschützt sind. Da und dort habe ich besseren Verständnisses zuliebe Ereignisse oder Dialoge rekonstruiert, weil dokumentarisches Material von Zeitungen oder von offiziellen staatlichen Regierungsstellen nicht erhältlich war. In den äusserst wenigen Fällen, in denen ich diese Methode anwendete, habe ich versucht, so eng wie nur möglich mit den Tatsachen, wie sie sich logischerweise abgewickelt haben müssen, übereinzustimmen.

Ideen und Menschen bleiben im Grunde immer dieselben. Wir sprechen von Delilah als von der ersten weiblichen Spionin der Geschichte; sie spionierte bei Samson für die Philister. Wir können sicher sein, dass die Mata Haris des Zweiten Weltkrieges ähnliche Listen anwendeten wie diejenigen, die Delilah solch bitteren Erfolg brachten.

Auch militärische Grundsätze sind seit Generationen unverändert geblieben. Jede Militärakademie in der Welt lehrt immer noch die Maxime des deutschen Generals Karl von Clausewitz, dass der Krieg

nur die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln sei. Umgekehrt: Frieden ist nur die Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln. Dieser Grundsatz wird sogar auch nach dem Zweiten Weltkrieg angewendet werden, und als logische Folge wird auch die Weltpionage weiterleben. Sieger und Besiegte, die nicht wagen, einander zu trauen, werden neue Geheimdienste aufbauen.

Es wird immer menschliches Material für Spione und Verräter geben. Die Delilahs und Mata Haris, die Benedikt Arnolds und Major Andres können stets gefunden werden. Wegen Geldes, Abenteuer, Liebe oder Idealismus werden Spione immer bereit sein, ihren Meistern zu dienen.

Es ist meine Hoffnung, dass dieses Buch in der Nachkriegszeit zur Warnung für Freund und Feind diene: zur Warnung den Vereinten Nationen, weil der Geist der Rache in den Achsenländern weiter lauert und weil das „Secret Service“ in Friedenszeiten nur eine Mission zu erfüllen hat: zukünftige Kriege zu verhindern; und zur strengen Warnung den Achsen- und denjenigen Ländern, welche dem Faschismus noch eine Chance geben, auf dass die Vereinten Nationen auf ihrer Hut sein werden. Ein Zweig der alliierten Armeen wird nie vernachlässigt werden: das „Secret Service“; nie, das heisst, bis eine entfernte Generation „Utopia“ verwirklichen kann. Die Vorstellung wurde einst als utopisch betrachtet, dass der Mensch den Traum des Ikarus verwirklichen und der Sonne entgegenfliegen könnte; dennoch fliegen die Menschen heute. Die Vorstellung, dass die menschliche Welt ohne Kriege, Geheimdienste und Spione leben könne, ist immer noch utopisch. Aber der Tag wird kommen, an welchem unsere Grossgrosstkinder alle ihre Kämpfe auf Spielfeldern und Rasenplätzen austragen, anstatt in Tarawa, Sedan, Stalingrad, Manila und dem blutbefleckten Rhein entlang. Wir wollen beten, dass uns ein dritter Weltkrieg erspart bleibe!

Bronxville, N. Y.

Kurt Singer

*DER ADMIRAL, DER NIE EINE UNIFORM TRUG*

**1**

Am historischen Morgen des 1. September 1939 bummelte ein sauber gekleideter kleiner Mann von äusserst unhistorischer Erscheinung durch die Berliner Wilhelmstrasse. Der Zweite Weltkrieg war erst einige Stunden alt; im Morgengrauen waren deutsche Truppen der Grenze entlang in Polen eingedrungen. Die Berliner Polizei hatte die Wilhelmstrasse gegen jeglichen Verkehr abgesperrt. Man wünschte keine Demonstrationen, weder patriotische noch andere, vor den Regierungsgebäuden. Aber der kleine Mann wanderte ohne Behinderung durch die Absperrung in Richtung der berühmten Reichskanzlei, ein Gebäude, ebenso grossartig als gottlos, wie der Turm zu Babel.

Er betrat das mächtige Haus, ging bei der Türe an Hitlers persönlicher Leibwache vorbei, einem offensichtlich hohen Offizier, denn viele Bänder und Kordeln bedeckten seine dunkelblaue Uniform. Der Offizier streckte seinen Arm in die Höhe und schrie: «Heil Hitler, Admiral!»

Der bevorzugte kleine Mann in Zivilkleidung war natürlich kein Zivilist. Er war soeben zum Admiral befördert worden und im Begriffe, Hitler persönlich für diese Beförderung zu danken. Er kannte seinen Weg genau in dem gewaltigen Gebäude; er wusste, wie er das Labyrinth von Treppen und Korridoren zu durchqueren hatte. Die von Gold und Silber glänzenden Säulen blendeten ihn nicht, noch beeindruckten ihn die Marmorböden und die Galerien von monströsen Kriegsgemälden; es war für ihn eine vertraute Umgebung.

Dieser Zivilist, den der Offizier bei der Türe mit Admiral angesprochen hatte, war der neue Chef der gesamten deutschen Spionage, das Haupt des deutschen Geheimdienstes im Zweiten Weltkrieg.

Admiral Walter Wilhelm Canaris ist der geheimnisvolle Mann der deutschen Spionage. Er selbst mag vielleicht von zukünftigen Geschichtsschreibern als der grösste Spion unserer Zeit angesehen werden; sicherlich ist er der grösste Organisator der Spionage, den die

Welt je gesehen hat. Er blieb, mehr als jeder andere wichtige Nationalsozialist, im Hintergrund. Bewusst machte er aus seinen Personalien eine Ziffer. Nur von wenigen Kameras wurde er je geknipst. Er hatte beschlossen, auf jeden öffentlichen Ruhm zu verzichten. Er wurde nie an irgendeiner von den grossen nationalsozialistischen Massenkundgebungen im Berliner Sportpalast gesehen. Nie hatte er am Radio gesprochen. Obwohl einer der mächtigsten und gefährlichsten Männer von Hitlers Deutschland, wurde er nie in der deutschen Presse erwähnt.

Seine Hauptquartiere, wo sie sich auch immer befanden, konnten nicht so erfolgreich verborgen bleiben. Er teilte sein Quartier mit dem Kriegsministerium an der Bendlerstrasse Nr. 14, mitten im Herzen von Berlin. Von den Tausenden, die dieses gewaltige Gebäude besuchten, standen ihm nur ganz wenige je von Angesicht zu Angesicht gegenüber. Diejenigen, die ihn kurz sahen, beschreiben ihn als klein und mager; seine Haut war farblos und blass wie die eines Mannes, der oft während der Nacht arbeitet, seine Backenknochen hervorstehend, seinem Gesicht mehr ein slawisches als ein teutonisches Aussehen gebend. Der Name Canaris ist griechisch; seine Grosseltern waren griechischer Abstammung und wanderten nach Deutschland aus.

Der Admiral war nicht von schöner Gestalt; er ging mit schiefen Schultern und hatte einen leidenden Ausdruck im Gesicht. Sein dünnes Haar war schon ziemlich grau. Wie er in einer Admiralsuniform ausgesehen hätte, konnte niemand sagen, da er sich nur als Zivilist kleidete.

Seine Privatadresse während des Krieges war ein streng gehütetes Geheimnis. Einige seiner Mitarbeiter wussten, dass er irgendwo in der Vorstadt Zehlendorf lebte und dass sein Haus von einem Blumengarten umgeben war, den der Admiral sehr liebte. Wie dem auch sei, der Krieg gab dem Admiral äusserst viel Arbeit und erlaubte ihm nicht mehr, sich mit seinem Garten abzugeben. Die Gartenarbeit wurde von seiner Frau und seiner Tochter übernommen. Schliesslich musste sich Frau Canaris noch allein damit beschäftigen, denn der Admiral beschloss, seine Tochter in eine Schweizer Schule zu schicken, als die Invasion Frankreichs durch die Alliierten im Jahre 1944 Wirklichkeit wurde. Seine väterliche Fürsorge ist verständlich. Fräulein Canaris, die heute neunzehn Jahre alt ist, wurde in einer Schule am Genfersee unter einem anderen Namen eingeschrieben.



Man mochte in dem gesamten Gebäude an der Bendlerstrasse Nr. 14 in jedem Korridor noch so lange suchen, man fand keine Tür, an welcher des Admirals Name stand. Ganz wenige kannten den Teil des Gebäudes, in welchem er seine Räume hatte. Im März 1935 liess Canaris einen Privateingang bauen, und er betrat und verliess das Haus über eine Treppe, die nur für ihn bestimmt war.

Ein grosser Mercedes, einer von den Generalstabswagen, brachte ihn täglich von seiner Wohnung in Zehlendorf an die Bendlerstrasse. Das Auto war bewaffnet und hatte kugelsichere Fensterscheiben.

Durch Jahre hindurch war das Aufdecken von Verbrechen seine tägliche Arbeit gewesen. Als logische Schlussfolgerung davon musste des Admirals Tätigkeit zu derjenigen eines perfekten Verbrechers oder eines perfekten Detektivs werden. Es ist bezeichnend, dass die wenigen Männer, die ihn getroffen haben, alle von seinem krankhaften Misstrauen erzählen.

Er betrachtet keine Situation als harmlos. Er fürchtet offensichtlich, einem seinen Rücken zuzukehren; er ist darauf bedacht, einem immer von Angesicht zu Angesicht gegenüberzustehen und die Wand im Rücken zu haben. Seine Stimme und seine unheimliche Ruhe lassen auf eine latente Furcht schliessen.» Dies ist die Schilderung eines alliierten Geheimagenten, der mit dem Admiral zusammengekommen ist.

Die Kombination von Macht über andere und Furcht für sich selber prägt einen ganz bestimmten Typus, einen unbarmherzigen Charakter, der dazu fähig ist, die wissenschaftlichen Verbrechen des brutalen nationalsozialistischen Systems auszuführen. Bestimmt erfüllte Canaris alle Voraussetzungen für seinen Posten als Spionagechef, sonst würde er nicht von Hitler für diese Rolle ausgewählt worden sein.

Seine Karriere als Spion begann im Jahre 1914. Im Alter von 25 Jahren war er ein vielversprechender Marineoffizier und bereits Kommandant des Kreuzers «Dresden». Beim Ausbruch des Ersten Weltkrieges finden wir ihn auf hoher See.

Es war keine Hoffnung, einen deutschen Hafen zu erreichen; so brachte er denn sein Schiff nach dem neutralen Chile, wo er und seine Mannschaft interniert wurden.

Ein deutscher Offizier des Geheimdienstes, als Abgeordneter des Roten Kreuzes maskiert, nahm im Interniertenlager den Kontakt mit ihm auf. Er heckte mit ihm den Plan einer wagemutigen Flucht aus,

die Canaris ermöglichen sollte, wieder seinem Vaterlande zu dienen. Einmal frei, sollte Canaris in den kaiserlichen Geheimdienst eintreten. Er wollte dann nach Amerika gehen und unter Franz von Papen antiamerikanische Spionage und Sabotage organisieren.

Die Flucht gelang. Und im Jahre 1916 kam ein harmlos aussehender, kleiner Mann mit hervorstehenden Backenknochen nach New York. Er nannte sich Otto Seliger und gab sich als polnischer Jude aus. Die amerikanischen und kanadischen Geheimdienste besitzen dicke Dossiers über Otto Seliger, der beauftragt war, unter Führung tollkühner Spione und Saboteure des kaiserlichen deutschen Geheimdienstes, der in Amerika von Franz von Papen und Franz von Rintelen geleitet wurde, gefährliche Sabotageakte auszuführen.

Die amerikanischen Akten erwähnen auch das Vorleben eines gewissen Moses Meyerbeer. Unter diesem Namen gab sich Canaris als Musikalienhändler aus und wagte sogar zu behaupten, dass er der Neffe des berühmten Komponisten Meyerbeer sei. Als Moses Meyerbeer organisierte er die Sprengung einer kanadischen Rüstungsfabrik. Waren es masochistische Impulse, die Canaris veranlassten, zweimal als Jude aufzutreten? Denn während seines ganzen Lebens war Canaris von pathologischer antisemitischer Einstellung.

Einige Wochen, bevor Amerika in den Ersten Weltkrieg eintrat, erhielt Canaris Befehle, schnell zu handeln. Er sollte Amerika verlassen und nach Spanien gehen, um dort ein Spionagezentrum der Marine aufzubauen. In Spanien traf er eine Frau, die er niemals mehr vergessen sollte; eine Frau, dazu bestimmt, in seinem Leben eine schicksalshafte Rolle zu spielen. Diese Frau musste, wie wir sehen werden, mit ihrem Leben die zukünftige Karriere von Walter Wilhelm Canaris erkaufen.

Allein ihrer Schönheit wegen war sie unvergesslich, wie viele bezeugt haben. Ihr Name war Margarete Gertrud Zelle. Sie war schwarzhaarig, exotisch, faszinierend, eine leidenschaftliche und intuitive Tänzerin. Sie wurde auf Java als Kind holländischer Eltern geboren. Sie trat auf der Bühne unter dem Namen Mata Hari auf, was vom Arabischen ins Deutsche übersetzt «Auge des Morgens» heisst.

Der junge Canaris sah sie zum erstenmal in dem berühmten Madrider Nachtclub «Trocadero». Als er eintrat, tanzte sie gerade einen echten javanischen Tempeltanz. Nachher lud Canaris die Tänzerin an

seinen Tisch. Er sah nie gut aus, aber sein preussischer Schneid und sein grosser Ehrgeiz gaben ihm Macht über die Frauen. Zuerst begann es mit einem leichten Flirt, dann kam Canaris Nacht für Nacht ins «Trocadero», und bald wurde daraus eine leidenschaftliche Liebe.

Sie dauerte nicht lange. Canaris hatte für Mata Hari andere Verwendung. Sein unmittelbarer Vorgesetzter, der deutsche Gesandte in Spanien, Baron Eberhard von Stohrer, wünschte, dass sobald als möglich eine weibliche Spionin nach Paris gesandt würde. Dieser Baron von Stohrer war übrigens auch während des Zweiten Weltkrieges deutscher Gesandter in Spanien.

Canaris war nur scheinbar ein Militärattache in Spanien. In Wirklichkeit bereitete er Stützpunkte für deutsche U-Boote an der Küste des neutralen Landes vor, leitete die Hafens Spionage gegen die alliierte Schifffahrt und schmuggelte Agenten an den spanischen Hof, um dem alliierten Einfluss über das Königshaus entgegenzutreten.

Seine Hauptaufgabe war jedoch, deutsche Agenten über die Pyrenäen nach Frankreich zu schmuggeln. Auf diesem Wege kam auch Mata Hari nach Paris. Sie wurde Tänzerin im „Moulin Rouge“ und war zugleich Canaris' Hauptagent in Frankreich. In Paris sprach man bereits zum voraus davon, dass ihre Schönheit und ihre Kunst die ganze Stadt erobern würden, und besonders – daran war Canaris am meisten interessiert – hohe Offiziere der Armee und der Marine.

Mata Hari zögerte zuerst, nach Paris zu gehen. Aber Canaris versprach ihr, dass er sie bald besuchen würde. Er verwirrte sie mit Versprechungen und Schmeicheleien, und er schwur ihr, dass er ihr phantastische Engagements vermitteln werde. Sie sollte die grösste Tänzerin von ganz Europa werden.

Canaris' Voraussage bewahrheitete sich. Mata Hari begeisterte Paris. Unzählige Verehrer knieten zu ihren Füßen. Sie verdiente viel Geld, und Mata Hari liebte das Geld. Sie kaufte eine kleine Villa in der Nähe des Bois de Boulogne. Dort hatte sie jeden Sonntagabend grosse Gesellschaft. Vierzig bis fünfzig Männer wurden bei dieser Gelegenheit stets von ihr eingeladen, worunter sich immer auch Mitglieder des französischen Generalstabs befanden.

Ihr Liebhaber in Spanien, Canaris, wurde mit der Zeit nachlässig; er schrieb ihr immer seltener Briefe. Seine Mission war zu wichtig,

als dass er noch Zeit für romantische Abenteuer gehabt hätte. Da die Frau keine Deutsche war, kam eine Heirat für ihn ohnehin nicht in Frage. Für ihn war Mata Hari nur Agentin Nr. H-21.

In dieser Eigenschaft leistete sie glänzende Arbeit. Sie *erwarb* sich genaue Kenntnisse über streng geheimgehaltene Truppenbewegungen, neue Offensiven, Befestigungen und Verteidigungspläne. Sie machte gelegentliche Reisen nach Holland, wo sie deutschen Offizieren alles in Erfahrung *Gebrachte* meldete.

Im Jahr 1917 unternahm Agentin H-21 eine ihrer Reisen über Holland nach Köln. Dort hatte sie in der Loge der Oper eine zum voraus arrangierte Zusammenkunft mit einem der höchsten Offiziere des deutschen Generalstabes. Sie informierte ihn über wichtige Truppenbewegungen von England nach Frankreich und über Einheiten der alliierten Verteidigungslinien. Zufällig wurde sie bei dieser Unterredung von Agenten des französischen Geheimdienstes gesehen.

Nachdem sie ihre Mission erfüllt hatte, machte sich Mata Hari auf die Rückreise. Ahnungslos nahm sie ein Schiff, das über Dänemark und England nach Frankreich fahren sollte. Sie war eben im Begriff, das Schiff zu verlassen, als ein britischer Zollbeamter zu ihr trat und ihr zuflüsterte: «Berühren Sie nicht französischen Boden! Bleiben Sie lieber auf diesem Schiff! Es fährt nach Spanien!»

Mata Hari überlegte rasch. Sie kam zu dem Schluss, dass sie jemand verraten haben musste. Es war besser für sie, auf einem neutralen Schiff zu sein, und sie beschloss, nach Spanien zu fliehen.

Ihre häufigen Reisen nach Holland hatten beim britischen und französischen Geheimdienst Verdacht erweckt, und man hatte sie während mehrerer Monate beobachten lassen. Ihr Unglück war, dass französische Agenten sie in der Kölner Oper mit dem deutschen Offizier gesehen hatten. Aber die deutsche Gegenspionage war auch auf der Hut, und der britische Zöllner, der sie davor warnte, nach Frankreich zurückzukehren, war in Wirklichkeit ein deutscher Agent.

In Spanien ging sie zur deutschen Gesandtschaft. Sie fragte nach Walter Wilhelm Canaris, den sie immer noch liebte. Canaris war nicht erfreut, sie zu sehen. Sie hatte hier nichts zu suchen; sie gehörte nach Paris. Sie versuchte, ihm zu erzählen, was geschehen war, aber

er unterbrach sie und machte ihr eine hässliche Szene wegen ihrer Liebesaffären in Paris.

Schliesslich beruhigten sie sich wieder und verbrachten einige glückliche Tage miteinander. Aber dann erklärte Canaris sich gezwungen, der Herrlichkeit ein Ende zu bereiten. Neue Befehle waren gekommen. Es war bedauerlich, aber notwendig. Die Arbeit der Harris war so wertvoll gewesen, dass man sie nun sehr vermisste. Sie musste nach Paris zurückkehren, mochte es kosten, was es wollte.

Sie nahm von Canaris verzweifelten Abschied, denn sie wusste, dass sie ihn nie mehr sehen würde. Sie ahnte ihr baldiges Ende, aber es gab keinen Ausweg. Ein deutscher Spion durfte nicht desertieren...

Das Unausweichliche geschah. Mata Hari wurde von den Franzosen verhaftet, von einem Kriegsgericht abgeurteilt und Ende 1917 erschossen. In Wirklichkeit waren es nicht die Franzosen, die sie zum Tod verurteilt hatten; es war Admiral Canaris selbst.

Als er der Frau befahl, nach Paris zurückzukehren, was ihre letzte Reise werden sollte, informierte er zugleich den deutschen Geheimdienst in Amsterdam über ihren Aufenthaltsort. Wissentlich gebrauchte er für diese Botschaft einen Geheimcode, der vom französischen Geheimdienst entziffert werden konnte. Sein Verrat war erfolgreich. Die Franzosen fingen die Botschaft auf – und dies war das Ende von Mata Hari.

Dann brach die deutsche Revolution aus. Der Kaiser ging; die Generale blieben. Dessen ungeachtet zogen sich viele verantwortungsbewusste Militärs zurück. Bei Kriegsende hatte Canaris den Rang eines Oberleutnants, jedoch ohne Kommando.

Während der nächsten Jahre hörte man nicht viel von ihm. Es ist schwer zu sagen, was er in diesen wirren Zeiten alles machte. Wir wissen, dass Canaris sehr aktiv war in der Organisation einer Gegenrevolution gegen die Weimarer Republik. Er half mit, vor der interalliierten Kontrollkommission Waffen zu verbergen. Er half auch, die verschiedenen Freikorps aufzustellen, welche zahlreiche Putsche

auslösten, die an der deutschen Republik rüttelten. Dann war er einer von Hitlers Mitkämpfern in dem berühmten Bierkeller-Putsch des Jahres 1923.

Um das Jahr 1926 verschwand Walter Canaris, der als Militär immer noch zur nicht existierenden Marine gehörte, von der Bildfläche. Nur einige wenige wussten, dass ein Mann wie Canaris nicht ohne Grund einfach verschwand. Im geheimen arbeitete er unermüdlich in einem kleinen Büro des Kriegsministeriums. An seiner Türe stand geschrieben «Abteilung für Seetransporte», was überhaupt nichts zu bedeuten hatte. In diesem düsteren Quartier schuftete Canaris, um sich auf den grossen Tag vorzubereiten.

Im Jahre 1927 erschien er plötzlich, zu seinem grossen Verdruss, im grellen Licht der Öffentlichkeit. Zu dieser Zeit machte eine der grössten deutschen Filmgesellschaften, die Phoebusgesellschaft, Bankrott. Die Gesellschaft hatte eine Anzahl Filme gedreht, welche die nicht existierende deutsche Marine verherrlichten. Diese Filme waren nichts mehr und nichts weniger als militaristische Propaganda für die Kriegsmarine und Handelsmarine. Das Prozessverfahren brachte die unangenehme Tatsache an den Tag, dass die Filme von Canaris finanziert worden waren.

Die deutsche Öffentlichkeit war neugierig, zu erfahren, woher Canaris sich das notwendige Geld verschafft hatte, denn die Kosten für die Filme waren auf ungefähr sieben Millionen Mark zu stehen gekommen. Canaris antwortete: «Geheime Quellen.» Er wollte den Deutschen sonst nichts Weiteres verraten. Seine Begründung war: mehr sagen, würde wichtige militärische Geheimnisse aufdecken. Das genügte den Richtern. Er wurde von weiteren Fragen enthoben. Der ganze Fall wurde darauf ad acta gelegt.

Dennoch entstand ein Skandal, gross genug, um Canaris für einige Zeit in den Hintergrund zu stellen. Die deutsche Marine schickte ihn nach Spanien, wo viel für die geheime deutsche Wiederaufrüstung geschah. Er beaufsichtigte den Bau von U-Booten in der Echeveria-Schiffswerft. Obwohl der Vertrag von Versailles den Deutschen den Besitz von U-Booten verbot, fuhr man mit der Aufrüstung dieser Waffe ruhig fort.

In Spanien war er ein häufiger Gast des bekannten spanischen Waffenkönigs Juan March. Sie besprachen den Kauf von Waffen für die deutsche Armee und deren Aufspeicherung in Spanien. Canaris?

Verbindung mit Juan March sollte während des Spanischen Bürgerkrieges sehr nützlich werden. Es sei hier daran erinnert, dass die Deutschen es nicht erst nötig hatten, Franco zu Hilfe zu kommen, da sie bereits in Spanien Schlüsselstellungen bekleideten.

Canaris' Rapporte von Spanien waren für den deutschen Marine-Geheimdienst von unschätzbarem Wert. Er baute ein gegen die englische und italienische Schifffahrt gerichtetes Spionagesystem auf, welches später für Deutschland unermesslich wertvoll sein sollte.

Im Jahre 1929 führte ihn Franz von Papen, der in Amerika sein Vorgesetzter gewesen war, bei Hermann Göring ein. Die Charaktere von Canaris und Göring hatten vieles gemeinsam, denn beide Männer waren die typische Verkörperung des preussischen Junker-Offiziers, und sie waren einander von Anfang an sehr zugetan. Beide hatten aktiv am Münchner Putsch teilgenommen, sich aber später aus den Augen verloren. Canaris sagte zu Göring, dass er, Canaris, der Hitlerbewegung einige Tips für den Aufbau eines Geheimdienstes geben könnte. Göring nahm an. Canaris war der Mann, der für die ständig wachsende Nationalsozialistische Partei einen Spionageapparat organisieren konnte. Er hatte im Ersten Weltkrieg bewiesen, dass er einer der besten Schüler des Obersten Walter Nicolai war, dem damaligen Chef des deutschen Geheimdienstes. Auch hatte er ausgezeichnete Verbindungen in der Marine. Überdies waren die Informationen, die er einbrachte, von ausserordentlichem Wert; bestimmt würde das faschistische Italien froh sein, sie kaufen zu können, und das würde helfen, die Finanzen der Partei zu vergrössern.

Canaris' erstes Geschäft für Hitler war ein einfacher persönlicher Rapport. Hitler verlangte eine Liste über alle höheren deutschen Offiziere, welche Angaben enthalten sollte über ihre politische Überzeugung, ihre finanzielle Situation und ihre moralische Haltung.

Es ist bekannt, dass Canaris und von Papen bei der Absetzung des Kanzlers Kurt von Schleicher beteiligt waren und somit den Posten für Hitler frei machten. Die Absetzung wurde ermöglicht, weil Canaris aus von Schleichers privatem Schreibtisch ein wichtiges Dokument stehlen konnte.

Schleicher hatte sich im geheimen mit der Idee befasst, eine neue legislative Massnahme zu ergreifen, welche die Besitzungen der Jun-

ker und die weiten ostpreussischen Güter in kleine Bauernhöfe aufteilen sollte. Sicherlich hätte diese Massnahme das gefährliche Arbeitslosenproblem in Deutschland etwas verkleinert. Aber von Schleicher wusste sehr gut, dass die Zeit noch nicht reif war, um eine solche Reform zu riskieren; die reaktionären Kräfte im Lande waren immer noch zu stark. Sehr wahrscheinlich war von Schleicher nicht der Mann, um ein solches Gesetz auszuführen, jedoch der wirtschaftliche Zustand des Landes zwang ihn dazu.

Nachdem es Canaris gelungen war, eine Kopie dieses Geheimdokumentes zu entwenden, brachte er sie sofort zu Hitler. Eine Photokopie des gestohlenen Dokumentes wurde Präsident von Hindenburg gezeigt, was einem Ultimatum Hitlers gleichkam. Hitler klagte Hindenburg an, dass er in seiner Regierung Bolschewiken habe. Er drohte, die Industrie und die Landeigentümer aufzuhetzen. Der greise Hindenburg war verwirrt und bestürzt. Er wollte einen Skandal vermeiden, und vor allem wollte er seine Freunde, die Junker, schützen.

Das Ergebnis war, dass er von Schleicher aus seinem Kabinett entliess. Hitler wurde der neue Kanzler und Führer; über die Welt ging nach kurzer Zeit der Zweite Weltkrieg, und Walter Wilhelm Canaris, der geschickte Dieb, erhielt seine hohe Stellung. Auf schnellstem Wege stieg er immer höher.



## DIE NEUE SPIONAGE-TECHNIK DES ADMIRALS

### II

Die Weltgeschichte wiederholt sich, und jede Generation begeht wieder die Fehler der vorhergehenden. Im Zweiten Weltkrieg trat eine Frau das Erbe der Mata Hari an. Wenn sie etwas über das tragische Schicksal ihres grossen Idols nachgedacht hätte, wäre sie wahrscheinlich nicht mit dem lebenswürdigen Admiral in Zivilkleidung in Verbindung getreten.

Im Jahre 1935 erhielt das deutsche Kriegsministerium einen Brief von einer seiner früheren Agentinnen, welche behauptete, dass sie bereits 1917 für den Geheimdienst im Alter von kaum 20 Jahren gearbeitet hätte. Sie gab sich als erfahrene Spionin aus und bat um neue Aufgaben unter der Regierung Hitlers.

Der Brief wurde Canaris übergeben, der veranlasste, dass die dreiunddreissigjährige Baronin Reissa von Einem versuchsweise angestellt wurde. Um ihre Fähigkeit zu prüfen, gab man ihr einen ersten Auftrag in Frankreich und in der Tschechoslowakei, wo sie die anti-nationalsozialistischen Bewegungen einiger deutscher Flüchtlinge zu überwachen hatte. Während der Ausführung dieses Befehls entdeckte sie, dass sich in der Tschechoslowakei ein Geheimsender befand, der dem unterdrückten deutschen Volke Nachrichten und anti-nationalsozialistische Propaganda übermittelte.

Dieser Geheimsender wurde im Jahre 1936 in der Nähe von Prag ausgehoben und die Mitarbeiter getötet. Der ganze Fall wurde so unauffällig und gründlich erledigt, dass Admiral Canaris darauf aufmerksam wurde. Er beschloss, diese Frau persönlich kennenzulernen, die sich bei der Ausführung ihres ersten Auftrages so ausgezeichnet benommen hatte. Er liess sie kommen und beglückwünschte sie.

Reissa, geborene Maria Elisabeth von Einem, war eine dunkelhaarige aristokratische Dame. Canaris bewunderte ihr elegantes Äusseres und ihre gertenschlanke Gestalt. Er fügte seinen Glückwünschen eine Einladung zum Essen bei.

Sie trafen sich verschiedene Male im Restaurant Horcher in Berlin, und Canaris hatte sie bald gewonnen, so wie er vor zwanzig Jah-

ren über Mata Hari gesiegt hatte. Für kurze Zeit war Reissa seine Geliebte; für lange Zeit blieb sie eine seiner besten Spioninnen. Er schickte sie nach verschiedenen Hauptstädten Europas. Plötzlich liess sie sich in Paris nieder, wo sie sich mit dunklen Geschäften abgab. Sie hatte keine tänzerische Begabung, dafür war sie aber eine faszinierende Frau mit einem guten Instinkt für Geschäfte. Sie trat als Vermittlerin im internationalen Waffenlärm auf; sie handelte mit enormen Quantitäten von Waffen für die südamerikanischen Länder, China, Finnland und die früheren baltischen Republiken. Diese halbamtliche Arbeit verschaffte ihr die ideale Position, illegal als Spionin tätig zu sein.

Zwischen 1936 und 1939 war sie eine gefeierte Erscheinung in der Pariser Gesellschaft. Sie leitete die deutsche Spionage in ganz Frankreich. Ihre Verbindungen waren die besten, ihre Freundschaften reichten sogar zu einigen Mitgliedern der französischen Regierung, zum Beispiel zu Minister Georges Bonnet. Durch sie wurde Bonnet zu einer der wichtigsten Auskunftsstellen für Admiral Canaris.

Weibliche Agenten wie die Baronin untergruben die Stärke Frankreichs und bereiteten den Weg für Lavalet und andere Verräter vor. Baronin von Einem stand an der Spitze. Sie fand talentierte Verräter unter den Mitgliedern der Pariser Polizei und den höheren Regierungsbeamten. Sie war in Frankreich Kupplerin für das Spionagesystem von Admiral Canaris.

Ihre Aktivität blieb bis einige Wochen vor Ausbruch des Krieges unentdeckt. Dann verhafteten die Militärbehörden einen Stenographen der Militärabteilung des französischen Senates. Dieser Stenograph vermittelte der Baronin von Einem die Protokolle aller Geheim Sitzungen. Aber die Behörden waren nicht schnell genug, um den wirklich Schuldigen zu erwischen. Reissa wurde von der Frau Bonnets gewarnt und entkam in ihrem Privatflugzeug. Sie wurde in ihrer Abwesenheit zum Tode verurteilt. Sobald später die Deutschen Frankreich besetzt hatten, kehrte Baronin von Einem hohnlächelnd wieder nach Paris zurück.

Die besonderen Umstände, die ihr ihre triumphale Rückkehr nach Paris erlaubten, zeigten, dass ihre Nützlichkeit für Canaris bereits vorbei war. Doch schien ihr vorläufig nichts zu geschehen. Canaris war ein eifersüchtiger Mann und liebte ihre Freundschaften mit Männern, die jünger waren als er, nicht.

Baronin von Einem hätte dies wissen müssen; dann hätte sie dem früheren deutschen Gesandten in Paris, Otto Abetz, keine Hoffnungen gemacht. Sie liess sich jedoch in eine skandalöse Liebesgeschichte ein, die zum Stadtgespräch von Paris wurde. Plötzlich erhielt sie den Befehl, die Stadt zu verlassen und nach Brüssel zu gehen. Bei ihrer Ankunft wurde sie verhaftet. Das war das letzte Mal, dass Baronin von Einem in der Presse erwähnt wurde. Jedoch waren es nicht die letzten Nachrichten, die man von ihr erhielt; einige deutsche Provinzzeitungen schrieben im November 1941, dass eine gewisse Maria Elisabeth von Einem vom Volksgerichtshof zum Tode verurteilt worden sei. Sie wurde im Berliner Plötzensee-Gefängnis einige Tage später hingerichtet. Der Volksgerichtshof war nur ein formeller Teil des Verfahrens; Admiral Canaris hatte bereits vorher den Stab über sie gebrochen.

Der Admiral war kein besonders gefühlvoller Mensch, sondern ein kalter Sensualist, der die Frauen nötig hatte, dem sie aber im Leben nur kleine Episoden bedeuteten. Im Grunde genommen war er ein Abenteurer. Er liebte es, mit dem Feuer und mit dem Tode zu spielen. Ganz besonders gerne spielte er mit Geld. Er war der einzige Chef eines Geheimdienstes, der viel Geld besass. Canaris war tatsächlich ein Millionär. Seine geheimen Informationen nützten ihm auch an der Börse, und er hatte einige phantastische Spekulationen getätigt.

Ohne Zweifel war er ein fanatischer Chauvinist. Wie alle preussischen Patrioten, wollte er die übrige Welt so klein wie nur möglich sehen, damit der Ruhm Deutschlands um so heller strahlte. Hitlers engerer Kreis war stets aus solchen fanatischen Überpatrioten zusammengesetzt. Ähnlichkeiten der Charaktere banden Canaris mit dem Führer zusammen. Auch Hitler liebte Überraschungen, allerdings nur so lange sie zu einem glücklichen Ende führten.

Am 16. Februar 1938 war eine solche Überraschung geplant. Es war ein sehr kalter Tag an der Südküste von England. Um 6 Uhr 30 morgens wurde ein Flugzeug aus seiner Halle in Farnborough von einer besonders ausgewählten Bodenmannschaft gerollt. Dieses

Flugzeug war etwas Besonderes: ein neues Vickers-Wellesley-Modell, ein Tiefflug-Einsitzer mit zwei Motoren, ein neuer Typ mit grosser Spannweite und ungewöhnlichem Propeller. Das Flugzeug wurde von Fliegerleutnant F.S. Gardiner und Fliegeroffizier G.D.D. Thompson bestiegen. Sie starteten vom Versuchsflugfeld Farnborough genau um 9 Uhr 15 morgens.

Sie kamen nie mehr zurück...

Man hörte nie mehr etwas von den beiden Piloten und ihrem Flugzeug, obwohl England keine Mühe scheute, über sie etwas zu erfahren. Minenboote kreuzten tagelang im Kanal, aber vergeblich.

Ungefähr ein Jahr später wurde in England und in Amerika das Publikum von einem englischen Film unterhalten. Sein Titel war «Clouds over Europe» und Laurence Olivier spielte darin die Hauptrolle. Es war ein Spionage-Reisser. Die Hauptidee der Geschichte war, dass seit einiger Zeit wichtige neue Modelle von englischen Flugzeugen nicht mehr von ihren Versuchsflügen zurückkehrten.

Der Film drehte sich um ein deutsches Spionagezentrum in London, das auf verschiedenen Wegen von diesen geheimen Versuchsflügen Kenntnis bekommen hatte. Dieses Spionagezentrum benachrichtigte ein deutsches Kriegsschiff, welches irgendwo in der Nähe der englischen Küste vor Anker lag. Das Kriegsschiff sandte eine Art Todesstrahlen aus, welche automatisch den Motor jedes Flugzeuges, das sie berührten, abstellten und es unbarmherzig zur Landung zwangen. Die Piloten wurden gefangengenommen, und alle die neuen englischen Flugzeugmodelle fielen in die Hände der Deutschen. Natürlich hatte der Film ein Happy End: die britischen Flieger überwältigten die Mannschaft des deutschen Kriegsschiffes und machten sie zu ihren Gefangenen.

Interessanter als diese einfältige Filmgeschichte ist die Geschichte, die sich hinter den Kulissen des Films abspielte. Die Gesellschaft, die ihn drehte, nannte sich Harfield Productions, eine Gesellschaft, die nur für die Herstellung dieses einzigen Filmes gegründet wurde. Als Mitverfasser wurden Arthur Bloch und William Jack Wittingham genannt. Aber es gab noch einen anderen Autor, der jedoch im Hintergrund blieb. Dieser dritte und wichtigste Verfasser war viel mehr als ein gewöhnlicher Schreiber: es war der Mann, der hinter der ganzen Produktion stand. Dieser Mann hatte keine Verbindungen mit der Filmwelt von Europa oder Amerika, und die Mo-

tive, die ihn zur Herstellung dieses Films veranlassten, waren nicht die üblichen, die sonst ein Produzent haben mag.

Dieser Mann hiess Sir Robert Vansittart. Zu jener Zeit hatte er das Amt eines ständigen **Unter-Staatssekretärs** des Foreign Office inne, und in dieser Eigenschaft war er auch der Chef des britischen Geheimdienstes.

Nun wir dies wissen, sind wir nicht länger erstaunt über das Zusammentreffen dieser Filmgeschichte mit der **Tatsache**, dass eines der wichtigsten englischen Flugzeugmodelle verschwunden war. Als Sir Robert Vansittart die Story für den Film skizzierte, wusste er ganz genau, wo sich das verschwundene Vickers-Wellesley-Modell befand ...

Er ahnte, dass die Nazis erschrecken würden, sobald die Vickersfabriken mit ihren neuartigen Experimenten begännen. Diese befürchteten, dass die britischen Erfindungen entscheidende Waffen in einem zukünftigen Kriege sein könnten. Deshalb versuchten sie mit allen Mitteln, Kopien der **geheimen** Pläne zu erhalten. Aber ihre Bemühungen waren umsonst. Der letzte Ausweg schien Canaris, ein richtiges Modell in die Hände zu bekommen.

Am 12. Februar 1938 – vier Tage vor dem Versuchsflug – wurde ein versiegelter Umschlag vom **Luftfahrtministerium** in London nach Farnborough gesandt. Es befand sich die genaue Route des Versuchsflugzeuges darin. Der Umschlag durfte nicht geöffnet werden, bis die beiden Offiziere in der Maschine sassen.

Dennoch war der Inhalt des Umschlages in Berlin innerhalb von 24 Stunden bekannt. Diese Art Spiel liebte Admiral Canaris. Erinnern wir uns: es war im Jahre 1938, immer noch in Friedenszeiten mit ihren für die Spionage unbegrenzten Möglichkeiten. Europa betete immer noch für den Frieden, als Canaris einem deutschen U-Boot befahl, sich an einen Punkt in der Nordsee zu begeben, über den das Flugzeug zu fliegen hatte.

Das U-Boot war mit Fliegerabwehrgeschützen bewaffnet, die eine Flugmaschine von **6'000** Meter Höhe herunterholen konnten. Den Befehlen gemäss flog die Maschine jedoch nicht höher als 2'000 Meter.

In der Nähe befand sich eine ganze Anzahl weiterer deutscher U-Boote in Alarmzustand.

Als das Flugzeug erschien, wurde es abgeschossen. Der deutsche Kommandant hatte die Anweisung, die Piloten zu töten, wenn sie

noch am Leben sein sollten. Ob sie am Leben blieben oder nicht, wird man wahrscheinlich nie erfahren. Aber das Modellflugzeug wurde einige Stunden später nach Deutschland gebracht. Englische Militäragenten konnten ihm ohne jeden Zweifel bis nach Kiel und Berlin nachspüren. Die deutsche Luftwaffe musste jedoch nach dem genauen Studium des Modells bald feststellen, dass solche Flugzeuge nie in einer Massenproduktion hergestellt werden konnten.

Der britische Geheimdienst fand auch bald heraus, wer hinter diesem wagemutigen Diebstahl gestanden hatte. Sir Robert Vansittart bat Premierminister Neville Chamberlain, in dieser Sache etwas zu unternehmen. Aber Chamberlain fürchtete sich, die Deutschen zu reizen und liess es bei sich bewenden. Da Vansittart keine andere Möglichkeit mehr sah, den Deutschen einen Verweis zu erteilen, beschloss er, den genannten Film zu produzieren. Er wollte der deutschen Spionage klarmachen, dass er von ihr nicht zum Narren gehalten worden sei. Er ging sehr geschickt vor. Er wählte für die Rolle des deutschen Hauptspions einen Schauspieler, der Admiral Canaris äusserst ähnlich war.

Dies war nur einer von den vielen Fällen, in denen der britische Geheimdienst gegen Admiral Canaris aufgeboten wurde. Ein anderes Vorkommnis war dem Diebstahl des Vickersmodelles sehr ähnlich. Canaris selbst machte einen Abstecher nach London, einige Wochen bevor er seinen neuen Plan von Stapel liess. Er kam am 21. Januar 1938 in London an und wohnte Cleveland Terrace No. 28, Bayswater. Das genaue Datum seiner Abreise ist nicht bekannt.

Sobald Canaris mit einem falschen Pass englischen Boden betreten hatte, war auch schon der britische Geheimdienst über seine Ankunft informiert. Diese Information kam von einem anderen deutschen Agenten, der von den Engländern verhaftet worden war, einem Manne mit zwei Namen und zwei Pässen, einem gewissen Ludwig alias Winkler.

Canaris verbrachte den Januar und einen Teil des Februars damit, gewisse Dinge in die Hände zu bekommen, an denen ihm sehr gelegen war. Dies waren ein neues 14-Zoll-Gewehr, eine neue Tiefenladung, ein neuer Detonator-Versuchsapparat und ein vertraulicher Bericht über Explosivstoffe, die im Seekrieg verwendet wurden.

Das Gewehr, die Tiefenladung und der Versuchsapparat wurden im Woolwich-Arsenal hergestellt. Canaris hatte eine Anzahl Agen-

ten dorthin geschickt, von denen der wichtigste, P.E. Glading, dort schon seit 1928 arbeitete; ausserdem ein gewisser Albert Williams als Inspektor; es befanden sich dort auch George Womack, Werkführer in der Gewehrabteilung, und C.W. Munday, chemischer Assistent im Arsenal.

Der britische Geheimdienst wusste sehr gut, was vor sich ging. Er wusste zum Beispiel, dass Glading über eine gewisse Frau mit Canaris in Verbindung stand. Denn diese Frau war eine englische Gegenspionin. (Die Akten nennen sie stets Miss X. Ihr wirklicher Name darf nicht genannt werden.)

Die Ursache von Canaris' Reise war die delikate Aufgabe, alles Notwendige einzuleiten. Ein Jahr später trafen sich Canaris und Glading in Holland. Ein Engländer namens Kelly war ebenfalls anwesend. Das Rendezvous fand im Büro des deutschen Militärattachés in Den Haag statt.

Kelly war ein Arbeiter der Euston-Shell-Werke in Lancashire, die zu jener Zeit 14'000 Arbeiter beschäftigten. Canaris bot Kelly 30 Pfund in der Woche, wenn er ihm wertvolle Informationen verschaffte.

Kelly stand jedoch, schon bevor er England verlassen hatte, unter Bewachung. Ein Detektiv von Scotland Yard verfolgte ihn auf seiner ganzen Reise, und bei seiner Rückkehr wurde er verhaftet. Kelly war mit den Vorschlägen einverstanden, die Scotland Yard ihm unterbreitete. Er sollte seine Rolle als Nazispion spielen und den Deutschen falsche Angaben machen, welche die britischen Behörden ihm vermittelten. Dann musste er den Engländern alles erzählen, was er über die deutsche Spionage ausfindig machen konnte. Dieser Fall von Gegenspionage kann heute enthüllt werden; jedoch ist Canaris offenbar nie dahintergekommen.

Trotzdem konnten die Mitglieder des britischen Geheimdienstes nicht völlig über Canaris triumphieren. Sie hatten wohl einen Mann, der Canaris und seine Agenten in Holland erfolgreich beschattete, aber vier Jahre später erfuhren sie, dass sie in verschiedenen Dingen überlistet worden waren.

Die wachsamen Augen von Scotland Yard versäumten einige andere wichtige Zusammenkünfte und Konferenzen. Zwei Agenten von Irland trafen zum erstenmal mit Canaris in der deutschen Gesandtschaft zusammen. Sie sprachen über Neutralität und Spionage

in Irland, erhielten Instruktionen, Geheimcodes und Befehle zum Handeln, sobald der Krieg ausgebrochen sei.

Wenn die Engländer dies im Jahre 1938 gewusst hätten, wären viele unterirdische Wühlereien in Irland verhindert worden. Aber Canaris hatte diese Runde gewonnen.

Während der Konferenz in München im September 1938 gelang Canaris einer der gewagtesten Spionagecoups. Er bekam die vollständigen Mobilisationsbefehle der französischen Flotte in die Hände, sogar bevor dieselben von Admiral Darlan unterzeichnet worden waren. Die Sache war von einem Fähnrich zweiter Klasse, Elophe Marc Aubert, ausgeführt worden, der mit Canaris durch seine blonde Geliebte, Marie Jeanne Maurei, in Verbindung stand.

Später brüstete sich die nationalsozialistische Presse öffentlich mit der Leistungsfähigkeit des deutschen Geheimdienstes, und der «Völkische Beobachter» sprach sich begeistert über den waghalsigen Streich aus.

Canaris' teuflisches Genie funktionierte ausgezeichnet in den Monaten vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges. Es gelang ihm sogar, die gesamten britischen Pläne über die Zusammenarbeit von Luftwaffe und Landarmee zu erhalten.

Admiral Canaris' Spionagevorbereitungen für den Zweiten Weltkrieg waren beinahe ohne Fehler. Er verstreute eine riesige Anzahl Spionagezentren über die ganze Welt. Seine Maschinerie arbeitete unauffällig und schnell im Frühjahr und Sommer 1939 und sammelte wichtige Dokumente bis zum Ausbruch des Krieges.

Es war z.B. kein Zufall, dass viele deutsche Konsuln in Städten, die eine strategische Lage hatten oder sich in der Nähe des Meeres befanden, frühere U-Boots-Kommandanten waren. Dies traf unter anderem zu bei Baron Eduard von Spiegel, Generalkonsul in New Orleans, bei Franz Nolde, Konsul in Le Havre, später Konsul in Narvik.

Die Stockholmer Gesandtschaft und beinahe alle deutschen Konsulate in Schweden befanden sich in Hafenstädten und an der Küste. So auch in Finnland und in Dänemark. Viele von den deutschen Konsuln und Ministern, deren Arbeitsplätze scheinbar zufällig in der Nähe eines Hafens lagen, setzten sich aus Mitgliedern des Marinegeheim-



dienstes zusammen. Unter ihnen arbeiteten Hunderte von Unteragenten, die alle von Canaris angestellt waren. Das Geld für die Löhne rollte dabei nicht kärglich. Canaris glaubte an die moderne Erfindung der Massenspionage und an den Ausspruch, dass der Arbeiter seines Lohnes wert sei.

Zu dieser Zeit befand sich die Baronin von Einem, deren Schicksal wir früher kennengelernt haben, auf der Höhe ihres Ruhmes in Frankreich. Ein anderes Ereignis, das in diese Periode fiel, war die Versenkung des britischen Schlachtschiffes «Royal Oak» im Hafen von Skapa Flow im Oktober 1939. Zu jener Zeit war dies sowohl ein Rätsel, als auch ein Skandal. Ein deutsches U-Boot war tollkühn genug gewesen, um im Skapa Flow einzudringen. Ein vermeintlicher Schweizer Uhrmacher, der dem deutschen U-Boot Signale gab und die Versenkung der «Royal Oak» leitete, war einer von Canaris' vertrautesten Agenten gewesen. Diese Geschichte wird in einem späteren Kapitel erzählt werden.

Canaris arbeitete nicht nur in Europa. Seine Hände reichten bis in den Nahen Osten. Sein Hauptagent in Iran war der bekannte Archäologe Max von Oppenheim, der auf seinen häufigen Reisen durch das Land bei den Arabern antibritische Propaganda machte. Canaris hatte seine Spione auch in Palästina, die den Arabern Waffen lieferten und sie zu Revolten gegen England anstifteten. Canaris' bester Agent in diesem Gebiet war ein gewisser Dr. Fritz Grobba, ein Sachverständiger für arabische Angelegenheiten, der in Afghanistan deutscher Minister gewesen war. Später wurde Grobba Minister im Irak, wo er das Land mit antibritischer Propaganda vergiftete und eine Fünfte Kolonne organisierte. Nach Ausbruch des Krieges setzte Grobba einige Agenten in die italienische Gesandtschaft in Bagdad, während er selbst zwischen Saud-Arabien, Syrien und Iran hin und her pendelte. Der Aufstand im Irak im Jahre 1941 war seine persönliche Tat und kann somit zugunsten von Admiral Canaris' verbucht werden. Es verursachte den Engländern keine geringen Schwierigkeiten, den Aufstand niederzudrücken.

Später – Ende 1941 und Anfang 1942 – eröffnete Canaris ein neues Spionage-Hauptquartier in Athen. Von diesem überlegenen Punkte aus verteilten sich seine Agenten über britisch kontrolliertes

Gebiet von Syrien bis tief in die mongolische Wüste hinein. So besass er ein Spionagenetz, das bald die vorgeschobenen Positionen des japanischen Teiles von Burma und des nördlichen Indochina umschliessen sollte. Die Verbindung wurde mit Hilfe von Wüstenkarawanen aufrechterhalten, welche mit den modernsten Ultra-Kurzwellensendern und -empfängern versehen waren. Diese Apparate verwendeten solch schwache Wellen, dass nur jemand, der sich ganz in der Nähe befindet, die Botschaften empfangen kann. Auf diese Weise wurden in kleinen Abschnitten Nachrichten übermittelt, über die Wüste, bis sie schliesslich Berlin oder Tokio erreichten.

Diese Methode scheint uns so phantastisch zu sein, dass es uns schwerfällt, an sie zu glauben. Aber diese Tatsache wurde sowohl von Zweigen der britischen als auch der amerikanischen Geheimdienste bestätigt, die unabhängig voneinander arbeiteten und schliesslich alle auf diesen netten Trick des Admirals Canaris kamen.



Im November 1942 war Canaris eine der erfolgreichsten Figuren im Zweiten Weltkrieg. Gelegentlich hörte man von Gerüchten, dass Canaris bei Hitler in Ungnade gefallen sei, dass er sich zurückgezogen habe, oder dass sein Amt von einem engen Mitarbeiter und Freund, Prof. Karl Haushofer, übernommen worden sei. Diese Gerüchte stellten sich als Lügen heraus, und es kann sein, dass sie von Canaris selbst verbreitet wurden. Er war stets bestrebt, sich hinter Geheimnissen zu verschanzen, und er würde sich bestimmt sehr freuen, wenn die Welt an seinen Tod glaubte, denn in diesem Falle könnten seine Tätigkeit und seine Werwolforganisation fröhlicher als je weiterflorieren.

Als es klar wurde, dass die Deutschen den Krieg verlieren sollten, als nach dem afrikanischen Misserfolg Italien, Frankreich, Belgien und Holland an die Reihe kamen, wurde Canaris immer verzweifelter. Die Deutschen mussten eine Niederlage nach der anderen erleiden. Hitler glaubte, dass Canaris in Afrika einen Fehler gemacht habe, wo vorher Generalfeldmarschall Rommel doch so erfolgreich gewesen war. Und er scheint sich wirklich in einer Sache getäuscht zu haben! Gefangene deutsche Offiziere des Geheimdienstes erzähl-

ten: «Unsere Abteilung hatte nicht die leiseste Idee davon, dass der amerikanische General Marc W. Clark Afrika besucht hatte, um vor der Invasion die genauen Verhältnisse auszukundschaften.»

Das Haupt der deutschen Spionage muss sehr bekümmert gewesen sein. Canaris eilte an sämtliche Fronten und traf überstürzte Massnahmen. Er ging während des Feldzuges nach Italien und versuchte, ein Spionagenetz zu organisieren, das bis in die Teile des von den Alliierten befreiten Gebietes reichen sollte. Er hoffte, dass auf diese Weise die Deutschen über die Truppenbewegungen des Feindes Aufschluss erhalten würden.

Die Organisation eines weltumspannenden Spionagenetzes ist eine beachtenswerte Tat. Welche Art von Leben liegt hinter diesem Werk? Welchen Prinzipien folgte Canaris? Ganz bestimmt befindet sich darunter der Grundsatz der Härte. «Die Kunst der Spionage», wie es Canaris nannte, ist eine grausame Kunst. Der Diebstahl des VickersWellesley-Modelles hatte ihn zum Mörder gemacht; und so geschah es mit den meisten seiner Pläne. Es war z.B. ein grausamer Einfall des Admirals, ein schwedisches Kurierflugzeug auf seinem Fluge von Stockholm nach Moskau im Jahre 1940 abzuschliessen. Das Flugzeug führte den Entwurf eines finnisch-russischen Waffenstillstandes mit sich, sowie geheime Karten über baltische Verteidigungslinien. Ausserdem hatte es einige hundert Pfund Postsäcke und ein paar Diplomaten als Passagiere an Bord. Es war deutlich mit den schwedischen Farben gekennzeichnet. Aber die deutschen Jäger behaupteten, nichts von alledem gesehen zu haben, als sie das Flugzeug über dem Baltischen Meer angriffen. Die Jäger standen in Verbindung mit deutschen U-Booten. Als seine Spione den Start in Stockholm nach Deutschland meldeten, machte sich Canaris für die Attacke bereit.

Zwei Jäger schossen das unbewaffnete neutrale Kurierflugzeug ab. Dass Passagiere dabei umkamen, war nicht zu vermeiden; am nächsten Tage befanden sich die Post und die wertvollen Dokumente bereits an der Bendlerstrasse Nr. 14 in Berlin. Canaris studierte sie eifrig. Er erfuhr dabei, was Russland und Finnland für die nächste Zukunft planten. Neue und drastische Instruktionen wurden unverzüglich dem deutschen Gesandten in Finnland, von Blücher, geschickt.

Unterdessen wartete das russische Aussenministerium auf das Ku-

rierflugzeug; eindringlich ermahnten die Russen die schwedische Regierung, herauszufinden, warum es nicht in Moskau angekommen sei. Die Schweden sandten Erkundungsflugzeuge aus, aber die Kuriermaschine war und blieb unauffindbar.

Canaris hatte die Russen überlistet.

In Moskau war ein Mann am meisten verärgert. Er rauchte eine Zigarre nach der anderen, und seine Mitarbeiter, Mitglieder des russischen Geheimdienstes von der LubiankaStrasse, flüsterten ängstlich miteinander. Sie wussten, dass der Mann, der ihren Chef, Laurenti Beria, so glänzend getäuscht hatte, für seine Streiche bekannt war. Man mochte die Sowjets einmal überlisten, aber die OGPU hatte den Spiess schon mehr als einmal umgedreht.

*DER MEISTERSPION VON DER LUBIANKASTRASSE  
IN MOSKAU*

III

Laurenti Beria sieht wie ein gutmütiger alter Bär aus, und man würde bestimmt nicht denken, dass er der Chef der berühmten OGPU, heute NKVD. genannt, ist. Er lächelt freundlich und scheint sehr menschlich zu sein. Er ist keineswegs der Mann mit grausamem Blick und zusammengekniffenen Lippen, wie die Nazis und andere Feinde ihn geschildert haben.

Laurenti Pawlowitsch Beria arbeitet in einem hellen Büro an der Lubiankastrasse. Tausende von Männern sind seine Untergebenen, und alle rühmen seine Freundlichkeit, seine erstaunliche Arbeitskraft und seine sich immer gleichbleibende Gerechtigkeit gegenüber seinen Mitarbeitern. Natürlich zirkulieren die wildesten Gerüchte über die OGPU. Die Wahrheit ist viel nüchterner. Die OGPU (Obejedinonnoe Gosudarstvennoe Politicheskoye Upravlenie) ist ohne Zweifel eine der wirksamsten Spionage- und Gegenspionage-Organisationen der Welt. Der Chef hat in erster Linie die Aufgabe, seine besten Agenten mit listigen Mördern wie Admiral Canaris oder die Leiter des japanischen Geheimdienstes zusammenzubringen. Ausserdem muss er stets ein wachsames Auge für die Vorgänge in der übrigen Welt haben.

Beria hat sich als der talentierteste Mann erwiesen, den die OGPU je besass. Er hat eine äusserst vertrauenswürdige Position erreicht. Wegen seiner Zuverlässigkeit und seiner langjährigen Freundschaft mit Marschall Stalin ist er nun schon länger auf seinem Posten als je ein anderer zuvor. Ein grosser Teil seiner Vorgänger befindet sich nicht mehr unter den Lebenden. Sie hatten sich in Skandale verwickelt und waren der Bestechung oder des Hochverrates beschuldigt worden.

Beria raucht mehr Zigarren als Winston Churchill. Er trägt altmodische, verzierte Zwicker, die ihm natürlich ständig kaputt gehen. Einmal zählte ein Besucher zwanzig solcher Zwicker, die auf seinem Schreibtisch herumlagen, und von denen Beria immer einen auf die

Nase setzte, wenn er ihn benötigte. Männer, die Beria persönlich kennen, sagen, dass er stets ermüdet aussehe, denn seine Tagesarbeit besteht meistens aus sechzehn bis zwanzig Stunden. Er braucht sehr wenig Schlaf und ist sehr ausdauernd und streng mit sich selbst.

Er macht den Eindruck eines Menschen, der keine Illusionen mehr hat, der aber über seine Desillusion ein wenig verdrossen zu sein scheint. In seiner frühen Jugend im zaristischen Georgien soll er ein gottesfürchtiger Idealist gewesen sein, der die Welt von allem Schlechten erlösen wollte. Heute ist er ein Atheist auf philosophischer Grundlage. Er grübelt viel, lässt aber nicht mit sich über seine Ansichten streiten. Er ist gut erzogen, spricht mehrere Sprachen und zitiert gerne persische Poesie oder Bruchstücke von Heinrich Heine, Longfellow und Elizabeth Browning.

Es ist nicht leicht, zwei grössere Gegensätze zu finden als Canaris und Beria. Beria verachtet die Frauen, behauptend, dass sie ihn bei seinem sozialen Werke stören und dass ein Mann in der Masse erfolgreich sei, in dem er die Frauen aus seinem Leben ausschalten könne. Beria ist den Frauen gegenüber wirklich sehr scheu und ängstlich. Dennoch gibt es einige wenige, die seine guten Freundinnen sind, und Beria schätzt die Freundschaft sehr hoch ein.

Seine Vorstellungskraft und seine geschickte Technik erwiesen sich als ebenso gut wie die Methoden von Canaris oder der Gestapo. Er würde für einen Freund oder Mitarbeiter durchs Feuer gehen. Andererseits kann er so unbarmherzig und grausam sein, dass selbst die Gestapo vor ihm zittert.

Er vermeidet es, eine weibliche Agentin zu schlagen oder zu töten; er ist nicht für die Inquisitionsmethoden der Gestapo. Auf der andern Seite unterwirft er Frauen Verhören, die ohne Pause mehr als fünfzig Stunden dauern. Die Offiziere, welche das Verhör führen, werden nach gewissen Zeitabschnitten abgelöst, wobei der eine Offizier sich in Gegenwart der hungernden Gefangenen an einen reichlich gedeckten Tisch setzt – und nach fünfzig Stunden hat Beria sein Geständnis. Oder aber der weibliche Agent wird in Freiheit gesetzt. Beria führt ihn im Auto durch die Strassen Moskaus. Er geht mit ihm in schöne Geschäfte und kauft ihm elegante Kleider: der Weg, um das Herz einer Frau, die aus sechsmonatiger Versenkung auftaucht

und die während dieser Zeit ihre Kleider nie wechseln konnte, zu gewinnen. Beria lädt sie zum Essen ein und führt sie ins Theater. Dann, nachdem sie ihr Geständnis gemacht hat, wird sie wieder eingesperrt und später erschossen oder gehängt.

Beria ist ein Meister der Psychologie. In Gegenwart dieses scheinbar milden und kultivierten Mannes wird der intelligenteste Spion unsicher und verwirrt. Beria ist eine Kreuzung zwischen Dostojewskij und Heinrich Himmler. Seine abenteuerliche Vergangenheit bereitete ihn für die Rolle vor, die er heute spielt.

Beria wurde im Jahre 1888 in Tiflis geboren. Während seiner Studienzeit wurde er vom mächtigen Revolutionsgeist angesteckt. Als er 27 Jahre alt war, wurde er von einem zaristischen Kriegsgericht zum Tode verurteilt, weil er in der kaukasischen Armee revolutionäre Propaganda gemacht hatte. Das war im Jahre 1915. Als er im Gefängnis seiner Hinrichtung entgegensah, gelang es ihm, zu entfliehen. Er verschwand im Gebirge und lebte das harte Leben eines Flüchtlings. Dann wurde er Partisan und als solcher war er in ständigem Kontakt mit dem Führer der russischen Untergrundbewegung: Stalin. Er studierte die Abhandlungen von Lenin und Las Puschkin und Karl Marx. Er erhielt von der Armee Waffen und sammelte Geld für die Kommunistische Partei. Wie Dostojewskij trat er für Gerechtigkeit und Wahrheit in Russland ein. Mit den Bolschewiken bereitete er sich auf die kommende Revolution vor.

Endlich entbrannte der Sturm. Beria verband sich mit den Arbeitern der Ölfelder von Baku. Die Privatagenten der Öltraffinerie kamen hinter seine Absichten. Länger zu bleiben würde seinen Tod bedeuten. Beria verkleidete sich als Tatarin, schlängelte sich durch die feindlichen Linien und entkam dem Tode zum zweiten Male. Er erreichte die alte Stadt Albana, die ehemalige Hauptstadt vom heutigen Albanien. Dort traf er mit anderen Revolutionären zusammen, die ihm halfen. Einer davon war ein junger Kommunist, der wie Beria nach Abenteuern dürstete und bereit war, sein Leben einzusetzen. Er war ein hübscher, kühner, junger Mann namens Josip Broz, der heute der Welt als Marschall Tito bekannt ist.

Auf seinen Wanderungen durch die Balkanstädte entdeckte Beria, wie leicht es war, Pässe zu fälschen. Man konnte sie nachmachen oder borgte sich einen von einem armen Arbeiter oder Bauern. Mit ei-

nem neuen Pass und einem neuen Geburtsschein kehrte er nach Russland zurück, um an Lenins Revolution teilzunehmen. Auf seinen Reisen gebrauchte er verschiedene Namen, so unter anderem Vanno Tcheshivilli und Garabet Abamalek. Falsche Namen bedeuteten den Revolutionären nichts Besonderes mehr. Die Namen Lenin und Stalin sind auch nur angenommen.

Als Garabet Abamalek kommandierte er eine Gruppe von 500 Kommunisten, frühere österreichische Kriegsgefangene, im Kampfe gegen die Weissen Truppen. Bei dieser Gelegenheit kam Beria-Abamalek auf die Idee, einige seiner Männer als Deserteure zu den Weissen zu schicken. Sie sollten mit dem Feind Kontakt nehmen und sein Vertrauen gewinnen, indem sie ihm Informationen über die Roten gaben. Diese «Deserteure» waren Russlands erste Geheimdienst-Offiziere.

Berias Arbeit blieb nicht unbemerkt. Die Regierung in Moskau war der Meinung, dass ein solcher Mann nicht an unbedeutende Gefechte mit den Weissen verschwendet werden sollte. Er war fähig, grössere Aufgaben zu übernehmen.

Wir finden Beria im Jahre 1920 in Prag, der alten Hauptstadt Böhmens. Er war dort Mitglied der ukrainischen Gesandtschaft in der neuen Tschechoslowakei. Seine geheime Tätigkeit befasste sich mit Spionage. Mit Prag als Hauptsitz organisierte er ein russisches Gegenspionage-System, das bald den ganzen europäischen Kontinent überzog. Jeder emigrierte Weissrusse wurde auf einer Liste notiert und die Gefährlicheren beschattet. Alle zaristischen Offiziere wurden sorgfältig beobachtet, denn zu jener Zeit fürchteten die Russen die Zaristen ernsthaft. Sogar neun Jahre später, als Beria an die Sowjet-Gesandtschaft nach Paris berufen wurde, fanden sie es immer noch notwendig, ihre Augen in dieser Richtung offen zu halten. Zu dieser Zeit wurde Beria Chef des Aussenministeriums der OGPU.

Nun vollführte Beria ein Meisterstück der Spionage. Offiziell befand er sich diplomatischer Geschäfte wegen in Frankreich; inoffiziell war aus ihm ein neuer Mann geworden. Er hatte seinen Zwicker weggeworfen und sogar auf seine geliebten Zigarren verzichtet. Täglich bummelte er in den Hauptstrassen von Paris mit stolzer Miene und in der Uniform eines zaristischen Offiziers. Er wurde im Cafe de la Paix und auf den Champs Elysees mit arrogantem Ausdruck gesehen, der sehr gut zu seinem neuen Namen, Oberst Yenonlidze,



passte. Dabei gab er aus, in Russland alles verloren zu haben und ein Erzfeind der Bolschewiken zu sein.

Als Oberst Yensonidze gab er zu verstehen, dass er an der Zusammenarbeit mit Leuten Interesse hatte, die die Regierung Stalins stürzen wollten.

Er traf ukrainische Faschisten, japanische Agenten und weissrussische Offiziere, welche mit Mussolini und Hitler in Kontakt standen. Allen verriet er seine Pläne. Er kannte Wege, Agenten über die estnische Grenze nach Russland zu schmuggeln. Er schrieb Artikel für die russische Emigrationspresse. Es war für ihn nicht schwer, in weissrussischen Kreisen rasch bekannt zu werden. Seine Artikel waren so eindringlich und glänzend abgefasst wie seine Gespräche, die er stets mit persischer Poesie vermischte. Bald wurde er als Führer unter den Emigranten angesehen.

Innerhalb zweier Jahre hatte er so ziemlich alles über das Netzwerk der Gegenrevolution erfahren. Es reichte von Japan nach der Mandschurei und China, nach Deutschland, Polen und den baltischen Ländern. Russische zaristische Offiziere arbeiteten in den Geheimdiensten all dieser Länder und schaufelten sich dabei selber ihr Grab. Beria verriet sie an den russischen Geheimdienst. Seine Nachforschungen gingen bis ins Jahr 1929 zurück und wurden von den meisten Feinden Russlands nicht entdeckt.

Aus diesem Grunde konnte Russland die Fünfte Kolonne seiner Gegner und Stalins persönliche Feinde ausrotten, bevor dieselben entwischten. Der Erzfeind Trotzki wurde in Mexiko ermordet. Gefährliche Spione und zaristische Generale, die in Paris tätig waren, wurden entführt und beseitigt. Der führende Geist hinter diesen Säuberungen war Laurenti Beria ...

Von 1930-1937 reiste er durch ganz Europa und überprüfte auf die genaueste die Leistungsfähigkeit des russischen Spionagenetzes. Er ahnte, dass es in erster Linie die russische militärische Position zu stärken und zu sichern galt und dass dies viel wichtiger sei, als an die komplizierten Zänkereien innerhalb der verschiedenen kommunistischen Parteien in Europa Zeit zu verschwenden; er fand sogar, dass es gescheiter war für die Sowjets, als Agenten Nicht-Kommunisten zu gebrauchen. Wie die meisten Russen, wandelte er sich in dieser Periode von einem internationalen Kommunisten zu einem nationalen Russen.

Während des Spanischen Bürgerkrieges studierte Beria die Spionage im Kampfe. Wie Canaris, der englische Modelle für den deutschen Generalstab stahl, schaffte sich Beria deutsche Modelle von Tanks und Gewehren auf die Seite. Er interessierte sich vor allem für die Fliegerabwehrgeschütze, auf denen ein neues russisches Modell basierte.

Beria kommandierte eine ganze Armee von Unteragenten in Europa. Im Jahre 1938, kurz nachdem er Chef des ganzen OGPU-Apparates geworden war, versammelte er seine besten Agenten in Moskau. An der Lubiankastrasse wurde eine Konferenz abgehalten.

Man weiss nicht, worüber sie verhandelten; aber man weiss, dass in den nächsten zwei Monaten zehn Sowjetagenten nach Hitler-Deutschland geschmuggelt wurden. Sie kamen von England, Belgien, Norwegen und Italien, sie hatten gefälschte Pässe; einige von ihnen führten sogar die Namen von deutschen Aristokraten. Beria kannte eine ganze Anzahl von Passtricks. Ein Unteragent von ihm, Rudolf Haus, hatte z.B. eine ausgezeichnete Druckmaschine. Eine andere Methode war die, von kommunistischen Mitgliedern in anderen Ländern Pässe zu erhalten, die dann von der OGPU an ihre Agenten verteilt wurden. Spanien war eine Bonanzmine für Pässe. Tausende von Freiwilligen, welche aus allen Teilen der Welt gekommen waren, um mit den Loyalisten zu kämpfen, liehen ihre amerikanischen, schwedischen, holländischen oder französischen Schriften der OGPU, welche sie für einige Zeit benützte und dann ihren Eigentümern zurücksandte. Pässe von gefangengenommenen Faschisten wurden ebenfalls verwendet.

Diese zehn Agenten gehörten zu einer geheimen Abteilung der OGPU, der Abteilung NO.7, die beauftragt war, Kopien oder Modelle der neusten Waffen der Grossmächte zu erhalten.

Die zehn Agenten gingen nach Lübeck, Dessau und anderen Städten, wo Stukas, Bomber und Jäger hergestellt wurden. Sie hatten grosse Mengen Geldes bei sich. Damit eröffneten sie in der Nähe der Fabriken Restaurants, in welche die Arbeiter essen kamen. Ebenso eröffneten sie kleine Bars mit Dancing und hübschen Mädchen, welche die Arbeiter unterhielten. Sie nahmen den Kontakt auf mit den verbotenen kommunistischen Zellen in Deutschland und organisierten sie für die Industriespionage. In dem selben Jahre, als Hitler in

Österreich und in die Tschechoslowakei eindrang, besass die Lubiankastrasse bereits die genauen Pläne von Hitlers letzten Flugzeugmodellen. Das waren: die He 70, die Ju 60, die Focke-Wulf A 43 und die Junkers G 38.

Beria hatte nicht nur Admiral Canaris überlistet, sondern auch die Geheimdienste aller übrigen Länder. Im Jahre 1939 gelang es seinen Agenten, in Zusammenarbeit mit der kommunistischen Untergrundbewegung, eine Frau, Tochter einer angesehenen deutschen Familie, in die Degendorff-Werke einzuschmuggeln. Bevor sie dort angestellt wurde, unterzog sie die Gestapo einem sorgfältigen Verhör. Sie war sehr befriedigt, dass Fräulein von X immer antikommunistischer Einstellung gewesen war.

Diese ihre Einstellung beruhte auf Wahrheit, denn ihr Vater war während des Ersten Weltkrieges von den Roten verwundet worden. Wie kam sie dann aber dazu, für die Russen zu arbeiten? Einige britische Offiziere hatten ihres Vaters Leben gerettet, weshalb ihre ganze Familie den Engländern äusserst zugeneigt war. Die Gestapo hatte von diesen Ereignissen keine Kenntnis. Vorsichtig machten ihr einige britische Freunde einen Vorschlag: sie konnte mithelfen, den kommenden Krieg zu verhindern, wenn sie mit ihnen arbeitete. Sie machten ihr verlockende Angebote. Agentin X wurde für Männer tätig, von denen sie glaubte, es wären Engländer. Aber im Spiel der Spionage weiss man nie genau, für welches Land jemand arbeitet, oder aus welcher Tasche jemandes Geld kommt! Die «britischen» Agenten waren Mitglieder von Berias Geheimdienst. Agentin X übergab den Russen Photokopien von Plänen der Degendorff-Flak-Geschütze mit Doppelrohren, welche aus 12 mm dicken, schwedischen Stahlplatten hergestellt wurden.

Sie war keine anziehende Frau. Sie war ein Mädchen in mittleren Jahren, welches mit der Zeit verbittert geworden war. In ihrer Jugend hatte sie ein deutscher Offizier verführt und sie verlassen, als sie von ihm ein Kind erwartete. Das Kind kam tot auf die Welt. Vielleicht nahm sie dieses Erlebnis gegen den preussischen Militarismus ein.

Agentin X täuschte sowohl die Gestapo als auch die Privatdetektive der Fabrik. Sie trug stets eine kleine Kamera bei sich, welche ihr ihre „britischen“ Freunde gegeben hatten. Einige Zeit später erfuhr sie, dass, sobald man ihre Photographien erhalten hatte, die Kagan-

vitsch-Werke mit der Produktion derselben Waffen begannen. Die Deutschen entdeckten diesen Spionagefall im Jahre 1941, als sie in Russland Kopien ihrer Waffen vorfanden.

Fräulein von X war sehr schlau. Sie wusste genau, dass, wenn sie all ihr Geld in Deutschland ausgab, die Gestapo diese Tatsache bald erfahren würde. Ihre «britischen» Freunde eröffneten ihr ein Konto auf einer englischen Bank. Nach einer gewissen Zeit liess sie das Geld auf Banken in der Schweiz und in Schweden überweisen. Die Russen waren damit einverstanden. Für die Erstellung der Depositen benutzten sie britische Namen und waren pünktlich in der Einhaltung ihrer Verpflichtungen.

Agentin X wurde durch einen erfolgreichen Spionageakt in einer Zweigfirma der I.G. Farben sehr reich. Beria hatte ihr aufgeschrieben, was sie zu tun hatte, und ihre „britischen“ Freunde erklärten ihr alle Details. Daraufhin musste Agentin X ihre Stelle in den Degen-dorff-Werken aufgeben. Sie wollte ihre Familie in Berlin besuchen. Als Rüstungsarbeiterin war es für sie leicht, neue Arbeit zu finden. Nach einigen Monaten des Wartens und der Erkundigungen wurde sie Bürofräulein in der technischen Abteilung der SichererLaboratorien in Berlin-Spandau. Diese Laboratorien waren übrigens ein von den britischen Bombern am meisten heimgesuchtes Ziel während des Krieges.

Agentin X war eine ausgezeichnete Sekretärin. Sie besass ein aussergewöhnliches technisches Wissen und ihre Arbeit wurde sehr gelobt. Es stimmt, sie war keine Schönheit; dennoch hatte sie öfters Rendez-vous mit Angestellten der Fabrik. Sie war immer eine tüchtige Person gewesen und hatte sich ungefähr 8'000 Reichsmark auf die Seite gelegt. Sie zeigte ihr Sparbüchlein einem der Arbeiter, der bei sich dachte, es wäre keine schlechte Idee, 8'000 Reichsmark zu heiraten. Sie würden ihn befähigen, ein eigenes kleines Geschäft zu eröffnen. Er machte ihr einen Heiratsantrag.

Fräulein X war sehr sittsam und sagte nicht sofort zu. Sie meinte, sie wollten noch warten, bis es ihnen beiden besser gehen würde. Trotzdem wollte sie ihm etwas Geld leihen. Dann wurde der Hochzeitstag vorläufig auf den 15. August 1939 festgesetzt. Zwei Wochen vor diesem Ereignis machte Agentin X ihrem Bräutigam einen Besuch. In der Hoffnung, die Heirat bald verwirklichen zu können, war er sehr erfreut, sie in seiner Wohnung empfangen zu dürfen. In zärtli-

cher Stimmung sprachen sie über ihr gemeinsames zukünftiges Leben. Agentin X flüsterte: «Wenn es uns gefingen würde, einige der chemischen Formeln aus den Sicherer-Laboratorien zu stehlen, könnten wir sie selber produzieren und dabei viel Geld verdienen.»

Sie vermutete nämlich, dass Hermann bei der Entdeckung eines neuen Gases mitgearbeitet hatte. Warum sollten die reichen I.G. Farben alle Profite einstecken? Warum sollten sie nicht Kopien der Formeln anfertigen?!

Hermann fühlte sich etwas ungemütlich, jedoch nach einiger Zeit stimmte er ihr zu. Einige Tage später waren vier Versuchsröhren, gefüllt mit Deutschlands neuem Giftgas, gestohlen und durch andere ersetzt worden. Erst lange nachher entdeckten die Nazis den Diebstahl im Laboratorium No. 27. Da waren die Röhren bereits in Berias Besitz.

Am 14. August, ein Tag vor der Hochzeit Hermanns mit Agentin X, entstand in den Sicherer-Werken eine furchtbare Explosion. Admiral Canaris sandte sofort drei Offiziere, welche die Sachlage untersuchen mussten. Man fand heraus, dass 22 Kisten, gefüllt mit hochexplosiven 10,5 cm G., mit TNT in Berührung gekommen waren. Die Explosion und die Ausströmung des Giftgases verursachten den Tod von ungefähr 40 Personen.

War es Unfall oder Sabotage? Wie es seine Gewohnheit war, nahm Canaris das letztere an. Beria wusste es! Und Hermann wartet heute noch auf seine Braut und ihre 8'000 Reichsmark. Agentin X überschritt die Schweizer Grenze. Sie wollte nichts mehr mit Spionage zu tun haben, sondern sich irgendwo als angesehene Person niederlassen und privatisieren.

Sie reiste nach England und dort entdeckte sie, dass die Freunde, mit denen sie in ständiger Verbindung gestanden, verschwunden waren. Der Zweite Weltkrieg war soeben ausgebrochen, und es kam ihr die plötzliche Vermutung, dass ihre Freunde vielleicht gar keine Engländer waren. Sie kannte einen Weg, um sich dessen zu vergewissern. Sie entdeckte, dass die Giftgasformel der Sicherer-Laboratorien in England gar nicht bekannt war. Wem hatte sie sie also verkauft? Sie fand es nie heraus. Aber Beria, ihr früherer Chef, merkte bald, dass sie die Formeln ein zweites Mal verkauft hatte – der britischen Regierung. Damit verschwand sie von der Bildfläche. Sie ist heute eine hässliche und verschrobene alte Jungfer. Niemand würde

vermuten, dass sie jemals etwas mit Spionage zu tun gehabt hat. Sie ist eine von den wenigen, die aussteigen konnten, als es noch Zeit war ...

Beria weiss, wie rasch und wie oft Geheimagenten ersetzt werden müssen. Entweder werden sie entlarvt und ihre Arbeit somit wertlos gemacht, oder sie werden gefangengenommen und erschossen. Er hatte Agentin X durch einen anderen NO. 7-Agent zu ersetzen. Er sandte das Mädchen Katja in die Benz-Motorwerke nach München, und einen anderen Agenten in die Daimler-Fabriken nach Stuttgart.

In der Mitte des Krieges erhielt Beria Kopien und Detailberichte über die Panzerwagen D.B.37, über neue DieselMotoren und über die neusten Erfindungen, die auf U-Booten verwendet wurden, welche von baltischen Häfen aus operieren sollten.

Beria machte folgende Überlegung: die Kommunisten hatten 5 Millionen Stimmen erhalten, bevor Hitler die Macht ergriff. Von diesen 5 Millionen wurden mindestens 500 entlassen, weil sie behaupteten, gute Nazis zu sein, in Wirklichkeit aber für Beria in SA. und SS-Uniformen weiterarbeiteten.

Die fliegenden Bomben, welche in England so grossen Schaden anrichteten, waren nicht nur von britischen Flug-Photographen entdeckt worden. Schon lange vorher erhielten britische Geheimdienstoffiziere Warnungen von Beria. Er wusste aus Rapporten der kommunistischen Untergrundbewegung, dass Deutschland diese fliegenden Bomben baute. Es war ihm auch bekannt, dass die Arbeiter, welche beim Bau der Startbahnen mithelfen mussten, gänzlich isoliert und sogar von ihren Familien getrennt wurden. Beria kannte genau den Standort der unterirdischen Fabriken. Offiziell wurden auf Grund von Berias Rapporten die Alliierten darüber von Russland informiert.

Als Beria viel später erfuhr, dass Canaris' Männer das schwedische Kurierflugzeug (im vorhergehenden Kapitel erwähnt) heruntergeschossen und die für die russischfinnischen Friedensverhandlungen notwendigen Dokumente erwisch hatten, wusste er, dass er die grösste Tat seiner Laufbahn immer noch zu vollbringen hatte: er musste Canaris liquidieren.

## DIE SCHÖNE «PAZIFISTIN»

### IV

In diesem Kapitel muss der Verfasser viel Persönliches einfügen, denn der grösste Teil des Erzählten basiert auf eigenen Erlebnissen.

Als Korrespondent für europäische und amerikanische Zeitungen lebte ich ungefähr sieben Jahre in Schweden. In dieser Eigenschaft konnte ich die verwickelte Spionagearbeit in Skandinavien von Admiral Canaris, Laurenti Beria und von den britischen und amerikanischen Geheimdiensten aus nächster Nähe beobachten.

Neutrale Länder eignen sich vortrefflich als Spionagezentren, und ein solches Zentrum war Stockholm. Am Anfang des Krieges, im Januar 1940, als ich Mitherausgeber der Zeitung «Trots Allt» war, besuchte mich in meinem Büro mein alter Freund Nils Nilson, der zu jener Zeit sozialistisch tätig war. Nils war mir immer sehr zugetan gewesen. Er war eine äusserst ernsthafte Persönlichkeit; obwohl Idealist, stand er mit beiden Füßen auf der Erde; er war sehr aktiv in der schwedischen Einigkeitsbewegung und betätigte sich auch auf dem Gebiete der Jugenderziehung. Er zählte 35 Jahre, sah aber viel jünger aus. Er war früher Pfadfinderführer gewesen und half nun den aus verschiedenen Ländern kommenden Flüchtlingen.

Nach dem Fall der Tschechoslowakei hatte er seine pazifistische Überzeugung fallen lassen und erkannt, dass der Krieg unvermeidlich war. Er war bereit, gegen die Angreiferländer zu kämpfen, denn seine Ideale erlaubten ihm nicht, so neutral zu sein wie seine übrigen Landsleute.

Nils benahm sich während seines Besuches bei mir äusserst seltsam. Ich hatte ihn nie vorher so bestürzt gesehen. Er erzählte mir, dass er in eine Liebesaffäre verwickelt sei und in diesem Zusammenhang einen unbestimmten und beunruhigenden Verdacht habe, dahingehend, dass er in eine geheimnisvolle Sache hineingetappt sei, vielleicht in etwas sehr Unangenehmes, das mit Spionage zu tun haben könnte. Er war zu mir als Freund gekommen und um mich um

Rat und um Hilfe zu bitten, da er wusste, dass ich als Journalist in solchen Dingen Erfahrung hatte.

Er brauchte vier Stunden für seine Geschichte. Draussen war es bereits dunkel und grosse Schneeflocken fielen zur Erde. Ich hatte grosses Interesse an seiner Erzählung und bat ihn, ja keine Einzelheiten auszulassen. Er begann:

«Du weisst, dass ich die Nazis hasse und dass ich nie ein Freund der Deutschen war. Ich liebe ihre Heilrufe nicht, ebensowenig sind mir ihre anmassenden Ansprüche auf Kultur sympathisch. Wir Schweden haben keine solch hochentwickelte Kultur, dafür sind wir aber ein anständiges Volk. Wir haben keinen Goethe und keinen Beethoven, dafür gibt es aber in unserem Lande keine Konzentrationslager und keine Gestapo. Schau mich an – ich habe mich in eine Frau verliebt, die ich als Nazispionin verdächtige. Ich muss irgend etwas unternehmen. Und du sollst mir sagen, ob sie eine Spionin ist oder nicht. Ich glaube, sie ist es. Wenn ich recht habe, musst du mir helfen, sie zu verhaften.»

Er machte eine Pause und starrte traurig durchs Fenster. Dann fuhr er fort:

Sie ist bestimmt in der Spionage tätig, aber ich sehe keinen Weg, es zu beweisen. Ich kann nicht eines blossen Verdachtes wegen die Polizei auf sie hetzen. Ich bin machtlos, aber je besser ich sie kenne, desto misstrauischer werde ich. Und ich kenne Greta Kainen schon sehr gut; ich komme mindestens dreimal in der Woche mit ihr zusammen. Jedesmal vermischen sich Abscheu und Furcht mit Zuneigung und Liebe. Mein Herz klopft schneller, wenn ich mit ihr spreche. Es braucht meine ganze Selbstbeherrschung, damit ich wie ein normaler Mensch handle. Ich wollte sie nicht wiedersehen, aber heute weiss ich, dass ich mit ihr zusammenkommen muss, bis ich die Wahrheit herausgefunden habe.

Ich kann mit dieser Frau nicht brechen – und dabei ist sie gar nicht mehr so jung. Sie ist schon ein wenig über vierzig und trotzdem von aufreizender Schönheit mit ihrer schlanken Blondheit und gescheiten Art, die so charakteristisch für viele unserer schwedischen Frauen ist. Sie übt einen einzigartigen Reiz auf mich aus, dem ich nicht widerstehen kann.

Ich nahm mir vor, ihr nie irgendwelche Informationen zu geben. Ich wollte sie ausfragen, die Wahrheit erfahren und sie dann entlarven. Nein, sie soll nie etwas herausbekommen!

Aber ich konnte bis jetzt meine Absichten nie ausführen; ihre Art der Kon-



versation ist äusserst raffiniert. Scheinbar so nebenbei erzählt sie unbedeutende, jedoch interessante Geschichten aus der diplomatischen Halbwelt, und dann stellt sie plötzlich, in Verbindung mit ihrer Geschichte, naiv eine harmlose Frage. Und ich beantworte sie – und einen Augenblick später möchte ich mit meinem Kopf gegen die Wand rennen.

Ich befürchte, dass ich ihr bereits Informationen über Personen und Dinge gegeben habe, welche die Achsenmächte interessieren könnten. Zuerst glaubte ich, es wäre Zufall; aber es geschah zu oft. Sie fragte nie zuviel und merkte genau, wann sie schweigen musste... Dann kann sie wieder ganz weiblich und weich werden. Ihre Augen blicken traurig und sie erzählt mir über ihr unglückliches Leben mit ihrem finnischen Gatten Veino.

Auf wundervolle Art versteht sie, von persönlich Erlebtem zu sprechen, so wundervoll, dass ich mir bisweilen Selbstvorwürfe mache. Was für ein Schuft bin ich doch, dass ich eine solch warmherzige Frau der Spionage verdächtige!

Ich weiss, es kann so nicht weitergehen. Aber diese Frau bedeutet mir alles. Ich dachte immer, ich könnte solche Situationen meistern. Aber es geht nicht.

Du weisst, an Weihnachten ist ganz Stockholm weiss von Schnee, es ist eine romantische Jahreszeit. Der Kungsgatan und der Regeringsgatan waren ganz beflaggt; Weihnachtsbäume mit ihren hellen Lichtern leuchteten überall. Greta und ich gingen durch die engen Gässchen der Altstadt zum Weihnachtsmarkt. Alles war so schön, so verwirrend. Die wochenlange Bekanntschaft mit Greta hatte mich um den Verstand gebracht; ich konnte nicht mehr klar denken. Alle meine Zweifel warf ich weg.

Wir überquerten die Brücke nach Skansen. Die festliche Stimmung, der Tanz, Glühwein, die alten schwedischen Volkslieder und das feierliche Kerzenlicht brachten den Höhepunkt in meine Beziehungen zu Greta. Ich küsste sie. Und dann verliessen wir das Restaurant, Gösta Berling. Es tat mir gut, in die kalte arktische Nacht hinauszukommen. Wir verliessen Skansen und wanderten durch den tiefen Schnee dem Mälarsee entlang. Wir waren ganz allein; ich küsste sie wieder. Und dann erzählte ich ihr, wie ungerecht ich ihr gegenüber gewesen sei. Ich versuchte, alles zu erklären.

«Stelle dir vor», sagte ich, «ich hatte dich im Verdacht –oh ich Idiot –eine Spionin zu sein.»

Sie war herrlich. Ihre Augen füllten sich mit Tränen, und dann lachte sie und lachte...

«Du hast es aber sicher nie richtig geglaubt.»

«O doch, ich war vollständig überzeugt davon.»

«Und trotzdem kamst du noch zu mir, liebtest mich immer noch?»

«Ja, ich kümmerte mich nicht darum», sagte ich. «Das Leben ist so kurz. Ich dachte bisher immer nur an Politik. Jetzt habe ich genug davon; ich will nichts mehr damit zu tun haben.»

Ich bedeutete ihr, dass uns nun ein Band zusammenhielt, welches nie zerreißen sollte. Ich wäre Idealist genug, sagte ich, um treue Freundschaft zu preisen, weil ich erfahren hätte, welch seltenes Geschenk sie sei.

Mit diesen Worten machte mir mein Freund sein Geständnis. Ich sagte ihm, dass die Liebe seine eigene Angelegenheit wäre, dass es mich aber nicht überraschen würde, sollte er so leicht in eine Falle des Feindes hineingetappt sein. Wahrlich, nur ein Idealist, fügte ich hinzu, könnte mit solch leicht durchschaubaren Methoden getäuscht werden.

Ich empfahl Nils eine Woche Skiferien in Are im Jämtland. Ich war überzeugt, dass dies ihn wieder zum Verstand bringen würde. Unterdessen wollte ich das Geheimnis dieses rätselhaften Falles zu ergründen suchen.

Manchmal wirkt eine Woche voll Schnee und Sonnenschein Wunder. Nils besiegte seine Leidenschaft; indessen wirkten zwei Ereignisse bei der Heilung mit. Das eine war Gretas Ankündigung, dass sie der schwedischen Friedensbewegung beitreten wollte. Das andere war das Ergebnis meiner Nachforschungen.

Bevor Nils nach Are fuhr, folgte ich meinen journalistischen Instinkten und bat einen Freund, der beim Dagens Nyheter arbeitete, über Gretas Vergangenheit Erkundigungen einzuziehen.

Ich wusste bereits einiges aus ihrem früheren Leben, aber mein Freund entdeckte noch viel mehr. Ihr Mädchename war Greta Anna Boiander. Im Ersten Weltkrieg war sie Krankenschwester gewesen und hatte einen deutschen Offizier geheiratet, der nach einem Jahre an der Front gefallen war. Bis 1927 hatte sie in Deutschland gelebt. Dann war sie an ihren Geburtsort in Schweden

zurückgekehrt, wo sie ihren heutigen Gatten kennenlernte. Veino Kainen war ein finnischer Reedereibesitzer, dessen Ehe mit Greta als sehr unglücklich bekannt war.

Greta hatte auch ein Buch geschrieben. Dieses Buch war ein Angriff auf die französischen Besetzungstruppen im Rheinland; offenbar war Greta sehr beunruhigt über das Vorgehen der französischen Negertruppen, die damals viele deutsche Mädchen vergewaltigt hatten.

Ich fühlte, dass ich auf einer Spur war. Nils' Verdacht war wahrscheinlich berechtigt, und diese Frau schien ein seltsames Spiel zu treiben. Aber was wollte sie eigentlich von Nils? Warum pflegte sie Freundschaft mit ihm? Das Rätsel wurde früher gelöst, als ich erwartet hatte...

Greta lebte in einem Grandhotel in Stockholm, das im Laufe des Krieges zu einem berüchtigten Spionagenest wurde. Sie konnte es sich erlauben; ihr Gatte war reich und grosszügig. Nils besuchte sie dort, als er von seinen Skiferien zurückkam.

Sie spürte nicht, dass er sich verändert hatte. Sie empfing ihn herzlich, küsste ihn und liess ihn von seinen Skifahrten erzählen. Dann rückte sie mit einer Überraschung heraus.

«Ich habe der schwedischen Friedensbewegung zwanzigtausend Kronen geschenkt. Und sie haben mich zum Ehrenmitglied ihres Exekutivausschusses ernannt und wollen mich auf eine Vortragsreise durch Schweden, Norwegen und Finnland schicken.»

Ein Geschenk von zwanzigtausend Kronen war wirklich eine grosszügige Tat, ganz besonders von einer früheren Krankenschwester.

«Das ist herrlich», sagte Nils ohne Begeisterung.

«Ist es dir nicht recht?» fragte sie ängstlich.

«Oh doch, natürlich habe ich nichts dagegen.»

Beruhigt begann sie ihm ihre Pläne mitzuteilen.

Es drohe Krieg, sagte sie. Es sei die Pflicht jedermanns, für den Frieden zu arbeiten. Die Friedensbewegungen in allen Ländern müssten bestrebt sein, den Krieg zu verhindern.

«Auch in Deutschland», sagte Nils.

Sie warf ihm einen erschreckten Blick zu, fasste sich dann aber wieder.

«Natürlich, auch in Deutschland.»

Sie hielt ihn für naiv genug, ihr zu glauben und nicht zu wissen, dass Hitler

in Deutschland alle antimilitaristische Organisationen zerstört hatte.

Sie fuhr fort, von ihren Plänen zu reden, und auf einmal wusste Nils, was sie von ihm haben wollte. Es wurde ihm klar, dass er dieser Frau in Wirklichkeit nichts bedeutete und dass sie ihn nur für ihre Zwecke zu missbrauchen beabsichtigte.

«Du bist Mitglied des Flüchtlingskomitees», sagte sie. «Du bist es, der entscheidet, ob ein Mensch als Flüchtling aufgenommen werden soll oder nicht. Du hast Unzähligen von diesen unglücklichen und heimatlosen Menschen geholfen. Und jeder von ihnen will arbeiten und gegen die Nazis kämpfen.» Sie fuhr fort, ihm ihren teuflischen Plan auseinanderzusetzen.

Es war klar, dass alle Flüchtlinge Geld nötig hatten; die Friedensbewegung sollte es ihnen geben. Dafür mussten die Flüchtlinge die Adressen von Leuten aufschreiben, die sie in Deutschland kannten, und von denen sie wussten, dass sie gegen Hitler und Mitglieder der deutschen Untergrundbewegung waren. Dann sollte antifaschistische Literatur zu diesen Leuten geschmuggelt werden, welche sie über das ganze Land zu verteilen hatten. Diese Leute in Deutschland sollten dafür alles bekanntgeben, was sie über deutsche Kriegsvorbereitungen, deutsche Aufrüstungen und deutsche Befestigungen wussten. Die Friedensbewegung wollte dann diese Informationen veröffentlichen. Auf diese Weise könnten dem deutschen Militarismus harte Schläge versetzt werden.

Der Plan war klar und überzeugend. Wenn Greta eine britische Spionin war, hatte ihre Idee eine grosse Bedeutung. War sie aber eine Naziagentin – und Nils war überzeugt, dass sie nicht für die Engländer arbeitete – bedeutete ihr Plan den Tod von Tausenden. Es konnte für Admiral Canaris eine glänzende Sache sein, die ganze unterirdische Bewegung in ihrer eigenen Schlinge zu fangen. Es war uns jedoch noch nicht alles klar. Wir mussten mehr erfahren. Eine Zeitlang hatte ich die verrückte Idee, dass Greta für beide Seiten arbeiten könnte.

Ich erklärte Nils, was er als nächstes zu tun hatte: er sollte ihr seine Hilfe zusagen, jedoch sollte er ihr mitteilen, dass er zuerst die Zustimmung der anderen Mitglieder des Komitees haben müsse.

Greta wusste nicht, dass Nils und ich von 1934 an bis zum Ausbruch des Krieges Propagandaliteratur nach Deutschland geschmuggelt hatten. Oder

vielleicht wusste sie es und wünschte die Namen der Verbindungsmänner von Nils zu erfahren. Sie täuschte ihm Liebe vor, damit er ihr vollständig vertraute; und ihr Spiel hätte beinahe geklappt.

Wie dem auch sei, wir waren uns nicht ganz im Klaren, was sie nun tun wollte. Wir ahnten es nur. Wir berieten uns mit meinem Freund – nennen wir ihn Stig Anderson – einem Agenten des britischen Geheimdienstes. Er war ein geborener Schwede, seine Mutter jedoch gebürtige Engländerin, und ich wusste, dass er den Engländern sehr zugetan war. Er stritt ab, für den britischen Geheimdienst zu arbeiten – er war zu dieser Irreführung eidlich verpflichtet – auf jeden Fall war ich überzeugt, dass er mir helfen konnte und dass Greta für London ein interessantes Problem war.

Stig hörte uns aufmerksam zu. Er machte Notizen und bat uns, vorsichtig zu sein. Er versprach, uns innerhalb einer Woche Informationen zu geben; inzwischen sollte ich kein einziges Wort über diese Angelegenheit veröffentlichen, bevor er es mir erlaubte. Nils und ich waren damit einverstanden.

Greta war eine sehr beschäftigte Frau. Sie sagte Nils, dass sie wegen finanzieller Angelegenheiten und wegen ihrer bevorstehenden Scheidung nach Helsinki reisen müsse. Unterdessen war er beim Flüchtlingskomitee tätig, denn man wollte in zwei Wochen mit der beabsichtigten Arbeit beginnen. Nils anbot sich, einige Artikel und Erlasse über die neue Friedenskampagne zu veröffentlichen. Wir wollten Greta an der Nase herumführen, bis wir stichhaltige Beweise gegen sie in Händen hätten. Sie betrachtete Nils als ein williges Werkzeug der „Friedensbewegung“.

Unterdessen flog ich nach Helsinki und erkundigte mich dort über die Aktivitäten von Herrn und Frau Veino Kainen. Das erste, was ich erfuhr, war, dass Frau Kainen sich gar nicht in Helsinki befand. Sie hatte also gelogen. Dann fand ich heraus, dass Herr Kainen Chef einer deutsch-finnischen Schiffsgesellschaft war, welche in den höchsten Tönen vom deutschen Reisebüro empfohlen wurde.

Diese Auskunft überzeugte mich davon, dass Greta so gefährlich war, wie ich vermutet hatte. Ich eilte zurück nach Stockholm, weil ich fühlte, dass meine Gegenwart dort vielleicht irgendein grosses Unglück verhindern konnte. In Stockholm ging ich sofort zum Polizeichef. Ich erzählte ihm alles, was

was ich wusste, und alles, was Greta plante; erwähnte aber kein Wort von Nils oder Stig, meinem schwedischenglischen Freund.

Polizeichef Torsten Söderström versprach mir, seinen Männern den Fall zu übergeben und gab mir zugleich die Zusicherung, dass ich als erster darüber in den Zeitungen schreiben durfte, was nur fair war.

Der Stein kam rasch ins Rollen. Der britische Geheimdienst, die schwedische Fremdenpolizei und – wie ich später erfuhr – auch der russische Geheimdienst verfolgten schon lange die schöne Greta. Und ich, ein gewöhnlicher Journalist, der in diese Sache hineinverwickelt wurde, versuchte, diese Verfolgung zu leiten. Von da an wurde jeder Schritt Gretas bewacht.

Es kam heraus, dass Greta sich zwei Wochen lang im Heime von Propagandaminister Joseph Goebbels in Berlin aufgehalten hatte. Verschiedene Male war sie auch Gast von Admiral Canaris gewesen. Aus diesem Grunde konnte sie in Helsinki nicht gefunden werden. Jedoch muss sie dort einen Verbündeten gehabt haben, denn Nils hatte einige Liebesbriefe von ihr erhalten, die in Finnland abgestempelt worden waren. Herr Söderström fand auch heraus, dass sie einmal von Mussolini empfangen worden war. Das war eine ganze Menge Beweismaterial gegen Greta. Trotzdem hatte sie sich nicht gegen die Gesetze des demokratischen Schweden vergangen; sie hatte das Recht, sich in Schweden aufzuhalten.

Im Februar 1940 kehrte sie nach Stockholm zurück. Offensichtlich schöpfte sie keinen Verdacht. Kurz darauf ging sie auf ihre Vortragsreise gegen den Militarismus. Sie sprach ungefähr an fünfzig Versammlungen und spielte dabei die Rolle einer überzeugten Pazifistin. Sie zitierte stets die vielen Versicherungen Hitlers, dass er nur den Frieden gewollt habe.

Die Friedensbewegung gab selbst Zeitungen und gedruckte Pamphlete heraus; schwedische Parlamentsabgeordnete, welche Mitglieder der Gesellschaft waren, verteidigten plötzlich die Abtretung des Sudetenlandes und Danzigs an Deutschland. Sie begründeten dies damit, dass Deutschland natürliche Ansprüche auf Danzig und den Polnischen Korridor habe.

Es war ganz klar, dass die Nazis hohe Summen für die Organisation von Friedensdemonstrationen ausgaben. Natürlich sabotierten diese die Aufrüstungsprogramme der verschiedenen skandinavischen Regierungen; jedoch

hatte niemand eine Ahnung, wer hinter diesem Programm stand. Diese «Pazifisten» verbanden sich mit ernsthaften religiösen Vereinigungen, mit Sozialisten und Kommunisten, mit Prohibitionisten und der liberalen Presse, um zu predigen, dass die kleinen Demokratien für die Idee des Friedens eintreten müssten.

Greta sandte Abgeordnete zu Friedenskonferenzen nach England, der Schweiz, Holland und nach den Vereinigten Staaten. Und jedermann, Freund oder Feind, achtete sie als eine talentierte und unermüdliche Frau. Nur wir wenigen wussten, dass sie auf dünnem Eise Schlittschuh fuhr. Endlich kam der Tag, an welchem Nils und ich handeln konnten.

Ich veranlasste eine Zusammenkunft zwischen Greta und einem Manne, der bereit war, ihr für eintausend Kronen folgende Informationen zu verkaufen: 1. Rapporte über die deutsche geheime Aufrüstung. Die Namen von zwei Mitgliedern der Untergrundbewegung in Deutschland. 2. Photographien von Befestigungswerken des nördlichen Norwegens.

Unser Komplize war ein Flüchtling, der sich ihr gegenüber als deutscher Jude ausgab, der nach Norwegen gereist war, dort jedoch die Aufenthaltsbewilligung nicht erhalten hatte und jetzt dringend Geld benötigte.

Er spielte seine Rolle sehr gut und erzählte ihr eine lange und überzeugende Geschichte von sich selbst, wie er aus Deutschland geflohen sei, wo er mit der Untergrundbewegung zusammengearbeitet und wo er in Deutschland Freunde habe, die in Rüstungsfabriken arbeiteten.

Er sprach ein mangelhaftes Deutsch mit berlinischem Akzent. Die ahnungslose Greta wurde getäuscht; sie kaufte die wertlosen Informationen. Eine Stunde später wurde sie von der schwedischen Polizei verhaftet.

Im Gefängnis spielte sie weiter die Dame. Sie behauptete, dass sie eine überzeugte Pazifistin sei, die glaubte, dass ganz Europa Deutschland Zugeständnisse machen sollte, weil England und Frankreich degenerierte Nationen seien. Sie gab zu, dass sie Mussolini, Goebbels, Göring, Canaris und sogar Hitler persönlich kenne. Dennoch leugnete sie, dass sie auf die Befehle der Nazis hin gearbeitet hatte.

Zu ihrer Enttäuschung vermochte die schwedische Polizei keine Beweise dafür zu erbringen, dass Greta gegen Schweden Spionage getrieben hatte. Da

sie durch Heirat Finnin geworden war, konnte man sie nur ausweisen. Eine pikante Note in dieser Affäre war der Versuch der Gräfin Fanny von Willamowitz-Möllendorf, der Schwägerin des früheren Reichsmarschalls Hermann Göring, für die finnisch-deutsche Spionin zu intervenieren; jedoch hatte sie dabei keinen Erfolg.

Ich glaube immer noch, dass der Pazifismus eine grosse und vitale Idee in der Welt ist und dass der Antimilitarismus heute in Europas Schulen gepredigt werden sollte. Aber ich habe wie viele andere herausgefunden, dass alle Bewegungen sich ihre Anhänger näher anschauen sollten. Admiral Canaris hatte seine Männer in die europäische Friedensbewegung hineingeschmuggelt und benutzte sie dazu, um Aufrüstungen in andern Ländern zu verhindern und den wehrlosen Zustand der Demokratien zu verlängern. Der führende Geist hinter diesem „Pazifismus“ war Greta Kainen...

Später, als Finnland ein Alliiertes Hitlers wurde, benahm sich das Ehepaar Kainen, dessen Ehe nicht mehr unglücklich zu sein schien, sehr aktiv. Es organisierte in verschiedenen nordischen Ländern die Hafenspionage. Veino Kainens Beruf als Reedereibesitzer kam ihm dabei sehr zustatten.

Es war natürlich Greta Kainen, die nach Berlin meldete, als das Kurierflugzeug mit den finnisch-russischen Waffenstillstands-Dokumenten den Flughafen von Stockholm verliess. Nach heftigsten Vorwürfen der Presse wurden schliesslich die schwedischen Flugfelder alle aufs strengste bewacht.



*DIE KOMPLIZIERTE GESCHICHTE VOM FRIEDRICH EGE*

V

Die Russen wussten sehr gut, dass Greta Kainen eine der wichtigsten Nazi-Agentinnen in Skandinavien war. Greta Kainen, die versucht hatte, Nils und viele andere zu täuschen, war keine Pazifistin, sondern eine überzeugte Militaristin. Sie war eine glühende finnische Nationalistin, welche Russland aus tiefstem Herzen hasste. Laurenti Reria wusste dies und begann schon sehr früh, sie im Auge zu behalten.

Im Oktober 1941, wenige Monate nachdem Hitler Russland überfallen hatte, gab Greta Kainen eine Cocktailparty in Helsinki. Eine seltsame Mischung von Gästen füllte ihr elegantes Heim. Es befanden sich darunter einige deutsche Abgeordnete in Zivilkleidung, einige bekannte finnische Nazis, einige Dichter und Journalisten – und Professor Friedrich Wilhelm Borgmann, Leiter des deutschen Reisebüros in Finnland. Es war eine sehr fröhliche Gesellschaft; jedermann tanzte, trank und besprach den letzten Gesellschaftsklatsch.

Unter den Journalisten befand sich ein Deutscher namens Friedrich Ege, ein bekanntes Mitglied der Auslandskorrespondenten in Finnland und Günstling von Greta Kainen. Es war bezeichnend für ihre königliche Art, dass sie stets Günstlinge hatte, und zwar gewöhnlich mehrere zur selben Zeit.

Ich kannte Ege und verachtete ihn, weil er ein Nazi war. Fraglos war er ein deutscher Spion; offizielle Nachforschungen hatten mir dies bestätigt. Ich war öfters mit ihm persönlich zusammengekommen.

Im April 1933 war dieser grosse, blonde Deutsche über die schwedische Grenze gekommen. Er schien ungefähr in den Dreissigern zu stehen. Er wurde von seiner Frau, einer Berlinerin, begleitet. Die beiden führten eine grosse Menge Gepäck mit sich. Den schwedischen Behörden erklärten sie, sie seien deutsche politische Flüchtlinge, die gezwungen worden wären, Deutschland zu verlassen; denn Freunde hätten sie gewarnt, dass sie bald verhaftet werden sollten.

Die schwedische Polizei prüfte den Fall sorgfältig, und Herr Söderström führte die Verhöre. Man gab Ege eine provisorische Aufenthaltsbewilligung.

Die Eges hatten eine ganze Menge Geld und benahmen sich wie aufrichtige Nazigegner. Flüchtlinge, denen es schlecht ging, empfingen sie in ihrer Wohnung und gaben ihnen Geld. Trotz dieser Grosszügigkeit war Ege nicht sehr beliebt. Ein emigrierter deutscher Universitätsprofessor erzählte mir, dass Ege ihn zum Essen eingeladen habe. Er hatte ihn mit einem freundschaftlichen Schlag auf die Schulter empfangen und dabei gesagt: «Nun können Sie sich vollfressen, mein Freund!» Fraglos war Ege kein Mann von sehr zartem Gefühl.

Ege arbeitete nicht. Er verbrachte seine Zeit damit, Schwedisch zu lernen und an Flüchtlingsversammlungen teilzunehmen. Auch machte er Propaganda gegen die Nazis. Wie alle andern Flüchtlinge, hatte er keine Heimat; dafür schien er aber sehr vermögend zu sein. Allerdings verdiente er etwas Geld, indem er von Zeit zu Zeit Zeitungsartikel veröffentlichte. Bestimmt konnte er aber nicht von den kleinen Honoraren für sein Leben aufkommen.

Eines Tages traf die Flüchtlingsvereinigung in Schweden ein harter Schlag: Friedrich Ege erhielt eine ausgezeichnete Stellung. Er wurde Generalvertreter eines deutschen Verlagshauses, des bekannten Verlages Reclam in Leipzig.

Alle Leute, die Ege kannten, waren wütend. Dass Ege für die Nazis arbeitete, war ein erstklassiger Skandal. Man begann ihn zu meiden, denunzierte ihn bei der Polizei und machte ihn für hunderterlei Verbrechen verantwortlich, die er gar nicht begangen haben konnte. Alle seine Freunde wollten nichts mehr von ihm wissen, damit sie nicht auch noch selbst der Spionage verdächtigt würden.

Ege versuchte zu erklären, dass er aus rein geschäftlichen Gründen die Stelle angenommen habe. Er sei kein NaziAgent, protestierte er; doch müsse er sich selbst und seine Frau ernähren. Aber der Chef der schwedischen Polizei, Torsten W. Söderström, wollte diese Rechtfertigungsversuche nicht akzeptieren. Ege und seine Frau wurden neuerdings langen Verhören unterzogen. Söderström fand heraus, dass der Vater von Frau Ege Offizier der Gestapo in Berlin war.

Der Polizeichef verhaftete jedoch Herrn und Frau Ege nicht. Er befahl ihnen nur, Schweden innerhalb einer Woche zu verlassen, und gab ihnen die Erlaub-

nis, nach irgendeinem anderen Land auszuwandern, wenn sie nicht nach Deutschland zurückkehren wollten.

Die Eges reisten ab. Die Möbel und die Koffern, die sie von Berlin mitgebracht hatten, wurden verpackt und eingeschifft. Bei den wenigen Freunden, die sich von ihnen verabschiedeten, beklagte sich Ege bitter und wiederholte dabei immer wieder, dass er kein Nazi sei. «Die Nazis sind morderische Gangster», erklärte er. Wenige glaubten ihm und liessen sich überzeugen, dass er eine schwere Ungerechtigkeit erdulden müsse. Ich schloss mich der Mehrheit an und stimmte zu, dass ein Nazigegner nie für eine Nazifirma arbeite. Bei der letzten Zusammenkunft der Auslandskorrespondenten, als Ege von mir und seinen andern Kollegen Abschied nahm, versicherte er uns mit solchem Ernst, dass wir eines Tages erfahren würden, er sei kein Nazi, dass ich ihm beinahe Glauben schenkte. Innerhalb einer oder zweier Wochen verschwanden jedoch meine Zweifel...

Die deutsche Presse benutzte Eges Ausweisung aus Schweden als Vorwand für eine politische Kampagne gegen die schwedische Regierung und gegen König Gustaf. Über Nacht wurde Ege ein Märtyrer. Er ging nach Finnland, wo er seine Maske vollständig fallen liess. Alle deutschen Zeitungen feierten ihn als Helden, und kurz nach seiner Ankunft in Finnland wurde er Chefredaktor der Zeitung «Die Deutschen in Finnland».

Die ganze skandinavische Presse erkannte Ege nun als Mitglied der Fünften Kolonne in den nordischen Ländern. Und jedermann freute sich darüber, dass Schweden von diesem gefährlichen Mann befreit worden war. Mehrere Artikel widmete ich Friedrich Ege, dem Nazi-Spion. Nach seiner Ausweisung hatte man festgestellt, dass er ebenfalls für die Nordische Gesellschaft gearbeitet hatte, eine bekannte deutsche Spionageorganisation. Diese Vereinigung, deren Ehrenpräsident Heinrich Himmler war, hatte man gegründet, um «kulturelle Beziehungen mit den nordischen Völkern» zu unterhalten. Die Nordische Gesellschaft hatte Zweigstellen in jedem deutschen Hafen und in den wichtigsten Städten Skandinaviens. Nach der Besetzung Dänemarks und Norwegens waren Mitglieder dieser Vereinigung zu «Verwaltern» der genannten Länder ernannt worden.

Eines Tages, im Jahre 1941, besuchte ein hoher Nazi Ege in seiner Woh-

nung in Helsinki. Es war ein grosser blauäugiger Teutone namens Vitalis Pantenburg. Pantenburg war einer der Führer der Nordischen Gesellschaft und auch leitend in der skandinavischen Abteilung des deutschen Geheimdienstes. Er hatte Olaf Sundlo, den Befehlshaber der norwegischen Streitkräfte in Narvik, bestochen, damit er und seine Offiziere die Truppen verliessen, während die Deutschen ihre Invasion in Norwegen machten. (Diese Episode ist eine der Quellen von John Steinbecks «Der Mond ging unter».)

Pantenburg beauftragte Ege, die russische Gegenspionage in Skandinavien zu bekämpfen. Denn die OGPU wusste alles über die geheimen Truppenansammlungen in Finnland, die Nazispionage in Karelien und kannte auch die deutschen Befestigungswerke an der russisch-finnischen Grenze.

So wurde Ege Pantenburgs Mitarbeiter. Man teilte ihm eine weibliche Agentin zu, welche unter dem Namen Nr. 25 bekannt war. Sie sollte Eges Informationen nach Deutschland weiterleiten.

Jedermann, der Greta Kainen, Nr. 25, mit Friedrich Ege zusammen sah, glaubte an eine Liebesaffäre. Nur wenige wussten, dass Greta Eges Informationen in für Berlin bestimmtes Diplomatengepäck hineinschmuggelte. Und Ege verschaffte sich ausgezeichnete Informationen. Er rapportierte über Murmansk, über russische Bewegungen auf der Kola-Halbinsel und über die kommunistischen Parteien in Skandinavien. Seine Auftraggeber waren mit ihm so sehr zufrieden, dass sie innert kurzer Zeit sein Salär zweimal erhöhten. Der deutsche Geheimdienst betrachtete Ege als einen seiner wichtigsten Agenten und war überzeugt, dass seine Nachrichten stets genau und ohne Fehler waren. Seit langem arbeiteten fünf Unteragenten unter seiner Führung. Er hatte ein ausgebreitetes und enges Spionagenetz gewoben. Sowohl die Finnen als auch die Deutschen konnten auf Grund seiner Informationen wichtige Verhaftungen vornehmen.

Im Jahre 1942 bestand kein Zweifel mehr über Ege. Die schwedische Presse nannte ihn stets eine «Viper im Herzen von Skandinavien», einen der gefährlichsten Spione und «agents provocateurs» in den nordischen Ländern. Trotzdem wollten ihn die Finnen nicht ausweisen, denn er hatte ihnen zu viele wertvolle Nachrichten über Russland gegeben. Wenige wussten so viel über die Tätigkeit der kommunistischen Internationale wie Friedrich Ege.

Inzwischen hatte ich Schweden verlassen und war nach Amerika übergesiedelt. Ich hatte beinahe Eges Namen und den Nachtmahr der Naziagenten in Skandinavien vergessen. Eines schönen Tages, als ich in der Untergrundbahn von New York die «New York Times» las, setzte mein Herz aus. Mit zunehmendem Erstaunen und Bestürzung las ich in dieser Zeitung vom 7. Juni 1943 folgende Notiz:

«Die Gestapo hat einen Journalisten hingerichtet.

Stockholm (Schweden), Montag, den 7. Juni. (U. P.) Zuverlässigen Nachrichten von Helsinki zufolge hat heute die Gestapo Friedrich Ege hingerichtet, einen deutschen Journalisten, der vor Kurzem von den finnischen Behörden wegen Spionageverdacht verhaftet worden war. Diese Nachrichten besagen, dass Herr Ege von der Gestapo übernommen und nach Estland übergeführt wurde, wo die Hinrichtung stattfand. Herr Ege, ein bekanntes Mitglied der Auslandskorrespondenten in Helsinki, war der Nachrichtenübermittlung zugunsten Russlands angeklagt.»

So hatte also Ege recht gehabt, als er die prophetischen Worte ausrief: «Eines Tages werdet ihr erfahren, dass ich kein Nazi bin.» Aber jetzt war es zu spät. Wie tragikomisch ist doch die Tatsache, dass Hunderte von Artikeln gedruckt wurden, die Ege mit Nazispion und ekelhaftem Verräter betitelten!

Wie tragisch musste ein solches Leben sein! Zweifellos hatte Ege mehr für die Vereinten Nationen getan als alle seine Verleumder. Alle, die ihn verletzt hatten, würden nun gerne ihre Angriffe wieder zurücknehmen, aber es war zu spät. Was, fragte ich mich, war aus meinen journalistischen Instinkten geworden? Es war für mich kein Trost, dass hundert andere dieselben verzerrten Gerüchte wie ich über ihn hatten drucken lassen. Dennoch war die Täuschung nötig; hätten wir die Wahrheit gewusst, würde er seine Arbeit nicht ausgeführt haben können.

Ich interviewte einen finnischen Diplomaten in Washington, der mir zu verstehen gab, dass die letzten Meldungen auch falsch sein könnten. Er vermutete, dass möglicherweise Ege immer noch lebe. Jedoch konnte ich nichts Definitiv-

ves herausfinden. Von Stockholm aber erhielt ich detailliertere Informationen:

Die Deutschen behaupteten, dass Ege ihnen von der OGPU bereite Nachrichten vermittelt habe. Seit Jahren schon hatte er für die Russen gearbeitet. Er hatte mitgeholfen, russische Fallschirmabspringer zu verbergen, die in Finnland abgesprungen waren. Er hatte den Russen Angaben über deutsche Truppenstärken im Baltikum und an der Ostsee gemacht. Und vor allem war es ihm möglich gewesen, den Russen alles zu sagen, was die Deutschen über Sowjetrussland zu erfahren wünschten. Aus dem, was die Deutschen ausfindig machen wollten, konnten die Russen auf ihre zukünftigen Pläne schliessen.

Ege gab den Russen auch Auskunft über die amerikanischen Waffenlieferungen an Finnland während des ersten russischfinnischen Krieges und über die Waffenlieferungen des schwedischen Waffenkönigs Axel Wenner-Gren, der später in Mexiko lebte und von den Alliierten auf die schwarze Liste gesetzt wurde.

Eges Verhaftung war mit seltsamen Wendungen des Schicksals verbunden, wie sie so oft in der Geschichte unserer Tage vorkommen. Offenbar war ihm die Verachtung aller anständigen Menschen mit der Zeit unerträglich geworden. Eines Tages sagte er zu einem schwedischen Pazifisten, dass er wirklich gegen den Krieg eingestellt sei und die Nazis von Grund auf hasse. Der Pazifist war von der Wahrheit dieser Worte überzeugt und sprach darüber mit andern Leuten, nicht träumend, dass alle pazifistischen Organisationen Europas von Naziagenten durchsucht waren. So kam es auch zu den Ohren von Greta Kainen. Ihr Verdacht war erwacht, denn Ege schien keinen Grund mehr zu haben, gegen seine Nazigesinnung zu protestieren. Sie machte Friedrich Wilhelm Borgmann, dem Chef des deutschen Reisebüros, Mitteilung, und von da an wurde Ege sorgfältig überwacht.

Aber der deutsche Geheimdienst in Finnland konnte gegen ihn nichts Belastendes herausfinden. Trotzdem trug man Ege in die Liste der verdächtigen Agenten ein. Wieder und wieder durchsuchten sie seine Wohnung, seinen Wagen, seine Kleider; fanden aber nichts. Dann, eines Tages, sah man ihn in Begleitung einer bekannten finnischen Schriftstellerin, die ebenfalls unter Beobachtung stand. Schliesslich fand man in ihrem Hause einen russischen Fall-

schirmabspringer. Die Naziagenten fanden dort ebenfalls die Teile eines Geheimsenders, die Eges Fingerabdrücke trugen.

Am Ende entdeckte man auch die vollständige Sendeeinrichtung, welche die Schriftstellerin in ihrem Heime verborgen gehalten hatte. Dies war der Apparat, mit welchem Ege Rapporte nach Russland gesandt und auch von Laurenti Beria Befehle entgegengenommen hatte. Das Schicksal der Schriftstellerin ist jetzt bekannt geworden: sie wurde verhaftet und zum Tode verurteilt, jedoch später zu lebenslänglicher Haft begnadigt, und dann im Jahre 1945 von den Russen befreit.

Dieselben schwedischen Quellen besagen, dass der deutsche Geheimdienst Kenntnis hatte von einer Radiobotschaft, die an die OGPU gesandt worden war, und die dahin lautete, dass ein Munitionszug zwischen Norwegen und Finnland unterwegs war. Er hatte dies übermittelt, und der Zug wurde dann von Saboteuren in die Luft gesprengt.

Daraus bekommen wir etwas Einblick in Eges Arbeitsgebiet. Ich plagte mich mit Gewissensbissen und kam zur Überzeugung, dass Ege einer von den vielen unbesungenen Helden dieses Krieges war. Er trug keine Uniform; er war nicht mit einem symbolischen Abzeichen geschmückt. Jedermann betrachtete ihn als eine verachtenswerte Kreatur, sogar die Nazis, in deren Diensten er gestanden hatte, denn niemand liebt Spione. Wie furchtbar muss dieses Leben gewesen sein! Denn kein Mensch, nicht einmal seine Frau, hatte um seine Doppelrolle gewusst. Schliesslich konnte er nicht mehr alles allein ertragen. Der Geist, der ihn gegen die Nazis kämpfen liess, führte ihn auch zu seinem endgültigen Untergang.

Die Tragödie ist noch nicht zu Ende. Der finnische Diplomat, der angenommen hatte, dass Ege nicht hingerichtet worden war, hatte recht gehabt. Einige Wochen später veröffentlichte «The New York Times» eine andere kleine Notiz: Eges Todesurteil war in vierjährige Haft abgeändert worden. Wir können vermuten, was geschehen war. Ege hatte zum Schluss den leichtesten Weg gewählt: wenn man in dieser Branche tätig ist, muss man bisweilen für beide Parteien arbeiten...

## ATTENTAT AUF ADMIRAL CANARIS

### VI

Man kann leicht verstehen, dass die Liquidation von Canaris und die Vernichtung seines Spionagenetzes im Baltikum und in den arktischen und nordatlantischen Regionen schwieriger war, als Beria angenommen hatte. Admiral Canaris war erfinderisch. Seine Agenten konnten erwischt werden, aber sofort setzten Ersatzmänner ihre Arbeit fort.

Nach der Katastrophe von Stalingrad, als sich die grosse Kriegsflut gegen die Nazis wandte, errichtete der russische Geheimdienst eine neue Abteilung, allein dafür bestimmt, amerikanische und britische Hilfstruppen und Konvois zu schützen. Die OGPU gründete Zweigstellen in Iran, in Finnland und im nördlichen Teil von Norwegen, von wo aus die Schiffe mit Murmansk als Bestimmungsort überwacht wurden.

In Iran arbeiteten Berias Agenten ausgezeichnet. Sie vernichteten alle Quislinge und fremden Agenten und zerstörten die Sabotagetätigkeit der Fünften Kolonne.

Das von den Deutschen besetzte Norwegen und Finnland zeitigten ganz andere Probleme. Die U-Boots-Basen in der Gegend des Nord-Kaps, des Varanger Fjords und von Petsamo waren tödliche Bedrohungen der alliierten Schifffahrt. Während einer gewissen Zeit wurden beinahe fünfzig Prozent aller Schiffe, die nach Murmansk fuhren, von deutschen U-Booten torpediert, welche ihre Basen im hohen Norden hatten.

Die Russen und Engländer trafen Massnahmen. Sie bombardierten Petsamo in Finnland und verschiedene Punkte des nördlichen Norwegens. So wurden auch die Schlachtschiffe «Bismarck», «Scharnhorst» und «Tirpitz» angegriffen. Die «Tirpitz» wurde gezwungen, in einem Fjord Zuflucht zu suchen. Norwegische Patrioten und russische Agenten beobachteten die Bewegungen dieser Schlachtschiffe aufs sorgfältigste. Man stellte auf diese Weise fest, dass die «Bismarck» und die «Scharnhorst» die norwegische Küste verliessen. Die Agenten besaßen private Kurzwellensender, so dass die alliierten Geheimdienste innerhalb weniger Minuten informiert waren. Nur sieben Stunden, nachdem das britische «Naval Intelligence Service» von norwegischen Patrio-



ten die Botschaft erhalten hatte, dass die «Scharnhorst» in See stach, lag dieses moderne Schlachtschiff bereits auf dem Grunde des Atlantiks.

Beria gab sich immer noch nicht zufrieden. Die grossen Schlachtschiffe waren bestimmt gefährlich, aber auch ohne deren Existenz bedeuteten die nördlichen deutschen U-Bootbasen eine beständige Bedrohung. Beria liess noch mehr Fallschirmjäger über Finnland und Norwegen abspringen. Aber die deutschfreundliche finnische Polizei und Gegenspionage war offenkundig auf der Hut. Viele von Berias Agenten wurden verhaftet. Den Finnen wurde befohlen, diese Russen alle hinzurichten. Im Hinblick auf eine mögliche Kapitulation fürchteten die Finnen, dass die Russen ihnen dies nie vergeben würden und wünschten die Todesurteile in lebenslängliche Gefängnisstrafen umzuwandeln. Canaris jedoch war damit nicht einverstanden.

Die Niederlagen im Norden schmerzten Canaris sehr. Er verlor seine drei grossen Schlachtschiffe; mit Hilfe von Russen und norwegischen Patrioten entkamen ständig russische Kriegsgefangene aus den Lagern in Norwegen; trotz aller seiner Anstrengungen fuhren die Konvois weiter nach Murmansk.

Nicht seine Sorgen allein veranlassten Canaris, auf den Todesurteilen zu bestehen. Er verfolgte einfach die Taktik der Nazis überhaupt, die so viele Völker wie nur möglich in ihre Verbrechen hineinzogen. Je mehr die Finnen auf ihrem Gewissen hatten, desto weniger waren sie bereit, mit Russland einen Separatfrieden abzuschliessen.

Keine Abteilung irgendeines militärischen Geheimdienstes vergisst je auch nur den Tod eines ihrer Männer. Oft ist die Hinrichtung eines Agenten der Auftakt für eine ganze Welle von Hinrichtungen auf beiden Seiten. Ein Geist der Rache geht um. Die Polizei hat ähnliche Methoden: sie vergisst nie den Mord an einem Kameraden und ruht nicht, bis er gerächt ist.

Wir können uns deshalb vorstellen, was geschehen war, dass Laurenti Beria für jeden getöteten russischen Agenten Rache schwur! Die Art seiner Rache war für ihn typisch: er beschloss, sich an das Haupt der verantwortlichen Organisation heranzumachen, die für den Tod seiner Kameraden haftbar war. Er wollte Admiral Canaris für seine Morde büssen lassen.

Zwei von Berias erprobtesten Totschlägern wurden für diese Aufgabe ausgewählt. Wahrscheinlich werden wir ihre Namen nie erfahren – nennen wir sie «Iwan» und «Boris». Beide Männer wurden nach Deutschland hineingeschmuggelt, wo russische Agenten den Kontakt mit ihnen aufnahmen.

Deutsche Gegenspione haben vielleicht etwas davon erfahren. Oder es kann sein, dass Canaris schlaue genug war, um Berias nächsten Schachzügen zuvorzukommen. Auf jeden Fall hatten Gerüchte die Weltpresse erreicht, dass Canaris bei Hitler in Ungnade gefallen und dass ein anderer Chef des Geheimdienstes eingesetzt worden sei. Aber diese Gerüchte hatten keinen Einfluss auf Beria und seine Agenten; sie änderten ihre Pläne nicht.

«Iwan» war ein grosser, flachshaariger Russe, der an der bolschewistischen Revolution teilgenommen hatte. «Boris» hatte seine Erfahrungen als Agent im spanischen Bürgerkrieg gesammelt. Keiner von beiden war besonders intelligent. Aber sie waren gute Raufbolde, grobschlüchtig und unkompliziert. Andere hatten alles zum Voraus vorzubereiten; dann sollten die beiden im richtigen Augenblick eingreifen.

Die Kommunistische Internationale hatte schon oft Entführungen und Ermordungen angestiftet. Generale der Weissgardisten, Anhänger und Verbündete Trotskis und Antikommunisten waren gewöhnlich ihre Opfer. Die Mörder wurden nie gefangengenommen, aber es waren stets «Iwans» oder «Boris'», die nie ein besonderes Training nötig hatten, weil sie sozusagen geborene Killer waren.

Die zwei Männer Berias warteten geduldig auf ihren Augenblick. Sie liessen sich in einer für sie ausgewählten schönen Villa in Grunewald bei Berlin häuslich nieder. Sie durften nicht einmal über die Schwelle der Haustüre gehen; wochenlang waren sie nichts anderes als Gefangene. Hier mussten sie auch die nächtlichen Luftangriffe auf Berlin über sich ergehen lassen, und hier töteten sie die Zeit mit Kartenspielen.

Nach dem Attentat hatten die Mörder in die selbe Villa zurückzukehren und dort noch einige Wochen still zu verharren. Dann sollten sie versuchen, eines der kleinen Fischerdörfer zu erreichen, wo ein U-Boot sie abholen würde.

Inzwischen sammelten Berias Agenten in Deutschland Einzelheiten über die Gewohnheiten von Admiral Canaris. Der ganze Plan sollte sich darauf stützen.

Canaris spielte gerne. Er unterhielt seltsame Beziehungen zu einem rumänischen Diplomaten. Die Verbindung war nicht sehr intim, konnte jedoch als kameradschaftlich bezeichnet werden. Der Diplomat war ein hundertprozentiger Faschist und beim deutschen Außenministerium sehr beliebt. Oft gab er Canaris und dem Büro Ribbentrop interessante Tips über Dinge aus seinem Heimatland. Wir wollen diesen Mann «Betany» nennen. Es gibt Gründe, den richtigen Namen zu verheimlichen, denn, wie wir später sehen werden, arbeitete «Betany» für die Russen. Seine Stellung war derjenigen seines Kollegen in Finnland, Friedrich Ege, ähnlich.

«Betany» war ein leidenschaftlicher Spieler. Canaris hatte ihn zufällig in einem Sommer im Spielsaal des Kasinos von Zoppot getroffen; und dies war der Beginn ihrer sonderbaren Freundschaft.

«Betany» hatte nicht immer Glück; bisweilen verlor er sogar sehr viel. Auf diese Weise wurde er in das lästige Netz der Spionage verstrickt. Er verspielte einmal das Geld, welches ihm von den Deutschen gegeben worden war, um in seinem Heimatlande eine Quislingpartei ins Leben zu rufen. Er versuchte, es wieder zu gewinnen, aber das Glück war gegen ihn.

So wurde «Betany» eine leichte Beute für Berias Geheimdienst. Beria erklärte ihm seine Situation mit Bemerkenswertem Takt. Man gab «Betany» die Summe, die er brauchte. Er hatte dafür in den nächsten vier Monaten absolut keine Gegenleistung zu machen. Er musste nur eine Quittung unterschreiben, deren Text dahin lautete, dass er von der russischen Regierung für seine Dienste eine Geldsumme erhalten habe. Diese Quittung war die Garantie dafür, dass er mit den Russen nicht doppeltes Spiel treiben würde.

Beria wusste, dass «Betany» frei von jedwelchem Verdacht war. Er hatte vorher überhaupt noch nie mit den Russen in Kontakt gestanden. Als die vier Monate vorbei waren, gab Beria seinem neuen Agenten einige Aufgaben, die aber nicht Deutschland, sondern Ungarn und Rumänien betrafen. Damit wurde der Balkan-Diplomat nicht mit kompromittierenden Flecken besudelt.

Jetzt jedoch konnte «Betany» sehr wertvoll sein. Er musste keine gefährliche Arbeit leisten; er hatte nur den Russen über das Privatleben von Admiral Canaris Auskunft zu geben, soweit er darüber orientiert war.

Von neuem wurde „Betany“ jedes Risiko erspart. Er hatte jeden Monat einmal eine Zusammenkunft mit dem Verbindungsmann der Russen. Dieser Mann war ein deutscher Offizier mit antinationalsozialistischer Einstellung und war später an dem Attentat der Offiziersclique auf Hitler im Sommer 1944 beteiligt.

Eines Tages, im Jahre 1942, rapportierte «Betany», dass bald eine grosse Abendgesellschaft im Hause des Reichsaussenministers Ribbentrop gegeben würde. Die deutschen Zeitungen schrieben später darüber. Auch «Betany» war eingeladen, wie alle vom diplomatischen Korps, die mit den Nazis gutstanden. Diese periodischen Gesellschaften der «Ribbensnobs», wie man sie nannte, waren jedesmal ein grosses Ereignis. Canaris und seine Frau machten ebenfalls ihre Aufwartung, obwohl Canaris wenig für solche Veranstaltungen übrig hatte. Was ihn reizte, war der Spielsaal und die grossen Gewinne, die man dort machen konnte.

Der Verbindungsmann hörte interessiert zu. Nach einigen Tagen erhielt «Betany» ein paar einfache Anweisungen. Seine Aufgabe war, die Einladung der Ribbentrops anzunehmen und die Gesellschaft mit Canaris wieder zu verlassen. Er sollte den Admiral zu seinem Wagen begleiten und sich etwas angeheitert aufführen. Sobald Canaris abfuhr, hatte er das alte Lied «Trink, Brüderlein, trink» zu singen.

Dies war bestimmt nicht zu viel verlangt für die tausendfünfhundert Mark, welche die Russen «Betany» jeden Monat bezahlten!

Die Abendgesellschaft bei Ribbentrop war festlich. Quislinge aus allen Ländern Europas, hohe deutsche offizielle Vertreter, Generale und schöne Frauen waren anwesend. Ein phantastisches Essen wurde serviert. Die Rationierung streckte ihre verbietende Hand nicht aus, denn alle Delikatessen waren mit einem Flugzeug aus dem neutralen Spanien hergebracht worden. Der grosse Tanzsaal war überfüllt. Es wurde amerikanischer Swing gespielt, eine ungewöhnliche Konzession für Nazi Deutschland. Die Spielsäle waren bis zum Bersten voll, man spielte Bridge und Poker. Die Österreicher und die Gäste aus dem Balkan frönten ihrem traditionellen Tarock. «Betany» hatte ein wenig zu viel getrunken, aber er war immer noch bei klarem Verstand. Er gewann beim Poker.

Canaris wurde von «Betany» Betragen irritiert. Er betrachtete ihn mit gerunzelter Stirne. Seine Selbstbeherrschung und eisige Ruhe am Spieltisch wa-

ren bekannt. Er war geheimnisvoll und verschlossen wie immer, und sein farbloses Gesicht wurde wenn möglich noch blasser. An diesem Abend verlor er. Kurz nach Mitternacht verliess er den Spielsaal.

Seine Frau hatte sich an diesem Abend auf ihre Art vergnügt und war mit anderen älteren Damen des diplomatischen Korps ins Gespräch gekommen. Canaris näherte sich ihnen, schlug seine Absätze zusammen, streckte seinen Arm in die Höhe und grüsste mit «Heil Hitler», was für seine Frau bedeutete, dass der Herr nach Hause zu gehen wünschte...

Sie verabschiedeten sich von den Ribbentrops und gingen hinaus. «Betany» folgte ihnen. Sein Betragen war offensichtlich fröhlich und man konnte ihn nicht abschütteln. «Betany» folgte sogar Canaris bis zum Wagen, wo ein Korporal wartete, der den grossen Mercedes steuern musste. „Betany» war augenscheinlich zu betrunken, um konventionelle Formen zu beobachten. Er sagte nicht einmal «Heil Hitler», dafür schwankte und kicherte er und begann mit seinem schwerfälligen Akzent zu singen: «Trink, Brüderlein, trink».

Schliesslich schüttelte ihn Canaris doch ab und sein Wagen verschwand in der dunklen Nacht. Viele andere Autos verliessen zur selben Zeit das Besitztum der Ribbentrops und wandten sich der Stadt zu.

Ein Armeewagen überholte die anderen Automobile. In der Verdunkelung war solche Eile gefährlich. Aber der Wagen fuhr immer schneller und plötzlich, unter Missachtung aller Verdunkelungsvorschriften, richtete sich ein heller Lichtstrahl auf das Auto von Admiral Canaris. Vier Schüsse knallten durch die Luft, ein Schrei durchgelte die Dunkelheit und der Armeewagen verschwand in den verdunkelten Strassen, nachdem noch ein fünfter Schuss auf die Reifen von Admiral Canaris' Auto abgegeben worden war.

«Boris» und «Iwan» hatten die Befehle ausgeführt; eine halbe Stunde später befanden sie sich wieder in Grunewald. Ihre Aufregung dauerte die ganze Nacht. Sie wurde noch grösser, als sie am nächsten Tage in den Zeitungen kein Wort über das Attentat gedruckt sahen.

Canaris lebte und war unverletzt, und er verbot, irgend etwas über den Vorfall zu veröffentlichen. Im geheimen erliess er Befehle an jeden Hafen des Landes. Jeder Verdacht musste erwogen werden. Er wusste, dass dieser Versuch von Berufsmännern gemacht worden war, die von einem fremden Ge-

heimdienst angestellt waren, und nicht von einem Amateur der Untergrundbewegung. Amateure hätten versucht, Männer wie Goebbels oder Göring zu töten.

Canaris muss gewusst haben, dass die Männer, die ihn töten wollten, Russen waren, denn er stellte besonders intensive Nachforschungen in Rostock und Stettin und in allen umliegenden kleinen Fischerdörfern an. Es muss ihm dann zu Ohren gekommen sein, dass die beiden Sowjetagenten schließlich über einen der baltischen Häfen Deutschland verlassen hatten. Die Häfen wurden geschlossen. Die Gestapo und der Geheimdienst verhafteten Hunderte von Menschen. Als die Zeitungen in den deutsch-baltischen Städten besondere Warnungen veröffentlichten, dass feindliche Agenten mit dem Fallschirm oder mit kleinen Booten landen könnten, um die deutsche Rüstung zu sabotieren, nahm Laurenti Beria ganz richtig an, dass Canaris vor seinen «Boris'» und «Iwans» auf der Hut war.

Zwei Monate später tauchten die beiden wieder in Moskau auf. Aber sie hatten eine unangenehme Unterredung mit ihrem Chef. Beria sagte ihnen, dass aller Aufwand und alle Ausgaben vergeblich gewesen seien; das Attentat sei misslungen. Die beiden Männer konnten jedoch nicht dafür verantwortlich gemacht werden.

Beria hatte nämlich nicht gewusst, dass Canaris stets einen bewaffneten Wagen mit kugelsicheren Fensterscheiben benutzte. Der einzige Schaden, den er erlitten hatte, war ein platter Autoreifen ...

Bitter enttäuscht, blieb Beria nichts anderes übrig, als die Ausführung seiner Absichten aufzuschieben. Er setzte einfach den Namen von Admiral Walter Wilhelm Canaris auf die russische Liste der Kriegsverbrecher.

## KÄMPFE UM WETTERSTATIONEN

### VII

Im August 1942 war die Küstenwache in Boston aufgeregter als je seit Beginn des Krieges. Die Polizei hatte die Piers für das Publikum abgesperrt. Eine ganze Reihe von Armeewagen war aufgefahren und Abteilungen der Militär- und Seepolizei boten in ihren Uniformen ein eindrucksvolles Bild. FBI-Agenten, Flotten- und Armee-Agenten des Intelligence Service waren ebenfalls anwesend.

Einige Stunden früher hatte die Station der Küstenwache von Boston von einem ihrer Kutter die Nachricht erhalten, dass man ein feindliches Schiff bei Grönland geschnappt habe und dass man mehrere Dutzend Gefangene nach Boston bringen würde.

Unter Eskorte eines Bewachungsschiffes lief ein kleines norwegisches Boot mit Namen «Busko» in den Hafen von Boston ein. Als es näher kam, wurde die Quisling-Flagge mit Kreuz und Sonne hinuntergezogen. Die Männer an Bord begannen heftig zu gestikulieren. Es befanden sich nur wenige Deutsche darunter; der grösste Teil schien aus Norwegern zu bestehen.

Die Männer schrien leidenschaftlich: «Wir sind keine Quislinge! Wir sind keine Nazis!» Es wurde ihnen Ruhe befohlen. Dolmetscher teilten ihnen mit, dass sie bald einem gerechten Verhör unterzogen würden. Die wenigen Deutschen unter den Kriegsgefangenen waren stumm, bleich und verbittert.

Hohe Offiziere der Armee und der Marine führten eine Untersuchung auf der «Busko» durch, die mehrere Stunden dauerte. Sie stellten fest, dass das Schiff bestimmt kein gewöhnliches norwegisches Fischerboot war. Sie durchsuchten die Tarnung und fanden ein halbes Dutzend Kurzwellensender, wertvolle meteorologische Instrumente, genaue Karten des nordöstlichen Grönland und Seekarten der Gewässer zwischen Island und Grönland, der grössten Insel der Erde.

Die erschöpften Gefangenen wurden von den Amerikanern anständig behandelt und mit frischen Kleidern, sauberer Unterwäsche, Nahrung und wo-

nach sie am meisten begehrten – mit Kaffee und Zigaretten versorgt, was sie seit Monaten entbehrt hatten. Am nächsten Tag begannen die Verhöre vor einem Gericht.

Die Deutschen gaben zu, dass sie eine überraschende Landung auf Grönland geplant hatten; sie wollten aber nicht auf nähere Einzelheiten eingehen. Die Norweger behaupteten, dass sie von der Quisling-Regierung gezwungen worden seien, die «Busko» für die Deutschen zu steuern. Es waren alles erfahrene Walfischfänger, die mit den arktischen Gewässern vertraut waren. Sie lehnten jede Verantwortung für Spionage oder militärische Handlungen auf Grönland ab. Die Amerikaner hörten der Geschichte mit einigem Erstaunen zu.

Einer der Norweger, dessen Name heute noch nicht genannt werden darf, zog seine Aufmerksamkeit auf sich. Nennen wir ihn «Anders Andersen». Andersen behauptete, dass er in direkter Verbindung mit der freien norwegischen Regierung, mit dem norwegischen Konsul in Boston und mit der königlichen norwegischen Gesandtschaft in Washington stehe. Er sagte, dass er vor diesen Vertretern freisprechen wolle.

Es bestand kein Grund, dass die amerikanischen Behörden dies nicht erlauben sollten – schliesslich war Norwegen Mitglied der Vereinten Nationen. Andersens Gespräch mit den amerikanischen und norwegischen Behörden war von grösstem Wert, denn es brachte äusserst interessante Tatsachen an den Tag über die antinationalsozialistische Aktivität in den arktischen Gewässern und in Grönland.

Es kam heraus, dass Andersen wirklich ein vereidigtes Mitglied der norwegischen Untergrundbewegung war. Er war als Gegen-Agent für die Regierung König Haakons in die Quisling-Partei eingetreten und spielte seine schwierige Rolle ausgezeichnet, denn er hatte sich zur selben Zeit gute Beziehungen zur Nationalsozialistischen Partei verschaffen können. Dies alles und seine Kenntnisse der Schifffahrt befähigten ihn dazu, dass er dem Arktischen Büro in Oslo unterstellt wurde, welches früher für die norwegische Regierung alle wissenschaftlichen Fragen über die arktischen Regionen behandelt und erforscht hatte.

Die Nazis hatten dieses Büro übernommen und es in eine Kriegsagentur verwandelt, die ihrer Marine und Luftwaffe die notwendigen Angaben über die Arktis zu machen hatte.



Der Chef dieser Abteilung, die auf norwegisch Ishavskontoret hiess, war ein gewisser Adolf Hoel, ein Quisling mittleren Alters, der schon seit langer Zeit für die Nazis gearbeitet hatte. Andersen war Hoel unterstellt gewesen. Die meisten Norweger der «Busko» waren von diesem arktischen Büro angestellt worden.

Andersen erklärte, dass die Abteilung von Hoel eine Filiale der arktischen Forschungsabteilung der Achse sei, deren Sitz sich in Berlin befände. Dieses Büro war zuerst eine Zweigstelle der Freiwilligendivision der SS gewesen. Der Berliner Chef war SS-Oberst Paul Burckhardt, ein prominenter Wissenschaftler und Meteorologe, der mehrere Reisen nach Grönland, nach dem nördlichen Skandinavien und nach Dänemark gemacht hatte.

An einem Tage im Jahre 1940 fand in Berlin eine Zusammenkunft statt zwischen Adolf Hoel, Burckhardt und seiner rechten Hand, Vitalis Pantenburg. Pantenburg hatte mit Greta Kainen und Friedrich Ege in Finnland gearbeitet. Er war als einer der Hauptspione Nordeuropas bekannt. Pantenburg, damals ungefähr fünfundvierzig Jahre alt, war für Admiral Canaris sehr wertvoll. Das Büro von Canaris hatte den Befehl an ihn erlassen, eine geheime Expedition für Grönland zusammenzustellen. Aus diesem Grunde fand die Zusammenkunft statt.

Die Absicht der Expedition war, sich gewisser Gebiete zu bemächtigen, die als Flugplätze benutzt werden konnten. Ausserdem wollten sie Wetterstationen errichten, welche der Luftwaffe wertvolle Informationen für die Operationen in Europa geben könnten. Wetterstationen waren für Deutschlands Kriegsanstrengungen sehr wichtig. Von Grönland oder anderen arktischen Gebieten aus kann das Wetter für den ganzen europäischen Kontinent bestimmt werden. Insbesondere kann das Wetter über Deutschland vorausgesagt werden, was die Bedeutung hat, dass mit grosser Wahrscheinlichkeit festgestellt werden kann, ob britische oder amerikanische Luftstreitkräfte Luftangriffe gegen Deutschland unternehmen.

All dies wurde vom Gegen-Agenten Andersen aufs genaueste erklärt. Er erläuterte, warum Admiral Canaris in Grönland einen Stützpunkt haben wollte: er habe im Sinne, Wetterstationen für das deutsche Kriegsministerium zu errichten. So hatte er die Expedition von zwei Fischerbooten geplant, von denen

die «Busko» das erste gewesen war. Das zweite ausgesandte Schiff, die «Furenak», war ebenfalls gekapert worden – von einem Patrouillenschiff der freien norwegischen Bewegung.

Andersen hatte an der Grönland-Expedition teilgenommen, weil er von Norwegen fortkommen wollte. Er hatte gehofft, dass der «Busko» britische oder amerikanische Patrouillenschiffe auflauern würden.

Andersen und die übrige Mannschaft stellten aus ihrem stückweisen Wissen das Gesamtbild der Nazi-Spionagepläne zusammen, die sich nicht nur auf Grönland bezogen, sondern auch auf Island und die Regionen in der Nähe des Nordpols.

Die deutschen Gefangenen von der „Busko“ fürchteten, sie würden als Spione erschossen werden. In ihrer Verzweiflung hatten sie eine vorzeitige Meuterei versucht, während das Schiff nach Boston gebracht worden war. Die Reise auf den eisigen Gewässern Grönlands war sehr hart gewesen; man war knapp dem Zusammenstoss mit einem Eisberg entgangen. Obwohl die Deutschen in Boston recht behandelt wurden, verharrten sie in ihrer Feindseligkeit. Einer ihrer Offiziere anbot der amerikanischen Wache eine hohe Bestechungssumme, damit sie ihn entfliehen liessen.

Kurz nach den offiziellen Verhören war der Verfasser dieses Buches von der FBI und dem Kriegsdepartement als Berater hinzugezogen worden. Heute kann nun erzählt werden, was ich während mehrerer Tage über die Tätigkeit der NaziAgenten in den arktischen Regionen herausfand. Die FBI und das Kriegsdepartement kannten meine Artikel über Island und Grönland; ebenso wussten sie, dass ich früher nationalsozialistische Agenten in den skandinavischen Ländern entlarvt hatte. Man hoffte, dass meine Informationen die Aussagen der Gefangenen der «Busko» und «Furenak» ergänzen würden.

Der norwegische Gegenagent Anders Andersen hatte ausser dem Namen von Canaris noch drei andere genannt: Dr. Paul Burckhardt, Adolf Hoel und Vitalis Pantenburg. Da ich schon in Schweden, Finnland und Dänemark mit Spionage zu tun gehabt hatte, wusste ich, dass diese drei alle Fäden in den Händen hatten. Sie standen auf der Schwarzen Liste der skandinavischen Polizei und waren, schon lange bevor der Krieg ausbrach, als Agenten tätig.

Der intelligenteste von ihnen war Dr. Paul Burckhardt, ein genia-

ler Mann, der sich nie für Politik interessiert hatte, bevor die Nazis an die Macht gekommen waren. Er war Meteorologe und Geologe und zeigte mehr Interesse für die Erde als für die Nationen, die darauf lebten...

Die Nazis wussten seine Arbeit zu würdigen. Sie lobten ihn, gaben ihm den Titel eines Obersten, setzten ihn in ein schönes Büro und unterstützten seine Studien mit Geld.

Eines Tages wurde er von keinem geringeren als Admiral Canaris gefragt, ob er gerne einmal nach Island reisen möchte. Er wurde zum Leiter einer archäologischen Expedition ernannt, und mit zehn anderen Nazis machte er sich auf die Reise. Das war im Jahre 1937, und die Isländer empfingen die wissenschaftliche Expedition herzlich. Die Forscher wurden Gäste der prominentesten Isländer.

Burckhardts Gruppe blieb ungefähr sechs Monate auf der Insel. Burckhardt studierte sorgfältig die Bodenschätze und die industriellen Möglichkeiten des Landes. Er zeichnete genaue Karten von bestimmten Teilen Islands, und er markierte besonders die Stellen, welche für Flugplätze und meteorologische Stationen geeignet waren. Er merkte sich die Tiefe von gewissen Fjorden und Häfen. Auch stellte er Wetterkarten zusammen und machte einen langen Rapport über die Wetterbedingungen und ihre besondere Bedeutung für den deutschen Luftverkehr.

Aus dem Wissenschaftler wurde ein erstklassiger Spion. Seine Expedition war von einer jungen Dame namens Gudrun begleitet, einer geborenen Isländerin. Sie sollte unter den jungen Isländern geeignetes Spionagematerial auslesen. Man wollte die Männer dann zum Studium nach Deutschland einladen, sie in Canaris' Spionageschulen aufnehmen, um sie später als Agenten in der Arktis zu beschäftigen.

Als die Expedition nach Deutschland zurückkam, wurde Burckhardt Chef des arktischen Büros in Berlin.

Einige Monate später sandte Canaris Vitalis Pantenburg in die arktischen Regionen. Jedoch wurde er bereits nach zwei Wochen verhaftet, weil er in Boden in SchwedischLappland Befestigungswerke fotografiert hatte. Später wies man ihn aus Schweden aus. Pantenburgs nächste Mission galt Finnland. Dort nahm er von den nördlichen Gebieten Karten auf. Seine Beobachtungen bildeten die Grundlage für die Einrichtung von U-Boot-Stützpunkten der Nazis zwischen dem Nordkap und Petsamo. Von diesen Stützpunkten aus

wurden die Konvois der Alliierten mit Bestimmungsort Murmansk angegriffen.

Admiral Canaris hatte jedoch seinen Ehrgeiz etwas einzuschränken. Eine deutsche Invasion in Island, auf die er so sehr gezählt hatte, kam nicht mehr in Frage, denn die Engländer waren ihm zuvorgekommen. Überdies hatten die Nazis beim Überfall auf Norwegen über einen Drittel ihrer Flotte verloren. Sie hatten zu wenig Seestreitkräfte, um den Kampf um Island zu riskieren. Während sie zögerten, hatten bereits die britischen Truppen gehandelt...

Daraufhin musste Canaris weiter nach Norden blicken. Dort waren die arktischen Inseln immer noch sehr spärlich bevölkert und für Wetterstationen gut geeignet. Seine Wahl fiel auf Grönland.

Grönlands Bevölkerung ist klein. Sie besteht aus siebzehntausend Eskimos und ungefähr fünfhundert Beamten der dänischen Regierung. Es hat eine Oberfläche von 2,2 Millionen Quadratkilometer und ist mit ewigem Eis bedeckt. Je weiter man nach Norden kommt, um so dunkler werden die Tage.

Die Expedition der «Busko» war nur eine kleine Episode im Kampf um Grönland, aber es genügte, um das Interesse der Vereinigten Staaten zu erwecken. Die Angelegenheit war so eilig, dass der dänische Minister in Washington, Henrik de Kauffmann, die Vereinigten Staaten bat, den Schutz Grönlands zu übernehmen. Seitdem haben die amerikanische Marine, die Armee und die Küstenwache, ebenso Büro G. 2, der militärische Intelligence Service und die FBI (Federal Board of Investigation) die Verantwortung übernommen.

Einer der gerissensten Spionagetricks des Zweiten Weltkrieges kann nun enthüllt werden. Er spielte sich in den abgelegensten Kampfgebieten ab.

Das arktische Büro von Admiral Canaris wusste, dass die nördlichen Teile von Grönland, die unter einer ewigen Schneedecke liegen, von einer kleinen Patrouille dänischer Beamter überwacht wurden.

Es ist jedoch eine beinahe unausführbare Aufgabe, ein Gebiet vollständig zu überblicken, das sieben Meridiane bedeckt und dessen

rauhe Küste mit Tausenden von zackigen Fjorden eingeschnitten ist. Die dänische Patrouille war mit Hundeschlitten ausgerüstet. Grönland war stolz auf seine arktischen Schlittenkorps, die ständig mit der Ausrüstung einer Nordpolexpedition unterwegs waren.

Canaris rechnete damit, dass diese kleine Streitmacht unmöglich die ganze Küste von der Welt grösster Insel schützen konnte. Er beschloss daher, seine Wetterstationen in Grönland zu errichten. Er war kühn genug, um auch die Erstellung einiger geheimer Flugplätze und wenn möglich eines U-Boot-Stützpunktes ins Auge zu fassen. Wenn ihm dies gelang, dann konnte die Schlacht um den Atlantik immer noch von den Nazis gewonnen werden.

Im Jahre 1943 fand die dänische Patrouille weit im Norden, in der Nähe der Mackenzie-Bay, Beweise von der Anwesenheit Fremder an der eisigen Küste. Sie fand Spuren im Schnee, Spuren von Männern, Hunden und Schlitten. Die dänische Verwaltung hatte keine Kenntnis von Bewohnern in jenen Gegenden, oder von irgendwelcher Expedition, deshalb vermutete man sofort, dass die Nazis dort gelandet waren. Die Schlittenabteilung meldete die Tatsache sofort an die Behörden in Julianehaab, der Hauptstadt Grönlands. Die Dänen informierten sofort den dänischen Minister in Washington, die Grönland-Mission in New York und den Geheimdienst der Vereinigten Staaten.

Das Drama begann. Das USA-Staatsdepartement bat die dänische Schlittenpatrouille, deren Führer Kapitän Ib. Poulsen war, um genauere Angaben über den Standort der Eindringlinge. Nach dreiwöchigen vorsichtigen Nachforschungen meldete Poulsen dem amerikanischen Geheimdienst, dass die Nazis eine grosse Expedition in der Nähe des EskimonaesFjordes gelandet hatten.

Zufällig hatte sich dort eine andere dänische Gruppe aufgehalten, deren Aussenposten sich ganz in der Nähe von Eskimonaes befanden. Die Amerikaner wollten diese Aussenposten, die von den Nazis bedroht waren, warnen lassen.

Zwei Dänen, Eli Knudsen und Marius Jensen, wurden als Boten abgesandt. Aber die Nazis hatten bereits angegriffen. Die kleine dänische Garnison konnte nach dem Süden auf eine kleine Eisinsel, Ellaøe, fliehen. Diese Flucht durch Eis und Schnee nahm zwei Wochen in Anspruch, jedoch hatten die Männer glücklicherweise genü-

gend Vorräte bei sich. Sie hatten es nur ihrer Vertrautheit mit den Inseln und ihrer genauen Kenntnis der lokalen Verhältnisse zu verdanken, dass sie vor dem Tode gerettet wurden.

Die Nazis zerstörten alles bei Eskimonaes und behielten nur die Wetterstation, die sie weiter nach Norden transportierten, um sie für sich selbst zu benützen. Daraufhin wurden täglich Wetterberichte nach Deutschland gesandt. Man darf annehmen, dass Admiral Canaris äusserst befriedigt war.

Bald jedoch meldeten die Deutschen in Grönland, dass zwei Dänen der Patrouille in ihre Hände gefallen seien. Diese Männer waren die Boten, die man ausgesandt hatte, um die Eskimonaes-Gruppe zu warnen. Canaris war über diese Nachrichten nicht erfreut; er befürchtete, dass das Verschwinden der beiden Dänen unangenehme Entdeckungen mit sich bringen würde. Die Amerikaner hätten Lunte riechen können! Daraufhin funkte er an seine Männer, dass sie ihre Gefangenen behalten sollten, weil sie vielleicht noch als Geiseln nützlich werden könnten. Er befahl ihnen, nach der Sabine-Insel vorzurücken und von dort aus Wetterberichte zu senden.

Die Wetterspione richteten ein neues Hauptquartier auf der Sabine-Insel ein, die an der Nordostküste von Grönland liegt. Hier erstellten sie Hütten, Zelte, Vorratskammern und eine meteorologische Station. Canaris schickte ihnen sogar von Norwegen einen Eisbrecher, mit Kanonen ausgerüstet, der ihnen helfen sollte. Die Nazis schienen richtig verschanzt zu sein.

Unterdessen wurden amerikanische Erkundungsflugzeuge nach Grönland geschickt, um die Stellungen der Deutschen zu entdecken. Sie mussten Luftaufnahmen machen und das Nötige auskundschaften, damit die Spione später angegriffen werden konnten.

Die Nazis sahen die Flugzeuge und dachten wohl, dass nicht einmal die Sabine-Insel sicher sei. Sie funkten nach Berlin, um neue Befehle zu erhalten. Admiral Canaris antwortete: «Verlasst Sabine-Insel und vernichtet jede dänische Patrouille, mit der ihr zusammenstösst. Sendet weitere Wetterberichte!»

Dann geschah etwas Unerwartetes: einer der beiden dänischen Gefangenen konnte die Flucht ergreifen. Es gelang ihm, einen der Hundeschlitten und Lebensmittel mitzunehmen. Es war ein gewagtes

Stück. Wie durch ein Wunder entkam Eli Knudsen erfolgreich.

Nach mehreren Wochen erreichte er den Aussenposten von Ellaoe. Er brachte wertvolle Informationen mit sich. Er konnte über die Stärke der Deutschen auf der Sabine-Insel, über den Eisbrecher und über die militärische Ausrüstung der Deutschen Meldung erstatten. Er kannte den Namen des Führers der Expedition, einen gewissen Leutnant Hans Ritter vom Arktis-Büro in Berlin.

Nun waren die Amerikaner bereit, die Dänen zu unterstützen. Sie beorderten sie, -nach Scoresbysund über King-Oscars-Fjord und Liverpool-Insel zu kommen. Dort warteten einige Offiziere des amerikanischen Geheimdienstes, um sie über ihre Erfahrungen mit der feindlichen Expedition auszufragen.

Inzwischen waren die Nazis nicht untätig. Sie planten einen schweren Angriff gegen Ellaoe, denn sie wussten nicht, dass die Dänen bereits abgezogen waren. Sie zwangen ihr zweites unglückliches Opfer, ihr Führer zu sein. Mit einem Gewehr im Rücken musste ihnen Marius Jensen den Weg zeigen. Als sie die Mygge-Bay-Station erreichten, teilte Jensen Leutnant Ritter mit, dass der Angriff am besten gemacht werden könnte, wenn sie die Abkürzung über den Moskusokse-Fjord nehmen würden. Darauf beschloss der Kommandant, eine Abteilung zum Angriff auszuschicken. Er selbst blieb bei der Mygge-Bay-Station, um den Gefangenen Marius Jensen zu bewachen.

Die Geschehnisse rollten sich ab wie ein spannender Film. Jensen überwältigte den Nazi-Führer und entriss ihm sein Gewehr. Er entfloh mit einem Hundeschlitten, der mit Vorräten vollbeladen war. Den Weg abkürzend, eilte er nach Ellaoe, um seine dänischen Freunde zu warnen. Er fand vor, was die Deutschen einen Tag später entdeckten: die Dänen waren abgezogen. Jensen fuhr nicht weiter nach Süden, um seine Kameraden zu erreichen; er kehrte nach der MyggeBay-Station zurück und machte Leutnant Ritter zu seinem Gefangenen. Er ergänzte seine Vorräte und machte sich auf die lange, harte Reise zum dänischen Hauptquartier in Scoresbysund. Drei Wochen lang ging es über Eis und Schnee. Als er sein Ziel erreicht hatte, war er vollkommen erschöpft, hatte aber immer noch seinen Gefangenen bei sich. Leutnant Ritter war ein wertvoller Fang,

denn er war Canaris' rechte Hand. Er widersetzte sich, irgendwelche Auskünfte zu geben.

Das alliierte Hauptquartier erhielt eine Menge von Rapporten. Einige Tage später erschienen amerikanische Bomber über der Sabine-Insel und versenkten den deutschen Eisbrecher. So vernichteten sie die Nazi-Spione und die Wetterstation auf Grönland.

Es lag nicht in der Natur von Admiral Canaris, zu resignieren. Sicherlich, sein Lieblingsplan hatte in Grönland keine Aussicht auf Verwirklichung, aber er konnte es noch weiter im Norden versuchen, sogar am Nordpol selbst, wenn es nötig war. Das Arktis-Büro schickte eine neue Expedition aus, diesmal von Nordnorwegen. Sie hatte die Aufgabe, Wetterstationen zu errichten, bevor die grosse Invasion der Alliierten in Europa versucht würde.

Das Ziel war Spitzbergen. Die Insel gehört zu Norwegen und ihr norwegischer Name ist Svalbard; sie liegt ungefähr 1'000 Kilometer südlich des Nordpols.

Am selben Tag im Jahre 1943, als Italien vor den Alliierten kapitulierte, prahlten die Deutschen mit neusten Meldungen. Ihre arktischen Expeditionsstreitkräfte hatten einen Sieg errungen: sie hatten den winzigen norwegischen Aussenposten von Spitzbergen überwältigt. Man brüstete sich damit durch das Radio und in allen Zeitungen.

Spitzbergen hat keine Bewohner, denn das ewige Polareis ist sehr ungastlich. Es fiel deshalb den Deutschen nicht schwer, eine Landung zu vollbringen. Die letzten Menschen, die sich dort aufgehalten hatten, waren norwegische und russische Bergleute gewesen, die dort in den reichen Kohlengruben gearbeitet hatten. Sie hatten jedoch das Land im Jahre 1941 verlassen, als die Deutschen Russland angriffen. Beria und die OGPU vermuteten, dass die Nazis eines schönen Tages in diesen Gebieten landen würden. Nachdem die Bergleute fort waren, hatten die Alliierten eine kleine Gruppe von Männern dorthin geschickt, um die Minen und alles zu zerstören, was für Canaris' Arktis-Büro von Interesse hätte sein können.

Im Jahre 1942, lange bevor die Besetzung Spitzbergens trium-



phierend bekanntgegeben worden war, landeten die Nazis. Sie waren äusserst vorsichtig. Sie erstellten einen grossen Flugplatz auf dem Eis und liessen eine kleine, jedoch gut ausgerüstete Garnison zurück. Die Alliierten aber hatten etwas gemerkt und vermuteten die Existenz eines geheimen Flugplatzes der Deutschen, obwohl sie keine Beweise in den Händen hatten. Darauf beschlossen sie, eine Expedition von 82 Männern, die sich aus freien norwegischen Kräften zusammensetzte, in einem Eisbrecher und einem Fischerkutter nach Spitzbergen zu schicken. Die Norweger waren für diese Aufgabe glänzend geeignet, denn sie waren mit den arktischen Gebieten aufs beste vertraut, wünschten, dass norwegisches Hoheitsgebiet respektiert wurde und wollten meteorologische Forschungen für ihr eigenes Land unternemen.

Die Expedition erreichte Kap Linn an der Mündung des Eis-Fjords am 13. Mai 1942. Sie sahen keine Anzeichen von irgendwelcher Besetzung durch die Deutschen, auch fanden sie keine Schlitten- oder Skispuren. Zu dieser Jahreszeit ist der Eis-Fjord gänzlich eingefroren, und es war daher natürlich nicht möglich, die frühere Siedlung und die Kohlenmine Longyear City, wo die Nazi sich wahrscheinlich versteckt hielten, zu erreichen. Der norwegische Kommandant beschloss, den Versuch zu machen, durch den Grønn-Fjord nach Bärensburg zu gehen, wo die Russen auch Kohlenminen ausgebeutet hatten. Dies war nicht weit vom Eis-Fjord entfernt.

Die Mainächte in Spitzbergen sind so hell wie die Tage; um Mitternacht spendet die Sonne am Horizont so viel Licht wie am Nachmittag, nur dass sie weniger warm ist. Während der Nacht wurde die norwegische Polarexpedition von einem deutschen Erkundungsflugzeug entdeckt. In aller Eile versuchten sie mit ihrem Eisbrecher Bärensburg zu erreichen, das nur einige Kilometer entfernt war. Sie hofften, vor dem unvermeidlichen Angriff der Deutschen dort einzutreffen.

Der rücksichtslose Canaris hatte der deutschen Garnison den Befehl gegeben, jedermann zu töten, der sich näherte. Er wusste, dass eine letzte Chance, eine Wetterstation in der Arktis zu errichten, um jeden Preis verteidigt werden musste.

Bevor die Norweger ihr Ziel erreichen konnten, griffen vier viermotorige Bomber das Schiff an. Die Norweger verteidigten sich mit allem, was ihnen zur Verfügung stand, was aber nicht sehr viel war. Ihre Flugabwehrgeschütze und Maschinengewehre beschädigten die

Flugzeuge, jedoch nicht genügend, um sie ausser Aktion zu setzen. Es war für die Nazis nicht sehr schwer, ihre klar erkennbaren Ziele auf dem Eis zu bombardieren. Innerhalb einer Viertelstunde war ein Schiff gesunken und das andere ausser Gefecht gesetzt. Zwölf Norweger wurden getötet und viele schwer verwundet. Alles, was die Männer noch tun konnten, war, über Bord auf das Eis oder in das Eiswasser zu springen. Obwohl im Mai, zeigte das Thermometer 20 Grad unter Null. Sie liessen sich auf das Eis fallen und stellten sich tot. Nirgends gab es Deckung und ihre einzige Hoffnung bestand darin, die Nazis zu täuschen. Diese jedoch fielen nicht so leicht darauf herein. Sie schossen ungefähr eine Stunde lang mit ihren Maschinengewehren auf die ungeschützten Männer, eine Stunde, die den Norwegern ein ganzes Leben lang schien. Wie durch ein Wunder wurden nur zwei von den Übriggebliebenen getötet. Als eine Stunde vorbei war, hatten die Deutschen kein Benzin und keine Munition mehr und flogen in nördlicher Richtung davon. Die Norweger erhoben sich starr vor Kälte und wankten, die Verwundeten mit sich tragend, gegen Bärensburg und zu den verlassenen Häusern, die früher von den russischen Bergleuten bewohnt worden waren.

Dort halfen sie den Verwundeten. Glücklicherweise hatten sie noch einige Taschenapotheken und Blutvorräte für Transfusionen retten können. In dem verlassenen Hause, welches das russische Spital gewesen war, fanden sie Verbandstoff und Alkohol, was nun dazu benützt wurde, um das Leben einiger Norweger zu erhalten.

Das nächste und sehr schwere Problem war die Beschaffung von Nahrung und Kleidung. Ihre eigenen Kleider waren durchnässt und an ihren Körpern angefroren. Aus ihrem gesunkenen Schiff hatten sie keine Lebensmittel mehr retten können. Sie besaßen nur noch ungefähr ein Dutzend Paar Schuhe, etwas Munition, fünfzehn Paar Skis, zwei Tornister, eine Karte, einen Kompass und eine beschädigte Signallampe.

Verzweifelt durchsuchten sie die verlassenen Häuser der ehemaligen Minenstadt. In kurzer Zeit fanden sie eine grosse Menge Kleider, Tee und Kaffee, Margarine, Biskuits und Gemüsekonserven. Es war genügend, um eine ganze Weile davon leben zu können, sogar ohne jegliches Fleisch.

Der norwegische Kommandant erinnerte sich plötzlich daran, dass die russischen Bergleute Schweine gehalten hatten und überlegte ganz richtig, dass diese Schweine geschlachtet worden sein müssten,

als der Befehl gekommen war, die Insel zu verlassen. Wenn die Menschen künstlich gefrorenes Fleisch essen können, so natürlich auch am Nordpol, wo die Temperatur nie über den Gefrierpunkt hinaussteigt und das Fleisch deshalb dauernd frisch bleibt. Es wurden Suchmannschaften ausgeschickt. Sie fanden die Stelle, wo sich die Schweineställe befunden hatten. Der Schnee wurde weggekratzt und eine Anzahl von Schweinekadavern kam zum Vorschein. Die Männer schrien laut vor Freude: die Kadaver, mehr als ein Jahr alt, waren frisch!

Am nächsten Tage erschienen deutsche Flugzeuge über Bärensburg. Sie hatten die Spuren auf dem Eis entdeckt und waren ihnen bis zu der russischen Minenstadt gefolgt. Nun griffen sie die Norweger während vier Stunden ununterbrochen an. Aber sie wussten nicht, in welchem Hause sich der Feind befand, denn die Norweger hatten listigerweise Skispuren zu jeder Hütte gezogen. Sie machten in einigen Häusern Feuer, damit der Rauch die Nazis täusche. Dann gingen sie in die Keller, um sich zu verbergen. Die Täuschung war sehr erfolgreich. Die Deutschen verbrauchten alle ihre Munition gegen die Siedlung, jedoch wurde niemand verletzt. Dennoch blieb die Situation kritisch. Es wurde beschlossen, dass eine Abteilung von neunzehn Männern, mit sechs Paar Skiern versehen, versuchen sollte, den Weg zu einer bestimmten sicheren Stelle der Insel zu finden. Aus militärischen Gründen darf dieser Ort nicht beschrieben werden.

Die Nazis kehrten am nächsten und am darauffolgenden Tag zurück. Sie liessen schwere Bomben auf die hölzernen Hütten fallen und setzten sie in Brand. Die Norweger mussten sich und ihre Verwundeten in einem Zementhaus am Rande des Wassers in Sicherheit bringen.

Am nächsten Tage sandte der norwegische Kommandant eine erfahrene Gruppe aus, die herausfinden sollte, was in Longyear City geschah. Er war sicher, dass er dort eine Garnison der Deutschen und einen Flugplatz vorfinden würde. Alles sah hoffnungslos aus. Da ihre Schiffe gesunken waren, gab es keinen Fluchtweg für sie. Während sie vor dem Hungertode gerettet waren, waren sie machtlos gegenüber den deutschen Luftangriffen. Zwölf weitere Männer wurden ausgesandt, um einen günstigeren Aufenthaltsort zu finden. Ihre Erkundigungen würden Tage in Anspruch nehmen und waren überdies mühsam und gefährlich.

Und dann geschah das Wunder! Eine Catilina vom britischen Küstenkommando erschien über Bärensburg. Die Norweger sandten SOS-Signale mit ihrer Lampe aus, die sie repariert und mit russischen Batterien neu aufgeladen und welche die Bergleute zurückgelassen hatten.

Aber es dauerte neun Tage, bis die britischen Befreier ankamen. An jedem dieser neun langen Tage bombardierten und beschossen die Deutschen die Norweger, welche standhaft in ihrem Zementhaus aushielten. Nach dem vierten Tag kam die Catilina zurück und liess eine Botschaft fallen, in welcher die Norweger nach ihrer körperlichen Verfassung und nach ihren Wünschen gefragt wurden. Mit der Signallampe gaben sie die nötigen Informationen. Die Angriffe der Nazis wurden schwächer. Aber die Norweger befürchteten, dass die Deutschen einen Angriff auf dem Eise machen und sie gefangennehmen könnten.

Endlich konnten die Norweger ihren Befreier die Hände drücken. Der Pilot der Catilina führte eine Landung durch. Sieben verwundete Männer wurden mit dem Flugzeug weggeführt. Der Rest blieb, mit Munition und Flugabwehrgeschützen versehen, zurück.

Es vergingen über drei Wochen, bis englische MarineStreitkräfte in Bärensburg landeten. Sie wurden von zerlumpte und bärtigen Männern wild begrüsst. Kurz darauf kamen auch noch norwegische Kräfte an. Es waren nun genügend Truppen beisammen, um jeden Deutschen aus der Polargegend hinauszuerwerfen.

Die Patrouille, die nach Longyear City gegangen war, hatte wertvolle Informationen mitgebracht. Die Männer kannten nun den genauen Standort der Deutschen und hatten auch ihren neuerstellten Flugplatz gesehen. Natürlich hatten sie nicht genügend Waffen bei sich gehabt, um die deutsche Gruppe anzugreifen; jedoch waren sie so vorsichtig und hinterliessen im Schnee möglichst viele Skispuren. Die deutschen Wetterspione müssen gedacht haben, dass die kleine norwegische Patrouille sie an Zahl weit übertreffe, denn die deutsche Garnison bestand nur aus dreissig Mann.

Nun unternahmen die kombinierten britisch-norwegischen Streitkräfte einen Angriff auf Longyear-City; jedoch vergeblich, denn die Deutschen waren bereits verschwunden. Sie mussten gemerkt haben, dass Verstärkungen unterwegs waren.

Dies war ein neuer Schlag für das Arktis-Büro von Canaris. Spitz-

bergen blieb in alliierter Hand, bis Canaris im September 1943 einen neuen Versuch unternahm, den wir bereits erwähnt haben. Dieser letzte Angriff war zuerst sehr erfolgreich. Die Deutschen überwältigten die norwegische Garnison und töteten jeden Norweger oder machten ihn zum Gefangenen. Sofort begannen sie, ihre Wetterstation neu aufzubauen. Aber der Triumph dauerte nur drei Tage: britische und amerikanische Schiffe landeten und die Nazis wurden wieder hinausgeworfen. Und dann übernahmen die Alliierten Spitzbergen.

VIII

Admiral Canaris war nun gezwungen, die Eisregionen des Nordpols in Ruhe zu lassen und sich in die wärmeren Länder zurückzuziehen. Die Szenerie unseres Berichtes verwandelt sich von Eisbergen und ewigen Schneefeldern in weite Sandwüsten, über die der Monsun streicht. Canaris wandte sich nach Afrika, wo er persönlich die Spionage in Tunis und Libyen überwachte.

Die Schlacht um El Alamein war im Gange, welche von der ganzen zivilisierten Welt mit Bangen verfolgt wurde, denn man befürchtete, dass es den Nazis gelingen könnte, den Suezkanal zu erreichen. Ein Mann wurde von dieser Furcht nicht beirrt. Dieser Mann wusste, dass die Tausende von Flugzeugen, Tanks und Gewehren der Vereinigten Staaten, die wohl verspätet, aber nicht zu spät kamen, dem Eroberer, Marschall Rommel, Einhalt gebieten würden.

Er war kein Mann, der wie ein Cäsar aussah! Er liebte keine Medaillons an seiner Brust. Sein Alter war 57 Jahre. Seine Kampfuniform bestand aus einem Pullover und einem zerdrückten Beret. Das Schicksal hatte ihn dazu bestimmt, nicht nur der Befreier Afrikas, sondern auch der Rächer von Dünkirchen und die Nemesis von Admiral Canaris' afrikanischen Agenten zu sein.

General Bernard Montgomery, der Sohn eines Geistlichen, liest gewöhnlich vor dem Schlafen in zwei Büchern. Die Bücher sind immer dieselben: die Bibel und John Bunyans 'The Pilgrims Progress'. Er braucht nie mehr als fünf oder sechs Stunden Schlaf, jedoch wünscht er dann nicht gestört zu werden. Dennoch wurde er in einer Nacht in seinem Zelt ausserhalb El Alameins geweckt. Britische Geheimdienst-Offiziere bestanden darauf, «Monty» sofort zu sprechen.

Sie erklärten, nicht warten zu können und dass der General, wenn er die Ursache ihres Kommens wusste, ihnen den rohen Unterbruch seines Schlummers verzeihen würde. Sie hatten zwei Gefangene bei sich. Ihr Auto war mit technischem Material beladen. Endlich wur-

den sie in «Montys» Zelt eingelassen. Die Gefangenen, anscheinend zwei Araber, brachten sie mit. Einer der Offiziere sagte ein paar Worte zum General, der sofort interessiert aufhorchte.

Er hatte diese beiden Gefangenen seit Monaten gesucht. Es war ihm nicht bekannt gewesen, dass sie sich als Araber verkleidet hatten. Aber er wusste, dass es die Hauptspione von Admiral Canaris in der Wüste waren...

General Montgomery hatte es nicht nötig, sich mit einem Kreuzverhör abzulassen; die Angelegenheit hätte gut einem seiner Offiziere übergeben werden können. Jedoch war seine Neugier erwacht und er begann Fragen zu stellen. Er bekam in dieser Nacht eine aufregende Geschichte zu hören.

Die beiden Araber, die aus der Mitte einer Wüstenkarawane aufgegriffen worden waren, sprachen Arabisch, Englisch und Deutsch. Es waren Deutsche, die mit Fallschirmen über Ägypten abgesprungen waren. Viele Monate lang hatten sie unter den Eingeborenen gelebt. Klugerweise hatten sie sich die Araber zu Freunden gemacht und hatten in den Häfen des Roten Meeres auf Lend-and-lease-Schiffen gearbeitet. Auf diese Weise hatten die Deutschen geholfen, Material in General Montgomerys Linien zu transportieren.

Sie waren mit schwachen Radiosendern ausgerüstet. Sorgsam funkten sie alles, was sie über Schiffstransporte und alliierte Truppenstellungen beobachten konnten, Admiral Canaris. Einige arabische Studenten, fanatische Antibruten, waren ihre Komplizen.

Die Nachrichten wurden Marschall Rommel und dem neuen Hauptquartier von Canaris in Griechenland geschickt. Das britische Intelligence Service hatte einige von diesen schwachen Botschaften aufgefangen, vermochte aber den Standort des Senders nicht herauszufinden. Die Schlaueit dieser Art Spionage lag darin, dass mobile Einheiten die Botschaften aussandten, wie z. B. ein Auto, ein kleines Schiff oder eine Eingeborenenkarawane.

«Monty» zeigte grosses Interesse. Er fasste den Plan, jeden verfügbaren Wagen mit einem Radio-Detektor auszurüsten.

Und jetzt hatte man den Sender gefunden! Die Engländer konnten es kaum glauben, dass diese Signale von einer umherziehenden arabischen Karawane kamen. Trotzdem wurde sie angehalten. Auf dem Rücken eines Kamels, unter Warenballen, fand man die vollständige Radioausrüstung. Und die Engländer verhafteten zwei Spione, die

versucht hatten, Lawrence (von Arabien) von Deutschlands Gnaden zu spielen.

Die beiden Agenten baten «Monty» um Gnade. In der Hoffnung, ihr Leben retten zu können, gaben sie ihm die Namen von Kontaktmännern bekannt. Sie wurden aber am nächsten Tage erschossen.

Die Engländer nützten ihren Vorteil voll und ganz aus; sie übernahmen den Code der Deutschen und schickten ihnen falsche Informationen. So erfuhren sie genau, was Canaris wusste und was nicht...

\*

Die Kurzwellenübertragung hat für die Spionage unbegrenzte Möglichkeiten. Man benutzte sie in Grönland und auf Spitzbergen, sowie in Afrika. Sie machte den Vereinigten Staaten viel Sorgen.

Es war im Jahre 1942, als eine Patrouille in der Nähe von Los Angeles von einer Radiobotschaft verwirrt wurde, die ein Kurzwellensender ausgesandt hatte. Die Botschaft, welche absolut keinen Sinn zu haben schien, wurde an einen Vorgesetzten weitergeleitet. Das Communications Department der Polizei von Los Angeles fand die Nachricht alles andere als ein Kauderwelsch: es war ein japanischer Geheimcode. Der Vorfall veranlasste Leutnant Charles W. Ellison von Los Angeles, Patrouillenwagen, die mit Detektoren ausgerüstet waren, auszuschicken. Die Wagen verfolgten japanische Radio-Spione, die Canaris' schlaue Technik angewendet hatten und ihre Nachrichten mit schwachen, mobilen Kurzwellensendem weitergaben.

Die FCC (Federal Communications Commission) interessierte sich an dieser Sache. Die Spionage im Zweiten Weltkrieg war keine Angelegenheit mehr von unsichtbarer Tinte und getarnten Liebesbriefen. Die Botschaften der Agenten wurden beinahe immer mit dem Radio übermittelt. Die RadioStation von Boston bekam auf einmal seltsame Berichte zu hören. Die Station von Baltimore machte dieselbe Erfahrung. Bald kamen beunruhigende Rapporte von allen Stationen zwischen Alaska und Hawaii. Es darf nun gesagt werden, dass die FCC nicht weniger als fünfhundert illegale Stationen aufge-



spürt hat. Dazu arbeiteten noch dreihundert in Argentinien und auf Martinique. Schliesslich stellte im Jahre 1943 das amerikanische Staatsdepartement an die antidemokratischen Regierungen von Südamerika und von den französischen Inseln ein Ultimatum: sie hatten alle Amateur-Radiosendungen zu verbieten oder aufzuheben.

Die meisten dieser deutschen und japanischen illegalen Radiostationen waren mobil. Sie versuchten, ihren Standort zu wechseln, bevor die Behörden sie beschlagnahmen konnten. Dies ist übrigens derselbe Trick, den die Patrioten in den von den Deutschen besetzten Ländern angewendet hatten.

Was gab es denn Praktischeres als eine Radiostation, die man in einem Koffer mitnehmen konnte?! Eine Zeitlang sprach man von einem geheimnisvollen Sender, der auf einem Motorboot arbeitete. Er konnte in eine wasserundurchlässige Kiste verpackt werden. Wenn sich die Seepolizei oder Wacht-Patrouillen näherten, wurde die Kiste einfach ins Wasser heruntergelassen.

Ein interessanter Fall war derjenige von John Howard, einem Stadtbewohner, der jedoch ein begeisterter Jäger war. Im November ist Jagdsaison in Maine. Howard fuhr dann übers Wochenende von Boston nach Maine und kehrte regelmässig mit einer Beute zurück, die er im hinteren Teil seines Wagens verstaute.

Er hatte eine Hütte in einem vielbesuchten Jagdrevier gemietet. An einem Sonntagmorgen, als die Jäger sich bereits in den Wäldern befanden, kam ein FCC-Inspektor zu dem Jagdlager. Wusste der Lagerbesitzer, dass einer seiner Jäger einen Radiosender besass? Der Besitzer war verblüfft. Er war überzeugt, dass keiner von ihnen einen solchen Apparat hatte. Der Inspektor legte ihm nahe, Augen und Ohren offen zu halten.

Die Jäger kehrten zurück. John Howard machte die Bemerkung, dass er schnell ins Dorf hinunterfahren wolle, um einige Kartenspiele für den Abend zu kaufen. Der Lagerbesitzer folgte ihm. Er hörte ihn zwei Anrufe nach New York machen. Später erfuhr er, dass Howard mit zwei deutschen Agenten in Verbindung gestanden hatte. Howard war ihr Komplize gewesen und hatte seinen Radiosender mit in die Wälder von Maine gebracht. Er fand nie mehr Gelegenheit, Jagdausflüge zu machen ...

Auf dieselbe Weise erwischte die FBI Radiospione in Miami,

Detroit und Havanna. Einige wurden sogar bis nach Brasilien, Chile und Argentinien verfolgt, deren Regierungen ihre Zerstörung anordneten.

Es mutet einen phantastisch an, dass die japanische Gesandtschaft es wagte, von Washington aus geheime RadioSendungen zu übertragen. Streng vertrauliche Geheimbotschaften, die keinem Untergeordneten anvertraut werden konnten, wurden von dieser Station aus geschickt. Sie befand sich im obersten Stockwerk eines Hotels. Die Küstenwache hatte diese Spionagestation entdeckt. Andere Stationen waren in der Nähe der Küste, von wo sie den deutschen U-Booten Botschaften sandten.

Man fing auch ausserhalb des Hafens von New York seltsame Nachrichten auf. Die geheimnisvolle Sendestation wurde einige hundert Kilometer von der Küste entfernt auf hoher See vermutet. Das Naval Intelligence Service war überzeugt, dass es sich um ein deutsches U-Boot handelte, welches in Verbindung mit feindlichen Agenten stand. Wenn dies wirklich der Fall war, so erhielt es wahrscheinlich Nachrichten über das Auslaufen von Handelsschiffen.

An dem Tage, als ein grosser Geleitzug mit amerikanischen Flugzeugen beladen nach England ausfuhr, stellten die FCC., die FBI und der Geheimdienst vermehrte Aktivität der verdächtigen Sendestation fest. Es wurden Befehle erlassen, dass der Konvoi wieder zurückkehrte, und Gegenspionageeinheiten bereiteten sich zum Kampfe vor. Mit Hilfe von Detektoren wurden mehrere Küstenwachtschiffe zum Ursprung der Botschaften geführt. Es war kein U-Boot. Sie erblickten einen uralten Fischerkutter, der die Anker hinuntergelassen hatte. Er war vollständig verlassen. Man bestieg das Schiff und entdeckte einen geheimen Radiosender, der stark genug war, um mit Europa oder Argentinien in Verbindung zu treten. Die Polizei liess alles in dem selben Zustand, wie sie es vorgefunden hatte, und kehrte wieder zurück. Zwei Wochen später konnte das ganze Spionagenest ausgehoben werden.

\*

Folgende drei Fälle werden als die grössten Radio-Spionagecoups in die Geschichte eingehen:

Der erste geschah während der Schlacht bei Sedan, wo Radiospionage die Niederlage der Franzosen herbeiführte. Darauf folgte die totale Kapitulation Frankreichs.

Der zweite war die kühne Versenkung der «Royal Oak», die von Admiral Canaris veranlasst worden war.

Der dritte Fall war derjenige von Bill Sebold, dem wir nun einige Aufmerksamkeit schenken wollen.

Bill Sebold hiess einst Wilhelm Sebold. Er wanderte nach den Vereinigten Staaten aus und beschloss, seinem neuen Vaterlande treu zu bleiben. Wie so viele Deutsch-Amerikaner, war er ein geschickter Techniker. Er arbeitete in der Consolidated Aircraft Company.

Sebold konnte viele Eigenheiten seines Ursprungslandes nicht verleugnen. Er liebte z.B. Bier, Sauerkraut und heisse Würstchen. Er hatte viele Freunde, die ebenfalls Deutsche waren. Auch ist es nicht überraschend, dass er Mitglied eines harmlosen deutschen Gesangsvereins war.

Seine alten Eltern und seine Verwandten wohnten in Deutschland. Sebold sparte sich Geld, um einmal in seinem Heimatland die Ferien verbringen zu können. Im Juni 1939 überquerte er auf dem Hapag-Luxusdampfer «SS Deutschland» den Ozean. Dank der ausgezeichneten Verpflegung, den Kinovorführungen und der allabendlichen Tanzmusik hatte Sebold eine äusserst angenehme Überfahrt.

Als er in Hamburg ankam, geriet er in Konflikt mit den Zollbehörden. Er schwur, dass sein Koffer nur Kleider und einige Geschenke für seine Eltern enthielt. Aber es nützte ihm alles nichts, er musste mit ins Hauptzollamt gehen.

Dieses Hauptzollamt war ziemlich weit vom Hafen entfernt. «Ein komisches Land», dachte er mit Überlegenheit, «das seine Zollhäuser kilometerweit vom Hafen weg errichtet!» Die zwei Zolloffiziere führen ihn durch die Stadt. Sie machten ihn auf die neuen Gebäude, den gewaltigen Bahnhof und auf das berühmte Hotel «Atlantik» aufmerksam. Dann hielten sie schliesslich vor einem grauen, düsteren Gebäude.

Wilhelm Sebold konnte daran keinen Namen entdecken. Inwendig befanden sich Hunderte von Zimmern, und Männer in braunen, schwarzen und grünen Uniformen eilten geschäftig umher. Sebold

erschrak. Er hatte über das neue Deutschland schon einiges gehört. Vielleicht dachte er ein wenig über den seltsamen Aufstieg zur Macht nach. Er hatte an den tollen Geschichten über Konzentrationslager gezweifelt. Er glaubte, sein eigenes Volk zu kennen und traute ihm keine Grausamkeiten zu ...

Er war gespannt, was nun geschehen würde. Auf jeden Fall würde ihn das amerikanische Konsulat schützen. Es war beruhigend, dies zu wissen.

Er zog den Schluss, dass dieses Haus nicht das Zollgebäude sein konnte. Die Männer führten ihn in ein riesiges Büro. Am einen Ende stand ein grosser Schreibtisch. Dahinter erhob sich ein Mann in schwarzer Uniform und kam Wilhelm entgegen. Er gab ihm die Hand, lächelte und war freundlich wie ein alter Bekannter.

«Willkommen in Deutschland», sagte er. «Setzen Sie sich», lud er Sebold ein. «Wir freuen uns über Ihren Besuch.»

«Ja», sagte Wilhelm, «aber ich verstehe nicht, was dies alles bedeuten soll. Ich versichere Ihnen, dass mein Gepäck in Ordnung ist!»

«Bitte, beunruhigen Sie sich nicht wegen Ihrer kleinen Geschenk», sagte der Mann. «Wir sind Ihre Freunde! Sie werden uns und das neue Deutschland sehr gastfreundlich finden. Rauchen Sie?»

Die Lösung des Rätsels kam nach und nach. Der Mann nannte seinen Namen und seine wahren Absichten. Der Name Paul Kraus ist in den Annalen der modernen Spionage nicht unbekannt, denn er war der Chef der Gestapo von Hamburg.

Kraus nahm von seinem Schreibtisch eine Mappe, welche Angaben und Zeichnungen von der Consolidated Aircraft Company enthielt. Er bat Sebold, diese Informationen zu kontrollieren.

Wilhelm Sebold wies grob diese Art von Zusammenarbeit zurück. Er berief sich auf sein amerikanisches Bürgerrecht.

Kraus lachte zynisch. «Einmal ein Deutscher, immer ein Deutscher. Wir wechseln unser Land nicht wie ein Hemd.» Immer noch sehr höflich, erinnerte er Sebold daran, dass seine Eltern in Mühlheim lebten und nicht in den Vereinigten Staaten. «Wenn Sie die Zusammenarbeit mit uns ablehnen – ich will ganz offen sein – können wir für die Sicherheit Ihrer Eltern nicht garantieren.»

Als Bill Sebold versprach, darüber nachzudenken, liess man ihn gehen. Kraus stimmte ihm bei, dass ein solcher Schritt sorgfältigster

Überlegung bedurfte, dass er jedoch sicher sei, dass Sebold wieder zurückkommen werde. Der ehemalige Deutsche wird seine Ferien im nationalsozialistischen Deutschland bestimmt nie vergessen. Er wird sich immer an seinen Kampf zwischen der Treue zu seinen Eltern und zu seinem neuen Vaterland, Amerika, erinnern. Er wusste, dass man ihn erwischte hatte. Er hatte nie vorher von Canaris gehört, aber die kurze Unterredung mit Kraus war für ihn sehr aufschlussreich gewesen.

Bill Sebold machte das einzig Vernünftige, was er in diesem Fall tun konnte: er erklärte sich einverstanden, mit den Nazis zu arbeiten. Er sollte mehrere Monate in Hamburg bleiben, um die Spionageschule zu besuchen. Man bezahlte ihn gut. Er schrieb seinen Freunden in Amerika, um sich für seinen verlängerten Aufenthalt in Deutschland zu entschuldigen. Dann ging er zum amerikanischen Konsul, um seinen Pass zu verlängern. Er hatte noch einen anderen Grund für diesen Besuch... Einige Wochen später befand sich eine Kopie von Bill Sebolds Geständnis in den Händen des Staatesdepartements in Washington.

Bill Sebold wohnte in einem «Pensionat» in Hamburg. Die anderen «Pensionäre» waren Schüler der Gestapo und des Geheimdienstes, die auf ihren zukünftigen Beruf vorbereitet wurden. Die Amerikaner hatten sich voller Genugtuung mit seiner neuen Tätigkeit einverstanden erklärt, und die Deutschen freuten sich über ihren neuen, intelligenten Agenten, dessen Familie als Geisel betrachtet wurde, damit er dem Reich die Treue bewahre.

Am 30. Januar 1940 schiffte sich Bill Sebold auf der «SS Washington» nach New York ein. Er war ziemlich beunruhigt. Er hatte sich wohl dem amerikanischen Konsul anvertraut. Aber hatte seine Erklärung auch die Vereinigten Staaten erreicht? Und was geschah, wenn sich unter der FBI Naziagenten befanden? Wenn sie sein gefährliches Doppelspiel erkannt hatten? Sebold sah überall Spione. Er wurde etwas zuversichtlicher, als er endlich die Freiheitsstatue im Hafen von New York erblickte. Er befand sich zwischen zwei Feuern, sagte er zu sich selbst in gedrückter Stimmung.

Als die Zollbeamten und die Auswandererbehörden an Bord kamen, befanden sich darunter drei FBI-Agenten. Sie gratulierten Sebold herzlich und verlangten unverzüglich Informationen.

Sebold schöpfte wieder Mut. Sein neues Vaterland würde ihn schützen. Er überlegte, dass die Gestapo nicht hinter seine Schliche gekommen sein konnte, denn sonst hätte sie ihm gar nicht erlaubt, das Land zu verlassen.

Bald wurde er dem FBI-Chef J. Edgar Hoover vorgestellt, der sich persönlich für den Fall interessierte. Durch Bill Sebold erfuhr die FBI ganz genau, was Canaris gegen die Vereinigten Staaten im Sinne hatte und worüber er informiert sein wollte.

Die Nazis hatten Sebold fünf Mikrofilme mitgegeben, von denen jeder einzelne kleiner als eine Briefmarke war. Diese Filme enthielten die vollständigen Instruktionen und Befehle für seine zukünftige Spionagetätigkeit und nannten auch die Namen von einigen Verbindungsmännern, die ihm behilflich sein sollten.

Der Text dieser Filme nahm 15 Minuten Zeit zum Lesen in Anspruch. Vergrössert und übersetzt, waren diese Befehle ausserordentlich aufschlussreich. Die Nazis wollten folgende Dinge wissen:

Haben die Vereinigten Staaten irgendwelche ferngeleitete Bomben erfunden?

Ist es Professor Bullard vom Hobart College gelungen, eine Armeeuniform anzufertigen, die für das Senfgas undurchlässig ist?

Welche neuen Flugzeugfabriken hat man in Kanada gebaut?

Welche Mittel werden in der USA-Armee, -Marine und -Luftwaffe gegen den Nebel verwendet?

Haben die Vereinigten Staaten eine Bombe mit elektrischem Mechanismus?

Sie verlangten auch Arbeiterstatistiken von Flugzeugfabriken und eine unendliche Zahl von Details über Flugabwehrgeschütze, Giftgase und über die Produktion von Gasmasken. Die Spionage sollte ihre volle Aufmerksamkeit ganz besonders auf die folgenden Rüstungsbetriebe richten: Bell Company, Curtiss-Wright, North American Aircraft, Glenn Martin, Douglas, Boeing, United Aircraft, Lockheed-Wright und Pratt-Whitney.

->

Ein schwieriger Plan von umfassender Industriespionage befand sich in den Händen Sebolds. Die Deutschen hatten ihn auch mit einer ganzen Menge Geld versehen. Er sollte einen «Amateur»-Kurzwellensender kaufen, damit er die Informationen direkt nach Hamburg übermitteln konnte. Er hatte den Kontakt über die Wellenlänge AOR aufzunehmen.

J. Edgar Hoover hatte einen glänzenden Einfall: Amerikas modernste Radiostation sollte Bill zur Verfügung gestellt werden.

Die «deutsche Spionagestation» wurde in Centerport, Long Island, errichtet. Dort liess Bill Sebold unter den angenehmsten Verhältnissen den geheimen Sender erklingen. Männer der FBI besuchten ihn von Zeit zu Zeit und erfreuten die Gegenseite mit der Enthüllung der letzten Entwicklungen.

Sebold hatte sehr bald mit Canaris' Büro Kontakt. Er informierte Hamburg, wo man ihn erreichen konnte. Er gab die Instruktion, dass man mit ihm auf Wellenlänge CQDXVW-2 in Verbindung treten sollte. Die Deutschen hatten ihm keinen Geheimcode für seine Sendungen gegeben, weil Admiral Canaris es als zu rikant angesehen hatte, einem unerfahrenen Manne, dessen Mitarbeit erzwungen worden war, ein Geheimnis zu enthüllen. Hamburg wendete eine primitive Methode an, indem einfach die Buchstaben jedes Wortes umgekehrt wurden.

Es war ein grosser Tag, als der «Spion» in Centerport die erste Botschaft aus Deutschland entzifferte:

«An alle Freunde der neuen Ordnung: Wir wünschen sofortige Informationen über die Grösse, Quantität, Typ und Beschreibungen allen USA-Kriegsmaterials, den Bestimmungsort und die Abfahrtsdaten von solchem Material und jede andere damit im Zusammenhang stehende Meldung.»

Die FBI beauftragte einige Mitarbeiter, passende Meldungen zu erfinden, die dann nach Hamburg gesandt werden konnten. Es war unvermeidlich, dass einige von den gemeldeten Tatsachen wahr sein mussten. Dies durften aber nur Informationen von geringer Bedeutung sein, die dann aufgebauscht wurden. Zum Beispiel konnte man Flugzeuge, die bereits als veraltet betrachtet wurden, auf diese Weise genau beschreiben.

Die Nachrichten, sowohl die echten als auch die falschen, hatten überzeugend zu erscheinen. Bill Sebold und seine FBI-Freunde strengten ihre Gehirne aufs äusserste an, Hamburg war zufrieden und

das Prestige von Sebold stieg bald. Es wurden ihm Adressen von Naziagenten übermittelt, denen er zu helfen hatte. Man sagte ihm auch, wo er noch mehr Geld holen konnte. Bill erklärte ihnen, dass er einen mobilen Sender benütze, der ihn sehr viel koste. Das Geld wurde der FBI übergeben, wie auch die Namen der Verbindungsmänner, mit denen er zusammengekommen war.

Das Spiel dauerte sechzehn Monate. In dieser Zeit erhielt die FBI ungefähr vierhundertundfünfzig Botschaften vom Büro Canaris' in Hamburg. Es wurden auch noch viele andere Meldungen von weiteren Agenten aufgefangen, denn Deutschland hatte schliesslich zu Sebold so viel Vertrauen, dass es ihm die Geheimcodes bekanntgab, welche die Spione in Südamerika benutzten.

Bei einer der Botschaften mussten sich die FBI-Männer vor Lachen schütteln. Die Centerport-Station erhielt folgende Warnung:

«Vorsicht. Sie stehen unter Bewachung von FBI-Agenten. Nehmen Sie während einer Woche die Verbindung mit uns nicht mehr auf.»

Die FBI war sehr beeindruckt über die Glanzstücke der nationalsozialistischen Superspione, die nach sechzehn Monaten nicht den geringsten Verdacht hatten, dass sie mit einem feindlichen Geheimdienst in Verbindung standen ...

Schliesslich war es Zeit, dem Katze- und-Maus-Spiel ein Ende zu bereiten. J. Edgar Hoover veranlasste die Verhaftung von jedem einzelnen deutschen Spion. An einem Tage wurden 33 von Canaris' Agenten in den Vereinigten Staaten verhaftet. Einige von ihren Unteragenten in Brasilien, Chile und Uruguay wurden unschädlich gemacht.

Wir wissen, durch welche Hölle Sebolds Eltern in Mühlheim zu gehen hatten. Und wir kennen auch unsere Schuld gegenüber Bill Sebold. Seine Arbeit machte die Verhaftung von acht Saboteuren möglich, die direkt von Admiral Canaris geschickt worden waren; nicht lange nach der Auflösung der falschen Radiostation waren diese acht von einem U-Boot bei Long Island an Land gesetzt worden, nicht weit entfernt von Centerport.



*DER MANN, DER IN WIRKLICHKEIT DIE «ROYAL OAK»  
VERSENKTE*

IX

Es war im Oktober 1939, erst im zweiten Monat des grossen Krieges, der so lange dauern und so unendlich viele Menschenopfer fordern sollte. Admiral Canaris hatte seit mehr als einer Woche sein Büro an der Bendlerstrasse 14 nicht mehr verlassen. Tag und Nacht hielt er sich dort auf und legte sich von Zeit zu Zeit nur für ein paar Stunden auf die Couch.

Es war zu viel Arbeit für einen einzigen Menschen, aber der Admiral hatte allzu vertraute Mitarbeiter nicht gern, jetzt weniger denn je.

Die ersten paar Wochen hatten ihn beinahe aufgerieben, denn Tausende von Rapporten strömten in sein Büro. Pläne, die seit Jahren zurückgelegt worden waren, kamen jetzt zum Reifen. Viele von diesen Rapporten waren unwichtig, jedoch andere wieder von unschätzbarem Wert. Sie kamen aus allen Gegenden der Erde und wurden mit der Post, über das Radio mit Geheimcode gesandt. Jede Information musste genau überprüft werden, denn sie bildeten die Grundlage für zukünftige Aktionen und Befehle.

In einer Oktobernacht erhielt der Admiral endlich eine Botschaft, auf die er schon lange unruhig gewartet hatte. Sie lautete: «Wir haben es geschafft. Prien.» Canaris triumphierte. Er telephonierte die Neuigkeit Hitler und Admiral Dönitz. Dann rief er das Deutsche Nachrichtenbüro an und erzählte die Heldentat von Kapitän Günther Prien, Held der deutschen Marine, der diese Nacht das englische Schlachtschiff «Royal Oak» in seinem als unbezwingbar gegoltenen Hafen von Skapa Flow torpediert habe.

Nie war es vorher einem feindlichen U-Boot gelungen, in Skapa Flow einzudringen, und nie hätte jemand überhaupt eine solche Möglichkeit ernsthaft in Erwägung gezogen. Dennoch war nun Englands Pearl Harbor erfolgreich angegriffen worden. Skapa Flow, ein Begriff für einen sicheren Hafen, hatten die Deutschen besiegt.

Während des ganzen Tages frohlockte der deutsche Rundfunk in In-

tervallen von einer halben Stunde über den grossen Seesieg. Wenn Skapa Flow überwunden worden war, dann bestand für die deutsche Marine eine wirkliche Chance, die alliierten Flotten zu vernichten.

Der Erfolg stieg den Nazis in den Kopf. Sowohl Berufs- als auch Diwanstrategen zogen ernsthaft eine Belagerung vom Meere her von Norwegen, Dänemark, Island, Grönland und sogar Grossbritannien in Betracht. Der Sieg von Skapa Flow schien den deutschen militärischen Sachverständigen recht zu geben, die behaupteten, dass sie ohne grosse Schiffe Krieg führen konnten. Sie könnten den Krieg zur See allein mit U-Booten gewinnen.

Ein beispielloser Empfang wurde für den Helden von Skapa Flow vorbereitet. Blumen sollten über ihn regnen und ganze Reihen von weissgekleideten Mädchen sollten wie in einer Prozession hinter ihm hergehen, während sie deutsche Heldenlieder sangen. Einige Tage später fuhr das U-Boot B-06 in den Hafen von Kiel ein. Der Tag war regnerisch und die See ging hoch, was jedoch die empfangsbereite Menge nicht abschreckte. Wie geplant, wurde Kapitän Prien mit Blumen überschüttet. Öffentlich dekorierte man ihn mit Eichenlaub. Alle wichtigen Radiostationen brachten Interviews. In der Offiziersmesse fand ein feudales Bankett statt, dem ein Siegesball folgte, in dem die Tatsache gefeiert wurde, dass die «Royal Oak» mit achthundert englischen Matrosen und Offizieren in den Meeresfluten verschwunden war.

Inmitten der Feierlichkeiten verliess ein Zivilist das Dock, wo U-Boot B-06 verankert worden war. Obwohl die Zeitungen alle Namen der Anwesenden nannten, wurde dieser Zivilist mit keinem Wort erwähnt.

Der Mann war nicht zum Bankett eingeladen worden. Er war gross, dunkelhaarig, in mittleren Jahren und zeigte in seinem Betragen Spuren von früherem militärischem Training. Er betrat das Hotel «Zum goldenen Löwen» in Kiel. Er schien müde, furchtbar müde zu sein. Die andern mochten ihre Freude am Siegesfeste haben. Dort konnten sie trinken und in ihrem Rausch das Horst-Wessel-Lied und «Deutschland über alles» singen. Es fiel ihm nicht schwer, auf diese Dinge zu verzichten. Der seltsame Zivilist, der so unauffällig an Land gekommen war, befand sich in vollständiger Erschöpfung. Er wollte nichts anderes als schlafen...

Er schlief bis tief in den nächsten Tag hinein. Dann bestieg er einen Zug nach Hamburg, wo er in ein Flugzeug umstieg, das ihn nach Berlin brachte.

Unterwegs las er die schwarzen Schlagzeilen aller Zeitungen:  
Heldentat des Kapitäns Prien.

Der Unbekannte zuckte verächtlich die Achseln. Sein wirklicher Name war Alfred Wehring; so hatte er sich auch im Hotelbuch eingetragen. Nach sechzehn Jahren hatte er zum ersten Male seinen richtigen Namen geschrieben.

Die beifällrufende Menge in Kiel hatte nie von ihm gehört. Nun gut, das war der Welt Lauf! Sie verschwendete Orchideen und bombastische Reden an Kapitän Prien. Er, Kapitän Alfred Wehring, machte dem anderen seinen Ruhm nicht streitig. Er hatte davon bereits im Ersten Weltkrieg einen Geschmack bekommen. Damals hatte er an der Seeschlacht bei Jütland teilgenommen, in welcher die heute versenkte «Royal Oak» mitgekämpft hatte. Wehring war im Kattegat, in Spanien und in den übrigen Mittelmeergebieten gewesen. Dort hatte er mit dem Manne zusammengearbeitet, der jetzt sein Meister war: Walter Wilhelm Canaris.

Er war nun im Begriffe, Canaris zu besuchen und neue Befehle entgegenzunehmen. Die Welt sollte denken, was sie wollte: auf jeden Fall wusste Canaris, wer der wirkliche Held von Skapa Flow war. Die «Royal Oak» war nicht von einem ehrsüchtigen Nazi-Kapitän versenkt worden, sondern von Alfred Wehring.

Wehring wurde vom Admiral erwartet. Die beiden Männer hatten sich seit Jahren nicht mehr gesehen. Dennoch waren sie in dieser Zeit ständig indirekt miteinander in Kontakt geblieben.

Die Welt wird nie wissen, was diese beiden Männer einander zu sagen hatten. Zweifellos gratulierte Canaris Wehring für seinen glänzenden Spionagecoup. Vielleicht fügte er noch hinzu, dass Männer dieses Berufes dazu bestimmt seien, im Dunkeln zu arbeiten, während andere die Lorbeeren einheimsten. Der junge Prien verdiente bestimmt nicht all die Ovationen, aber seit das deutsche Volk nach Helden schrie, mussten ihm welche aufgetischt werden.

Die Engländer brauchten mehrere Monate, bis sie alle die Tatsachen über die Hintergründe des Sieges von Skapa Flow zusammengetragen hatten. Die ganze Geschichte zeigt Wehring als einen Mann

von ausserordentlicher Geduld. Man war überrascht, dass einem solch fähigen Agenten nicht noch andere Aufgaben anvertraut wurden.

Wir müssen uns sechzehn Jahre zurückversetzen, in jene Zeit, als Alfred Wehring, entlassener Kapitän der kaiserlichen deutschen Marine, Deutschland verliess. Es war das Jahr 1923, das Jahr des Münchner-Putsches, das Jahr der Nazi-Freikorps, das Jahr, in dem Leo Schlageter im Ruhrgebiet französische Güterzüge in die Luft sprengte und dann für diese Heldentaten in den «Heiligenkalender» der Nazis eingetragen wurde. Zu jener Zeit war Canaris noch unbekannt, ein Offizier, der von einer kleinen Pension lebte. In Wirklichkeit hatte er aber bereits die Aufgabe übernommen, die Marine und Militärsplionage für die «demokratische» Republik und ihre preussischen Generale und Admirale zu organisieren.

Damals schickte Canaris auf seine eigene Initiative hin Deutschlands ersten Marinespion aus, seitdem der Versailler Vertrag unterzeichnet worden war. In jenen dunklen Tagen hatte noch kein Mensch eine Ahnung, welche Revolution Deutschland durchmachen würde, wie das Ruhrgebiet, damals noch unter französischer Besetzung, den Besitzer wechseln und wie bald die Deutschen mit ihrem *Guerre de Revanche* beginnen würden.

Die deutsche Armee und Marine jedoch wusste das eine: sie würde ihren Krieg in zehn oder fünfzehn Jahren haben. Wenn dies der Fall war, hatte man im Ausland ein Spionagesystem aufzubauen, für dessen Anfänge das Jahr 1923 nicht zu früh war.

Alfred Wehring war einer der jüngsten Kapitäne in Deutschland. Er hatte sich als tüchtiger Offizier auf dem Schlachtschiff «Admiral Hipper» ausgezeichnet. Dann zog er sich zurück, in der Hoffnung, dass es für ihn nach 1919 wieder Arbeit geben würde. Canaris hatte von seinen Fähigkeiten eine hohe Meinung, und im Jahre 1923 erwählte er Wehring für eine neue wichtige Aufgabe. Wehring sollte Vertreter einer deutschen Uhrfabrik werden. Der Vertreter einer harmlosen Firma, welche viele Länder von Europa bereisen und gleichzeitig ein wachsames Auge für neue Konstruktionen auf dem Gebiete der Marine haben musste.

Nach dreijähriger Praxis wurde Wehring in die Schweiz geschickt, wo er in einer Schweizer Uhrfabrik eine Lehre machte und so zum Berufsuhrmacher ausgebildet wurde.

---

1927 wanderte er nach England aus. Niemand wusste, dass er früher Kapitän oder dass er sogar Deutscher war. Für Canaris war es eine einfache Sache, ihm einen neuen Pass und einen neuen Namen zu geben. Er nannte sich von da an Albert Ortel.

Er liess sich auf den Orkney-Inseln in Kirkwall, in der Nähe von Skapa Flow, nieder. Der ruhige Distrikt von Kirkwall hatte einen guten Uhrmacher nötig. Ortel arbeitete als Büroangestellter in verschiedenen Juwelieregeschäften. Nebenbei führte er Uhrreparaturen aus. Seine Arbeit war gut, seine Forderung klein, und so wurde er bald in der ganzen Gegend bekannt. Ortel lebte bescheiden und sparte jeden Heller, auf dass er seinen Traum, ein eigenes kleines Uhrgeschäft im Herzen von Kirkwall zu eröffnen, bald verwirklichen konnte. Dann würden ihm die Bewohner Geschenkartikel und Souvenirs abkaufen. Schliesslich konnte er seinen Traum verwirklichen. Ortel wurde der Besitzer eines kleinen Uhrgeschäftes.

Die Bewohner von Kirkwall waren nicht reich, jedoch konnten sie billige Uhren, kleine Schmuckstücke und Füllfederhalter erstehen. Eine Uhr, die man bei Ortel kaufte, ging auch noch Jahre nachher genau. Die Leute wurden dem neuen Nachbarn gute Kunden. Er war höflich und gesprächig. Man lud ihn zu sich nach Hause ein, auf Segelpartien, Fischzüge und zu gemeinsamen Bridge-Abenden. Im Jahre 1932 erhielt er das englische Bürgerrecht womit der Assimilationsprozess beendet war.

Als «Schweizer» hatte Wehring ein unersättliches Interesse an allen Dingen, die mit dem Meere zusammenhingen. Er war deshalb in dem kleinen Küstenstädtchen sehr glücklich. Er sass so fest in Kirkwall, dass er gar nicht den Wunsch hegte, jemals in die Schweiz zurückzukehren, wo seine Freunde und Verwandten lebten. Dafür kamen diese während der Sommermonate zu ihm auf Besuch. Sie sprachen alle mit dem typischen Schweizer Akzent. Einige waren von Kirkwall ganz entzückt und entschlossen sich dazu, ebenfalls in England zu bleiben. Ortel unterstützte sie in jeder Beziehung und fand für sie im Distrikt Arbeitsgelegenheit...

Albert Ortel erhielt von seinen Bekannten in der Schweiz stets eine Menge Post; als treuer Sohn schrieb er selbst seinem alten Vater zum mindesten jeden Monat einmal einen Brief. Der alte Vater war niemand anders als Admiral Canaris und die vielen Verwandten und

Bekannten Offiziere des deutschen Geheimdienstes. Jedoch wurde Ortel nie im Geringsten verdächtigt.

Die Kinder von Kirkwall merkten bald, dass Ortel stets Schweizer Schokolade hatte. Er war in Kinder vernarrt und schenkte ihnen immer einige Stücke, wenn sie ihn in seinem Laden besuchten.

Das Leben in Kirkwall war friedlich und geruhsam. Dann brach der Krieg aus. Albert Ortel war der erste, der den Union Jack über seine Türe hängte. Er kaufte mehr Kriegsteilscheine als die anderen Bürger. «Ich bin alles andere als neutral», versicherte er seinen Nachbarn. «Ich bin jetzt ein Engländer, kein Schweizer mehr!» Er gab seinem Bedauern Ausdruck, dass er zu alt sei, um aktiv am Kriege teilzunehmen. Am Radio lauschte er stets den neusten Kriegsmeldungen.

Ortel spielte seine Rolle ausgezeichnet. Man weiss nicht, aus welchen Quellen er die Informationen bezog, dass Skapa Flow unzulänglich befestigt war. Waren es die Schokoladenaschenden Kinder, die Geheimnisse ausplauderten, welche sie zu Hause gehört hatten? Waren es Hafenarbeiter? War es ein berauschter Seemann?

Die Tatsachen sind folgende: einen Monat nach Ausbruch des Krieges erfuhr Ortel, dass die Fallen und Netze auf der Ostseite von Skapa Flow nicht in Ordnung waren. Man hatte sie untersucht und herausgefunden, dass sie mangelhaft, und vom Roste angefressen waren. Man entfernte sie. Vielleicht konnte es Ortel so einrichten, dass er bei dieser Gelegenheit anwesend war.

Südengland ordnete die Ersetzung der Netze an. Sie waren unterwegs, aber die durch die neusten Kriegsnachrichten verursachte Verwirrung hielt den Schiffsnachschub auf. Einige der Lieferscheine waren nicht richtig unterzeichnet. Vielleicht war die Verzögerung zufällig, vielleicht auch nicht. Auf jeden Fall wusste Ortel, dass die Netze und Fallen noch nicht ersetzt worden waren. Er wusste, was der übrigen Welt nicht bekannt war: dass sich beträchtliche Lücken in den Verteidigungswerken von Skapa Flow befanden.

An einem Oktobertag schloss Ortel ein wenig früher als gewöhnlich seinen Laden. «Es regnet und es werden keine Kunden mehr kommen», erklärte er seiner Angestellten. Er liess die eisernen Rollläden herunter und ging nach Hause.

Ortels Heim war gemütlich eingerichtet und ganz im englischen Stil gehalten. Am Herd brannte ein helles Feuer, über welchem ein Kessel voll Wasser hing. Wie es seine Gewohnheit war, drehte er das Radio an, um die neusten Kriegsmeldungen zu vernehmen. Dann ging er in sein Arbeitszimmer. Er nahm ein Paar Kopfhörer hervor, denn im Raum befand sich ein altmodisches Radio, dessen unschöne Skala und Drehknöpfe aus vergangenen Jahren zu stammen schienen; in Wirklichkeit war es ein moderner Kurzwellensender. Ortel drehte an einem Knopf, stellte die Skala ein und flüsterte vorsichtig in das Mundstück.

Die Botschaft wurde dem deutschen Marineattaché im damals noch neutralen Holland übermittelt. Von dort kam sie zu Canaris, der dadurch erfuhr, dass das unverwundbare Skapa Flow im Augenblick ohne Verteidigung war und jedem Angriff durch ein U-Boot offenstand. Es würden einige Tage vergehen, bis die Fallen ersetzt wären.

Canaris handelte noch zur selben Stunde. Er liess geheime Instruktionen an alle U-Boote in der Nordsee und im Kanal ergehen. Der deutsche Marineattaché in Holland, Kapitän Baron von Bülow, erhielt den Befehl, den Kontakt mit Ortel Wehring in Kirkwall aufzunehmen.

Kapitän Günther Prien vom U-Boot B-06 wurde ausgewählt, den Plan auszuführen. Er sollte an der östlichsten Spitze von Pomona Island mit seinem Schiffe auftauchen. Es war eine dunkle und regnerische Nacht mit einem solch dichten Nebel, dass man kaum die Hand vor dem Gesicht sehen konnte.

Der U-Bootkommandant war sich bewusst, dass das kleinste ungeschickte Manöver seinen Tod und denjenigen seiner Mannschaft bedeuten würde. Die Kutter der britischen Küstenwache befanden sich in gefährlicher Nähe und wenn sie den geringsten Verdacht schöpften, würden sie ihre Scheinwerfer über die See gleiten lassen und das U-Boot entdecken. Als dieses der Küste immer näher und näher kam, befürchtete der Kommandant, dass es an einer Klippe Schiffbruch erleiden könnte. Prien gab Befehl, dass der Motor abgestellt werde. Er schaute durch seinen Feldstecher nach der Küste. Durch den Nebel entdeckte er ein Licht. Ja, es war das mit Canaris vereinbarte Signal: einmal lang, zweimal kurz, einmal lang.

Kapitän Günther Prien ordnete an, dass ein mitgenommenes zu-

sammenfaltbares Gummiboot ins Wasser gelassen und mit einem Matrosen bemannt wurde. Ein «Freund» sollte in England abgeholt werden. Nicht lange nachher schüttelte Prien dem Uhrmacher Ortel-Wehring die Hand, der an Bord des U-Bootes gebracht worden war. Ohne jede Verspätung tauchte B-06 unter.

Ortel übergab seine Informationen. Er hatte eine Seekarte vorbereitet, auf welcher jedes Yard von Skapa Flow eingezeichnet war. Er machte auf die unbefestigten Stellen aufmerksam. Prien nahm die Karte und gab durch das Kommandorohr seine Befehle. Das U-Boot glitt durch das Wasser, drehte und schlängelte sich durch die bekannten Hindernisse und Fallen von Skapa Flow, bis es den östlichen Eingang erreicht hatte.

«Torpedos vorbereiten!» lautete Priens Befehl, und die langen silbrigen und tödlichen Geschosse wurden in ihre Kammern geschoben. Jeder Matrose stand auf seinem Posten. Alle wussten, dass ein einziger Fehler ihren Untergang bedeuten konnte. Das Periskop suchte seine Beute. Sie waren in Skapa Flow eingedrungen, ein Erlebnis, das bisher keiner deutschen Besatzung beschieden gewesen war. Das Periskop zeigte durch den Nebel die gewaltigen Umrisse von leichten Kreuzern und Zerstörern. Aber Prien suchte ein grösseres Schiff, welches in der Feme vor Anker lag. Es war das riesige Schlachtschiff «Royal Oak».

Die Maschinen stoppten. Das Periskop wurde genau auf das Schlachtschiff fixiert. Während Ortel hinter Prien einen kurzen Blick hindurchwarf, gab dieser das Signal: «Fertig, schießen!» Und das erste Torpedo nahm seinen tödlichen Weg gegen die «Royal Oak». Sie hörten eine furchtbare Explosion, während das zweite Torpedo hinausgeschickt wurde. Jetzt sah man die «Royal Oak» in Englands sicherstem Hafen in Flammen stehen und langsam untergehen...

Dieser Anblick bereitete Prien offensichtlich grosse Befriedigung. Interessiert sah er durch das Periskop zu, wie die britischen Seeleute verzweifelt um ihr Leben rangen. Wehring jedoch drehte sich weg. Die Mannschaft benahm sich vor Freude ganz verrückt. Sobald das U-Boot sich ausserhalb der Gefahrenzone befand, verteilte Prien Schnaps. Sie hielten eine kleine Privatfeier ab, schon vor dem offiziellen Empfang in Kiel.

Das 29'150 Tonnen grosse Schiff sank schnell. Als ehemaliger



Sieger der Schlacht bei Jütland verschwand es mit 1'200 Männern, von denen nur 396 dem Tode entkamen, in den Fluten.

Welche Gefühle Prien auch hegen mochte, sie wurden von Wehring nicht geteilt, obwohl er lange, treu und ergeben Canaris gedient hatte. Diese ertrunkenen Seeleute waren oft in Kirkwall gewesen; sie hatten kleine Geschenke für ihre Mütter und Mädchen in seinem Laden gekauft. Und auf diese Weise hatte er den Engländern für ihre Freundlichkeit gedankt!

Es kann wohl sein, dass Wehring seinem Meister Canaris von seinen Gewissensbissen erzählt und er deshalb keine neue Aufgabe erhalten hat. Auf der andern Seite konnte Wehrings Entlassung auch eine Falle sein, damit der Admiral diesen ausgezeichneten Agenten unter einem anderen Namen in einem anderen Lande gebrauchen konnte – oder sogar in einem anderen Krieg, dem Krieg der Werwölfe. Wer wird es je erfahren? –

## SCHÖNHEITSSALON IN PEARL HARBOR

### X

Zwei Männer in Amerika sagten voraus, dass deutsche U-Boote bis an die Küste der Vereinigten Staaten kommen würden. Sie warnen die Regierung. Diese Männer waren Walter Winchell und Kurt Riess. Der letztere beschrieb die Möglichkeit einer Landung in einem sensationellen Artikel, der genau ein paar Wochen vor der Anlandung der acht Saboteure durch ein deutsches Unterseeboot an der Küste von Long Island in «The Saturday Evening Post» erschienen war.

Walter Winchell, der damit prahlen kann, mehr Freunde als Feinde zu haben, warnte immer wieder vor Japans bevorstehendem Kriegseintritt. Wiederholt schrieb er über die Armee von feindlichen Agenten, welche Canaris gegen Amerika aufgeboten hatte. Winchell sagte sogar, wo im Lande sie am dichtesten war. «Hütet euch vor dem Feinde in Hawaii», schrieb er. Dort wurden Spione wohl überwacht und verhaftet, jedoch zu spät. Die Katastrophe von Pearl Harbor war bereits geschehen.

Dies ist die Geschichte der Spionage in Pearl Harbor, einer Schlacht, die von den Vereinigten Staaten verloren und von Canaris und Japan gewonnen wurde, die aber die geplante Ausdehnung nicht erreichte.

Moderne Vergnügungen hatten Hawaii erobert. Die Musik der Eingeborenen und die Gesänge der schönen polynesischen Mädchen waren seit langem von Tanzbars und Swingmusik verdrängt worden. Aber es gab noch eine neuere Sensation für Honolulu. Jede Frau auf der Insel hörte davon, es wurde jedoch von den Frauen der Seeleute, den amerikanischen Mädchen, die weit weg vom Luxus der grossen Städte lebten, am meisten geschätzt: die Insel konnte sich mit einem ultramodernen Schönheitssalon brüsten. Ruth, die Besitzerin des Geschäftes, war bei jedermann beliebt. Sie stattete ihren Laden mit eleganten Möbeln und modernsten Einrichtungen aus. Sie wusste, wie man gute Dauerwellen und Gesichtsmassagen machte und konnte den Vergleich mit den Luxusgeschäften der Fifth Avenue ruhig auf-

nehmen. Hunderte von Frauen erholten sich in der behaglichen Atmosphäre von Ruths Schönheitssalon.

Das Lokal war hochelegant und sozusagen das Zentrum des Klatsches von Hawaii. Frauen besprachen, wer in der Stadt war, wer die Stadt verliess. Sie unterhielten sich über Urlaube, Ankünfte und Abfahrten von Schiffen. Dies waren alles Dinge, welche für das Inselleben wichtig waren und worüber natürlich bei jeder Gelegenheit gesprochen wurde.

Der Schönheitssalon wurde im Jahre 1939 eröffnet, bevor die Deutschen ihren Angriff auf Polen inszeniert hatten. Niemand auf den hawaiianischen Inseln dachte an Krieg, und im Mutterland Amerika beschäftigten sich nur wenige damit. Aber die Arbeit der Spionage hört nie auf. Sie wird viele, viele Jahre zum Voraus geplant und sowohl in Friedensals auch in Kriegszeiten getätigt. Für diesmal kam das Komplott nicht aus dem deutschen Kriegsministerium, und die allgegenwärtige Hand von Admiral Walter Wilhelm Canaris hatte damit nichts zu tun.

Die ganze Veranlassung dazu hatte Propagandaminister Joseph Goebbels gegeben. Er war in dieser Eigenschaft zwei Jahre tätig gewesen, als er zu Beginn des Jahres 1935 im Ministerium eine grosse Gesellschaft für seine Mitarbeiter gab. Es war ein Galaabend, an welchem sich jedermann glücklich und stolz fühlte, dass er ein Bürger des neugeborenen nationalsozialistischen Deutschland war. Goebbels war in seinem Element. Er hatte nie abgeleugnet, dass sein Interesse für die holde Weiblichkeit grösser war, als es sich für einen glücklich verheirateten Mann schickte. Seine Affären mit Frauen waren kompliziert und häufig, und dieser Abend schien den Beginn einer neuen Liebschaft zu verheissen.

Sein Privatsekretär, Leopold Kühn, war mit seiner Schwester Ruth anwesend. Das Mädchen war betörend. Goebbels, der, wenn er ein Ziel verfolgte, besonders scharmant und zuvorkommend sein konnte, tanzte mit ihm den ganzen Abend.

Sie tranken viel und amüsierten sich aufs beste. Jedes halbwegs intelligente Mädchen würde sich gesagt haben, dass eine Affäre mit dem Propagandaminister eine grosse Sache sei.

Die jungen Leute Nazi-Deutschlands hatten eine besondere Moral. Die Ehe war für sie keine Voraussetzung, um Kinder zu haben; auch war die Liebe keine Notwendigkeit für ein Verhältnis. Ausserdem waren die Naziführer Götter, die erhielten, was sie zu haben wünschten...

Wie weit die beiden miteinander kamen, wissen wir nicht. Wir kennen nur das Ende der Geschichte: der Propagandaminister fasste den plötzlichen Entschluss, dass Ruth Deutschland zu verlassen hatte. War es, weil Frau Goebbels dazwischentrat oder weil Ruth zu anspruchsvoll war, oder weil sie drohte? Dies zu erfahren, wäre wohl interessant, gehört aber nicht zu unserem Bericht.

Ruth Kühn musste von Deutschland fort. Goebbels, der nicht gerade gut zum deutschen Geheimdienst stand, weil man dort zu viel von ihm wusste, ging seine eigenen Wege. Einer seiner intimsten Mitarbeiter war Dr. Karl Haushofer, der Sohn des bekannten Generals und Geopolitikers. Vater und Sohn arbeiteten am geopolitischen Seminar der Berliner Universität. Die promovierten Studenten dieses Instituts betätigten sich später im Auswärtigen Amt, besonders in der Spionageorganisation unter Leitung von Reichsaussenminister Ribbentrop.

General Haushofer war der Mann, der als erster auf die Idee einer Zusammenarbeit zwischen Deutschland und Japan gekommen war. Er war Goebbels sehr ergeben, weil dieser auf ihn selbst und seine Ideen grossen Einfluss ausübte. Wenn Goebbels irgend etwas wünschte, so war es für Haushofer eine Selbstverständlichkeit, sofern es in seiner Macht stand, dem Begehren zu entsprechen.

Haushofer konnte die junge Dame Ruth Kühn gebrauchen. Der alte General, der schon 1914 Japan besucht hatte, war in ständigem Kontakt mit diesem Land. Sehr eindringlich hatten seine japanischen Kollegen zu verstehen gegeben, dass sie für weisse Männer und Frauen stets Verwendung hätten. Dies war eine neue Art von weissem Sklavenhandel. Die japanische Regierung stellte durch ihre Verbindungsoffiziere, die beiden Haushofers, das Begehren, Europäer in die Dienste der japanischen Spionage zu stellen.

Tatsächlich hatte Japan noch viele Agenten für seine Spionage nötig, denn für zahlreiche Gelegenheiten konnten eingeborene Japaner einfach nicht gebraucht werden. Haushofer informierte Goebbels darüber, dass er nicht nur für Ruth Kühn, sondern auch für ihre Brüder und Eltern Verwendung hätte, sofern sie intelligent und vorsichtig genug wären und sich über einiges Vortraining für ihre zukünftige Arbeit ausweisen könnten.

Nicht nur das Theaterblut pflanzt sich weiter; auch die Eignung

zur Spionage kann geerbt werden. In diesem Falle traf dies deutlich zu, denn die ganze Familie schien **offene** sichtlich Talent für diese Dinge zu haben. Ihre Vergangenheit kam ihnen dabei fraglos sehr zustatten.

Der Vater, Dr. Kühn, wurde im Jahre 1895 in Berlin geboren. Als er achtzehn Jahre alt war, kam er in die deutsche Marine und diente dort an Bord eines Kreuzers im Ersten Weltkrieg. 1915 wurde sein Schiff von einem englischen **Schlachtschiff** versenkt und er selbst als Gefangener nach England verbracht, **wo** er sehr schnell die englische Sprache erlernte.

Nach dem Waffenstillstand war er einer von jenen vielen jungen Männern ohne richtigen Zivilberuf. Er trat von neuem in den Seesdienst als Oberleutnant. Sechs Monate später wurde die deutsche Flotte zerstört und er selbst entlassen. Sein Name wurde von der Reserveliste der Marine gestrichen und so hatte er sich an ein ziviles Leben zu gewöhnen. Kühn beschloss, **Mediziner** zu werden. Er wurde Mitglied von verschiedenen chauvinistischen Offiziersorganisationen. Schon sehr früh trat er für die Sache Hitlers ein.

Er hatte in seinem Leben mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, denn er erwies sich als ein schlechter Arzt und wurde aus mehreren Spitälern entlassen. Zuletzt nahm er bei der Gestapo eine Stelle unter Heinrich Himmler an, der sein persönlicher Freund war. Lange nachher beklagte sich Dr. Kühn darüber, dass die Gestapo ihn unfair behandelt habe. Öfters sei ihm eine gute Stelle als Polizeichef in einer deutschen Stadt versprochen worden. Stattdessen schickte man ihn dann wegen der Affäre seiner Tochter nach Hawaii.

Die amerikanischen Sportler bereiteten sich auf die **Olympischen** Spiele vor. Japan war ein guter Kunde für **Öl** und Eisen; die Welt hatte sich eben durch die grosse Krise durchgerungen und Friedensorganisationen blühten auf. Dies war das Weltbild, als eine deutsche Familie am 15. August 1935 hawaiianischen Boden betrat. Es waren keine gewöhnlichen Touristen. Der Vater war ein feiner, grauhaariger Wissenschaftler und machte einen vortrefflichen Eindruck. Dr. Bernhard Julius Otto Kühn war mit seiner ganzen Familie, aufgenommen seinen Sohn Leopold, der in Berlin als Goebbels Sekretär geblieben war, angekommen. Bei ihm befanden sich Frau Dr. Friedel

Kühn, sein sechs Jahre alter Sohn Hans Joachim und seine Tochter Ruth. Ruth und der abwesende Leopold waren nicht seine eigenen Kinder, sondern diejenigen seiner Frau aus einer früheren Ehe.

Das häusliche Leben der Familie Kühn war eine Freude für jeden Aussenstehenden, der Gelegenheit hatte, darin Einblick zu erhalten. Sie waren nach Hawaii gekommen, weil der Vater grosses Interesse für die japanische Sprache hatte, ebenso war er an der Geschichte der hawaiianischen Inseln sehr interessiert. Er reiste überall herum und besuchte die alten Steinhäuser der früheren Bewohner. Sehr bald war er über die Topographie des Landes ausgezeichnet informiert. Er und die ganze Familie liebten den Wassersport. Sie pflegten oft schwimmen zu gehen oder dann mieteten sie ein Segeloder Motorboot.

Friedel, Dr. Kühns Frau, stach durch keine besonderen Eigenschaften hervor, jedoch war sie ausserordentlich diensteifrig. Sie konnte wichtige Details an militärischen Objekten genau beobachten, gab sich aber den Anschein, als ob sie nur eine einfache Hausfrau wäre, die ganz in der Sorge für ihre Familie aufging.

Ruth, gross gewachsen und geschmeidig, machte mit ihrem Englisch rasche Fortschritte. Sie war eine wundervolle Tänzerin und kein Ereignis entging ihr in der Gesellschaft. Als ständiger Gast der Marine und der Jachtclubs faszinierte sie eine ganze Anzahl Männer, die alle hübscher waren als ihr früherer klumpfüssiger Liebhaber Dr. Goebbels.

Eine Familie von solchen Interessen kann sich glücklich schätzen, wenn sich in ihrem Kreise eine hausbackene Frau befindet, die in keiner Weise verdächtigt wird. Eine solche Frau war Friedel, die zweimal zwischen 1935 und 1941 als Kurier nach Japan reiste.

Dr. Kühn behauptete immer wieder, dass er den Nazis keine Sympathie entgegenbringen könne. Dennoch war er in erster Linie und vor allem ein Deutscher. Er schrieb über die ersten deutschen Ansiedler auf Hawaii mehrere Artikel, welche in Deutschland veröffentlicht wurden.

Nachbarn und Bekannte hatten den Eindruck, dass die Familie Kühn gut bei Geld sein musste. Kühn besass einige sehr günstige Kapitalanlagen in Holland und Deutschland. Während der ersten drei Jahre seines Aufenthaltes auf der Insel wurden ihm von einer Bank in Honolulu ungefähr siebenzigtausend Dollar überwiesen. Von einer

ihrer Reisen nach Japan kehrte Friedel mit sechzehntausend Dollar in bar zurück ...

Die FBI und andere amerikanische Geheimdienste haben festgestellt, dass die Familie während dieses Zeitabschnittes über hunderttausend Dollar erhalten hat. Zweifellos war es noch mehr, denn man war nicht hinter alle Schliche gekommen.

Wenn man die grossen Ausgaben in Betracht zieht, wird die Spionage bestimmt nicht so gut bezahlt, wie gewöhnlich angenommen wird. Am Anfang blieb die Spionagetätigkeit auf Klatsch und Informationen von Matrosen beschränkt. Später richtete sie sich gegen die Offiziere, denn Ruth war gewandt, reizvoll und begehrenswert. Aber je grösser die Kriegsgefahr wurde, desto mehr verlangte man von den Spionageagenten.

Dr. Kühn stand im Dienste zweier Länder. Obwohl General Haushofer ihn den Japanern ausgeliehen hatte, arbeitete er zweifellos auch für Admiral Canaris. Dieser hatte gemerkt, dass Kühn ein sehr brauchbarer Mann war.

Kopien von allen Rapporten, die nach Japan geschickt wurden, erhielt Canaris. Mit Rücksicht darauf fand es Kühn nichts als billig, mehr Geld zu erhalten. Ausserdem waren seine und Ruths Ansprüche an das Leben grösser geworden.

Im Frühjahr 1939 hielt es Dr. Kühn für notwendig, zum Studium der japanischen Sprache eine ruhigere Umgebung zu finden. Er übersiedelte von Honolulu nach Pearl Harbor. Nun begann der Plan des japanischen Geheimdienstes, um dessentwillen er auf die Inseln geschickt worden war, rasch Gestalt anzunehmen. Ruth war bald unter den jungen Leuten und den Frauen der Seeleute sehr beliebt. Sie war eine sehr schöne Frau und liess durchblicken, dass sie eine Schwäche für nette Freundschaften hatte. Als sie die Eröffnung eines eigenen Schönheitssalons bekanntgab, wurde dieser Entschluss mit Begeisterung aufgenommen und alle weiblichen Bekannten sicherten ihr ihre Kundschaft zu. Trotz der langen Vorbereitungen war Ruth doch nicht auf einen solch überwältigenden Erfolg gefasst gewesen. Auch Friedel musste einen grossen Teil ihrer Zeit dem neuen Geschäft widmen. Täglich rapportierten beide dem Familienoberhaupt, was sie erfahren hatten. Diese Informationen verliessen die Inseln von Hawaii mit Kurieren der deutschen und der japanischen Konsulate.

Eines Tages liess der japanische Vizekonsul Otojiro Okuda Dr.

Kühn zu sich kommen. Okuda teilte Dr. Kühn mit, dass jetzt die Zeit gekommen sei, um einige Angaben über die Marine zu erhalten – genaue Zahlen, genaue Tatsachen und Pläne von der amerikanischen Flotte im Pazifik. Er beglückwünschte Dr. Kühn zu seiner bisher geleisteten Arbeit, jedoch betonte er mit Nachdruck, dass diese neue Sache etwas ganz anderes sei. Die Japaner würden gerne dafür ein schönes Stück Geld mehr bezahlen, denn das geplante Unternehmen hänge mit einem tödlichen Schlag gegen die Vereinigten Staaten zusammen.

Dr. Kühn war damit einverstanden, das Geschäft für vierzigtausend Dollar zu machen. Zum voraus zahlte man ihm vierzehntausend Dollar aus; der Rest wurde ihm nach dem «Sieg» versprochen.

Kurz nach dieser Unterredung begann Dr. Kühn damit, tägliche Spaziergänge in der Nähe des befestigten Gebietes von Pearl Harbor zu machen. Sein Sohn, Elans Joachim, der nun zehn Jahre alt war, begleitete ihn dabei in einer Matrosenuniform. Der Vater erklärte dem Kind die KüstenSzenerie, das ganz „verrückt darnach war“, soviel wie möglich über die amerikanische Marine zu erfahren. Nach einer gewissen Zeit luden Matrosen das Bürschchen an Bord eines Schlachtschiffes ein und erzählten ihm einiges von diesem herrlichen Riesenspielzeug. Dem Ausländer Dr. Kühn wäre es nie erlaubt worden, ein Schlachtschiff zu betreten, und er selbst war viel zu schlau, um diesem Wunsche überhaupt Ausdruck zu geben. So gestattet er seinem Knaben, allein hinzugehen.

Dr. Kühn rief den japanischen Konsul Okuda an und sagte ihm, dass er ein Signalsystem ausgearbeitet habe. Es sollte für die Übermittlung von Nachrichten über Anzahl und Typen der Schiffe und über Schiffsbewegungen in Pearl Harbor Verwendung finden. Der Konsul war der Meinung, dass mit diesem System die Verbindung mit der japanischen Flotte direkt aufgenommen werden könne.

Dr. Kühn besass ein kleines Haus in Kalama, einer Gemeinde im Bezirk Kailua-Oahu, ganz in der Nähe von Pearl Harbor. Frau Kühn ging eines Tages ein Paar ungewöhnlich lichtstarke Bausch- & Lomb-Linsen kaufen; dies hätte eigentlich auffallen sollen. Da diese Linsen gegen jede Erschütterung sehr empfindlich waren, benötigten sie eine spezielle Unterlage. Jedoch schöpfte niemand Verdacht.



Ruth begleitete ihre Mutter und plauderte während des Einkaufes davon, wie praktisch das Instrument für ihre Ausflüge im Segelboot sein würde.

Die Lichtsignale sollten durch das Dachfenster ausgeschickt werden. Dr. Kühn, Konsul Okuda und der vierte Sekretär des japanischen Konsulates, Tadesi Morimura, arbeiteten einen geeigneten Code aus. Am 2. Dezember 1941 probierten sie zum ersten Male ihr neues System aus. An demselben Tage erhielt Okuda eine Tabelle über Typen, Anzahl und den genauen Standort der amerikanischen Schiffe in den hawaiianischen Gewässern. Am nächsten Tag übermittelte der japanische Generalkonsul Nagoa Kita, Okudas Vorgesetzter, diese Angaben mit einem Kurzwellensender dem japanischen Marinegeheimdienst.

Nun war alles für den verräterischen Angriff auf Pearl Harbor vorbereitet.

Dr. Kühns Dachfenster trat am 7. Dezember in Aktion. In Washington waren immer noch Friedensverhandlungen im Gange, als die Japaner ihren Schlag gegen die amerikanische Flotte ausführten. Dr. Kühn selbst gab die Lichtsignale. Die japanischen Bomber erschienen und brachten Tod und Zerstörung, da sie im Besitze aller notwendigen detaillierten Informationen waren. Alles stimmte genau mit den Plänen von Kita, Okuda und Dr. Kühn überein.

In einer Richtung klappte die Sache jedoch nicht. Der japanische Konsul hatte versichert, dass ein U-Boot die Familie Kühn aufnehmen und nach Tokio bringen sollte. Unauffällig hatten sie die Flucht vorbereitet. Nichts sollte eingepackt werden. Sogar ihre Zahnbürstchen wollten sie zurücklassen und nur Geld mitnehmen. In Japan würden sie ja dann den restlichen Teil ihres Honorares erhalten.

Aber trotz des Chaos und der Zerstörung in Pearl Harbor entdeckten amerikanische Geheimdienstoffiziere die Signale, welche aus dem Fenster von Dr. Bernhard Otto Kühns Haus kamen. Bevor das japanische U-Boot anlangte, wurde Kühn und seine Familie von den Behörden verhaftet. Der Doktor zeigte eine arrogante Haltung und leugnete jede Schuld ab. Jedoch waren alle Tatsachen gegen ihn. Es wurde eine Skizze seines Signalsystems gefunden und ausserdem eine grosse Menge Geld, wovon ein Teil in japanischer Währung war. Man entdeckte die Linsen und die auf deutsch abgefassten Rapporte. Schliesslich gestand Dr. Kühn alles. Er gab sich alle Mühe,

seine Frau und seine Tochter zu schützen, und bestand darauf, dass er allein für alles verantwortlich sei – jedoch ohne Erfolg. Seine Familie wurde interniert.

Am 21. Februar 1942 verurteilte ein Gericht Dr. Kühn zum Tode durch Erschiessen. Die Nazis in Gefangenschaft wollen keine Übermenschen sein. Kühn begann sich zu fürchten. Jahrelang hatte er in deutschen und japanischen Diensten gestanden und nun anbot er sich den Amerikanern. Diese gaben ihm zu verstehen, dass er sich auf diese Weise keine Gnade erkaufen konnte; die amerikanische Regierung wünschte keine Nazispione anzustellen. Das Todesurteil wurde unterschrieben. Kühn wurde in seiner Einzelzelle **beinahe** verrückt. Diesmal sah er keinen Ausweg mehr.

Er bat von neuem um Gnade und versprach, alles, was er über die Achsenspionage wusste, zu erzählen. Selbstverständlich machte man ihm keine Versprechungen. Was er erzählt hat, wissen wir nicht. Jedoch wurde das Todesurteil am 26. Oktober 1942 in fünfzigjährige Zwangsarbeit umgewandelt.

Sein Sohn Leopold Kühn, der bei Goebbels geblieben war, leistete auf seine Weise seinen Anteil am allgemeinen Zerfall seiner Familie – er fiel an der russischen Front. Friedel Kühn machte einen Selbstmordversuch, wurde jedoch gerettet. Die schöne Ruth war nicht anwesend, als ihr Schönheitssalon versteigert wurde ...

## DEUTSCHE U-BOOTE AN DER KÜSTE AMERIKAS

### XI

Zwei Jahre vor dem Überfall auf Pearl Harbor entdeckte der amerikanische Geheimdienst ein äusserst seltenes Buch. Nicht mehr als vier Exemplare waren davon nach den Vereinigten Staaten gekommen. Es war das Handbuch japanischer Spionage, welches für die Hauptagenten des Nikonjunkai Hei, des japanischen Geheimdienstes, geschrieben worden war. Die Exemplare hatten gewisse japanische See-Offiziere zum Studium ihren Agenten, die sich an der Westküste Amerikas aufhielten, mitgebracht. Ein Verleger aus Los Angeles, der sein Leben der Verfolgung von Staatsfeinden gewidmet hat, machte diese bemerkenswerte Entdeckung. Dieser Mann war Joseph Roos vom «News Research Service», der mit Hilfe einiger Mitglieder der koreanischen Untergrundbewegung sich ein Exemplar dieses höchst interessanten Spionagehandbuches sichern konnte.

Das Buch gab Anweisungen für das Verhalten der Spione und entwarf in grossen Zügen den Kurs, den der japanischamerikanische Krieg nehmen sollte. Es wurde übrigens darin vorausgesagt, dass der Kriegsausbruch nicht mehr lange auf sich warten lassen würde. Schon bevor die Japaner Ruth Kühn in ihren Schönheitssalon setzten, wusste ihr Spionagehandbuch folgendes über Hawaii zu sagen:

„Die Besetzung von Hawaii verlangt die Zusammenarbeit zwischen der japanischen Armee und der Marine. Die Voraussetzung dazu muss durch eine vorhergehende Inbesitznahme der Midway-Inseln geschaffen werden, welche uns als ausgezeichnete Stützpunkte dienen können. Von dort aus ist es nur noch 110 Meilen bis Hawaii, eine sehr günstige Entfernung für Überraschungen von Seiten unserer Flotte. Diese Flotte besteht aus Minenlegern des Typs X, Modell 21....

Hawaii hat ungefähr hundertfünfzigtausend japanische Einwohner; davon besteht die Hälfte aus Nisei (Japaner mit amerikanischem Bürgerrecht). Sobald in Hawaii Nachrichten von japanischen Seesiegen eingetroffen sind, werden diese Japaner sofort aufstehen und ei-

ne Freiwilligenarmee organisieren. Ohne Zweifel wird Hawaii in unsere Hände fallen.

Allein Hawaii fiel doch nicht in die Hände Japans. Ausser dem furchtbaren Schlag von Pearl Harbor wurden alle Absichten der Fünften Kolonne Japans vom amerikanischen Geheimdienst vereitelt. Die Amerikaner waren zum vornherein vor den japanischen Kriegslisten und zielen gewarnt, weil die Japaner naiverweise ihr Handbuch der Spionage gedruckt hatten...

Das Handbuch gab nicht nur Einzelheiten für die beabsichtigte Eroberung von Hawaii bekannt, sondern es enthielt auch eine genaue Aufstellung über die Wichtigkeit der Inbesitznahme des Panamakanals, Wie die Ereignisse später zeigten, hätten die Japaner ihren Plan beinahe verwirklichen können. Heute kann diese Angelegenheit enthüllt werden. Das Handbuch widmete ein ganzes Kapitel der Schliessung des Panamakanals. Die strategische Wichtigkeit eines solchen Schrittes wurde in folgender Weise summarisch zusammengefasst:

«Der springende Punkt ist: Was wird aus dem Panamakanal? Panama ist ein wenig mehr als sechshundert Knoten von Hawaii und ungefähr achttausend Knoten von Japan entfernt; folglich ist ein Angriff keine leichte Sache, denn er verlangt beträchtliche Seestreitkräfte. Wenn es uns beim Ausbruch des Krieges gelingen würde, den Kanal zu schliessen, dann hätten wir es fertiggebracht, den Atlantik vom Pazifik abzuschneiden.»

Die japanischen Agenten auf der westlichen Hälfte der Erdkugel hatten Befehl, ihr Möglichstes zu tun, um über der Kanalzone ein unzerreissbares Spionagenetz zu spinnen. Die japanische Macht reichte äusserst weit. Das Handbuch fuhr fort:

«Der japanische Besitz des Panamakanals hat eine grosse Bedeutung für den zukünftigen Frieden; deshalb muss Japan unter allen Umständen den Kanal nehmen und ihn auch nach dem Kriege behalten.»

Kein Geheimdienst der Welt konnte eindeutiger und offener sein. Für Japan war dieser Krieg ein Spiel um seine zukünftige Existenz als Weltmacht; jedoch war dieses kein besonders schlauer Spieler. Es schien seine Feinde allzusehr unterschätzt zu haben ...

Japan wusste sehr gut, dass der Panamakanal stark befestigt war.

Dennoch hatten Deutschland und Japan die naive Überzeugung, dass der Kanal und die ihn umgebenden Landstriche durch Verrat in Besitz genommen werden könnten. Die beiden zählten auf die Zusammenarbeit mit einem Panama-Präsidenten, auf bestochene Polizeichefs und auf gekaufte Verräter. Aber dieser Krieg hat den feindlichen Geheimdiensten eine Lektion erteilt, da sie den Wert der Hilfe von Quislingen weit überschätzten. Sie hatten kein Verständnis für die Art der angelsächsischen Mentalität. Wohl besass die Achse gute Spione, aber es waren ihrer zu wenige, um wirklich von Nutzen zu sein. Engländer und Amerikaner konnte man nicht kaufen, und das war der Grund des Versagens sowohl für Tokio als auch für die Benderstrasse Nr. 14.

Kombinierte deutsche und japanische Kräfte webten ein starkes Spionagenetz rund um den Panamakanal. Für kurze Zeit sah es sehr gefährlich aus, jedoch zuletzt wurde es zerrissen. Die Nazis leisteten ihren Anteil, indem sie U-Boote ins Karibische Meer sandten, welche die Schifffahrt zwischen Nordund Südamerika paralisieren sollten. Ausserdem lieferte Canaris die von den Japanern benötigten weissen Agenten.

Im Jahre 1939 stellte Canaris Japan einen seiner besten Männer für die Arbeit in der Kanalzone zur Verfügung. Der Ruf dieses Mannes ist heute allgemein bekannt. Lange Zeit täuschte sein raffinierter Verrat jedermann.

Seine Karriere begann in den letzten Tagen der Weimarer Republik. Zu jener Zeit erschien in Berlin ein liberales und sozialistisches Wochenblatt, das «Berlin am Montag» hiess. Der Herausgeber selbst nannte sich einen Verfechter der Menschenrechte und kämpfte heftig gegen die aufkommende nationalsozialistische Bewegung. Die Nazis hatten ihn bereits auf ihre Liste der November-Verbrecher gesetzt. Dr. Hans Wesemann, der mutige Redaktor, wusste, dass er verurteilt werden würde, wenn die Nazis siegten. Aber er harrete auf seinem Posten aus.

Die Nazis verbreiteten sich über ganz Deutschland und fesselten die Presse. Wesemann wurde in ein Konzentrationslager gesteckt, wo sich noch andere Sozialisten, ebenso Kommunisten und Geistliche befanden.

Nach einem Jahr wurde Wesemann entlassen. Vollständig mittellos kam er in die Schweiz. Er hatte Schweres durchgemacht, gab je-

doch nicht auf. Er war stolz darauf, seine schriftstellerische Karriere von einst wieder aufzunehmen. In der Schweiz hatte er reiche Freunde, frühere Parteigänger und Förderer seiner Zeitung. Sie beabsichtigten, einen Pressedienst zu gründen, welcher, in verschiedene Sprachen übersetzt, an die Welpresse und die demokratischen Regierungen versandt werden sollte. Dieser Pressedienst hatte die geheime Wiederaufrüstung und die Kriegsvorbereitungen von Nazi-Deutschland zu enthüllen. Wesemann machte den Vorschlag, dass die in der ganzen Welt zerstreuten deutschen Flüchtlinge zur Mitarbeit aufgerufen würden. Viele davon hatten in den an Deutschland angrenzenden Ländern ein Asyl gefunden und unterhielten Verbindungen mit deutschen Untergrundbewegungen. Wesemann wollte sie für seinen Pressedienst einsetzen.

Unter diesen Flüchtlingen befand sich einer, der erstaunlich umfassende Informationen über den deutschen Kriegsapparat besass. Sein Name war Berthold Jakob, ein kleiner, bärtiger Mann. Er hatte Deutschland schon im Jahre 1929 verlassen müssen, weil er damals auf die Tatsache hingewiesen hatte, dass die «demokratische deutsche Regierung» im geheimen Militärflugzeuge baute. Seine Enthüllungen entsprachen den Tatsachen und die militärischen Vorbereitungen standen im Gegensatz zum Vertrag von Versailles. Er wurde des Hochverrates angeklagt und musste aus dem Lande fliehen.

Dieser kleine Mann war ein alter Freund von mir. Ich kannte ihn aus seinen guten und schlechten Tagen. Zu jener Zeit lebten er und seine Frau in einer armseligen, kleinen Wohnung in Paris. Sie waren so arm, dass sie einem Gaste nicht einmal Kaffee anbieten konnten. Eines Abends war ich bei ihnen auf Besuch und flüsternd erzählten sie mir die Geschichte ihrer Verbindung mit Dr. Hans Wesemann.

Im Jahre 1937 hatten sie von Wesemann einen Brief erhalten. Die Jakobs lebten damals in London und machten, wie viele politische Flüchtlinge, harte Zeiten durch. Der Brief von Wesemann, von Basel aus geschickt worden, war ein wahres Gottesgeschenk. Wesemann lud seinen Freund Jakob zur Mitarbeit für seinen Pressedienst ein.

Bertholds Frau unterbrach die Erzählung mit einer anschaulichen Schilderung ihrer damaligen Schwierigkeiten: «Wir schuldeten die Miete für zwei Monate. In der grossen Stadt London kamen wir uns

gänzlich verloren vor. Wesemanns Angebot erschien uns wie Honig des Himmels. Er nannte Berthold den Mann, der mehr über die geheime deutsche Wiederaufrüstung wusste, als irgend jemand in der Welt. Er anbot ihm die Stelle als Redaktor mit einem Gehalt von fünfzehn Pfund pro Woche. Berthold sollte nach Basel reisen, wo sie alle Einzelheiten besprechen wollten. Wesemann versprach, das Geld für die Reisekosten zu schicken.»

Es war verständlich, warum Berthold Jakob dieses Angebot erhalten hatte. Er hatte sich sein erstaunliches Wissen mit Hilfe einer ganz besonderen Methode angeeignet. Er war ein fanatischer Zeitungsleser und hatte alle deutschsprachigen Zeitungen, die an den Grenzen von Frankreich, Belgien, Holland und der Tschechoslowakei erschienen, abonniert. Berthold las darin in erster Linie die Inserate. Er notierte, wo Arbeiter gesucht, wo Liegenschaften gekauft, wo Land verkauft und wo gebaut wurde. Daraus konnte er dann die Stellen herausfinden, wo die Nazis Grenzbefestigungen errichteten. Er konnte genau sagen, wo man im Begriffe war, neue Flugplätze und Rüstungsfabriken zu bauen. Dieses System hatte er ganz allein herausgefunden; es war für ihn sozusagen ein Steckenpferd. Er hatte mehrere Jahre daran gearbeitet.

Berthold Jakob fuhr mit seiner Erzählung fort:

Ich erhielt das Geld, jedoch war es nicht genügend, um meine Frau mitnehmen zu können. Mit einigen Schwierigkeiten erhielt ich meine Visa und reiste dann nach der Schweiz. Die Zusammenkunft fand in Basel statt.

Wesemann empfing mich im Bahnhof. Seine Begrüßung war sehr herzlich. Seit ich Deutschland verlassen hatte, hatte ich ihn nicht mehr gesehen. Wir gingen in sein Hotel und assen zusammen, wobei er mir seinen ganzen Plan erklärte. Ich sollte sein militärischer Mitarbeiter werden, während er selbst als Herausgeber zeichnen wollte. Der Pressedienst würde genügend Geld einbringen, um auch noch Informationen kaufen zu können. Mir sollte so viel Geld zur Verfügung gestellt werden, dass ich bei den wichtigsten Nachrichtenagenturen abonnieren konnte.

An diesem Abend führte mich Wesemann in eines der kleinen Restaurants am Rheine. Ich war glücklich. Zum ersten Male während meines Exiles zeigte sich für mich die Gelegenheit, eine Arbeit zu

tun, die ich liebte. Wesemann sagte, dass zwei Verleger, zwei Brüder, welche den Pressedienst finanzierten, uns zum Nachtessen eingeladen hätten. Die beiden kamen an, zwei grosse, starke Männer. Wesemann hatte mir erklärt, wofür sie sich interessierten. Es wären zwei ehrliche Geschäftsleute, die ihr Herz auf dem rechten Fleck hätten und vollkommene Gegner des Nationalsozialismus' wären.

Wir genossen alle den herrlichen Rheinwein. Ich hatte vielleicht etwas zu viel getrunken. Wir besprachen unsere zukünftigen Pläne. Ich wurde aber mit der Zeit so müde, dass ich nicht mehr klar denken konnte.

Seine Frau unterbrach ihn von neuem: «Die Schurken hatten ihn vergiftet. Sie steckten ihn in einen Wagen und schafften ihn über die Grenze nach Deutschland.»

«Ja, meine Liebe, aber rege dich nicht auf. Es ist nun alles überstanden», beruhigte Berthold sie. Die Zeitungen der ganzen Welt schrieben über meine Entführung. Als ich wieder zu mir kam, war es ziemlich kalt. Ich war noch etwas betäubt, jedoch konnte ich bald wieder klarer denken und überlegen, was mit mir geschehen war. Man hatte mich gefesselt in den hinteren Teil des Autos zwischen die beiden Verleger<sup>1</sup> gesetzt. Ein Unbekannter sass am Steuer. Mein Freund Wesemann war verschwunden.

Ich begann zu sprechen. ‚Was ist geschehen?‘, fragte ich dumm.

‚Halte deine Schnauze!‘, sagte der eine scharf.

‚Wo bin ich?‘, fragte ich mit zusammengeschnürter Kehle und klopfenden Herzens, obwohl ich es bereits wusste.

‚In Deutschland‘, kam die Antwort, und zugleich erhielt ich einen schmerzenden Schlag ins Gesicht.

Berthold Jakob war entführt worden. Man brachte ihn in das Hauptquartier der Gestapo in Berlin. Canaris' Männer wollten ihm das Geheimnis entringen, denn sie waren überzeugt, dass er eine bestimmte Informationsquelle über Deutschlands Aufrüstung besass. Er wurde geschlagen und gemartert – ich habe die Narben gesehen, die ihm geblieben waren.

Die Nazis behielten ihn sechs Monate lang. Frau Jakob verwendete ihr letztes Geld, um die Schweizer Polizei zu benachrichtigen und verzweifelte Nachforschungen nach ihrem Gatten anzustellen. Die Schweizer verhafteten Wesemann und behielten ihn als Geisel für den entführten Jakob. Die Schweizer Regierung benahm sich sehr



mutig und drohte damit, die ganze Angelegenheit vor den Haager Gerichtshof zu bringen. Ihr sicheres Vorgehen veranlasste die Nazis, Berthold Jakob freizulassen und in die Schweiz zurückzuschicken.

«Selbstverständlich musste ich unterschreiben, dass man mich in keiner Weise misshandelt hatte. Man sagte mir auch, dass Deutschlands Arm mich auch in England erreichen könnte. Ich täte besser daran, mich ruhig zu verhalten und mit meiner antinationalsozialistischen Propaganda aufzuhören.»

Dr. Hans Wesemann wurde in der Schweiz für die Entführung zur Verantwortung gezogen. Demokratische Länder bestrafen milde; Wesemann wurde nur fünf Jahre eingesperrt.

Meine Freunde, die Jakobs, befanden sich während der Kapitulation Marschall Pétains in Frankreich. Sie flohen nach Spanien, wo sie Unterschlupf fanden. Seither habe ich nichts mehr von ihnen gehört.

\*

Was wurde aus Wesemann? Im Jahre 1939 landete ein gewisser Dr. Heinrich Müller, ein deutscher Wissenschaftler und erfahrener Reisender, in der kleinen Republik von Nicaragua. Es war kein anderer als Dr. Hans Wesemann, der seine Strafe abgebusst hatte und sich nun wieder in Freiheit befand. Er hatte einen neuen Pass, einen neuen Geburtsschein und eine neue Aufgabe.

Die harte Arbeit in einem schweizerischen Gefängnis hatte ihn verändert. Er war bleich und mager geworden. Aber nun war er mehr als ein kaltblütiger Verräter; er befand sich auf dem Pfad der Rache. Er war wie Lehm in der Hand des Töpfers, ein gelehriges Werkzeug von Admiral Canaris.

Wesemann war nun Spionagechef am Panamakanal. Er arbeitete für Deutschland und Japan und bezog somit ein doppeltes Gehalt. Sein Komplize war ein gewisser Dr. Christian Zinsser, ein Angestellter des deutschen Konsulates in Honduras. Den Konsul hatte man an einer gefährlichen Stelle im Gebirge tot aufgefunden. Nur einige Wochen früher hatte Zinsser, welcher den Bluthund spielte, heraus-

gefunden, dass der Konsul einige Verbindungen mit Nazigegegnern unterhielt. Der Unfall erweckte Verdacht und Zinsser musste Honduras verlassen. Darauf übernahm Dr. Hans Wesemann Zinssers Aufgabe, während der letztere nach Argentinien ging. Wesemann hatte nun Costa Rica, Venezuela, Columbien und Honduras unter sich. Er war eine Art von Regionaldirektor des Spionagenetzes am Panamakanal.

Der deutsche Zufluchtsort war Buenos Aires. Als der Krieg ausbrach, eilten alle deutschen Agenten, die sich in Gefahr befanden, nach Argentinien. Von dort aus wurden sie nach Japan befördert.

Dr. Hans Wesemann reiste nicht ab, ohne einen fähigen Nachfolger zurückzulassen. Er ging mit dem beruhigenden Gefühl fort, dass sich die deutsche Spionage am Karibischen Meer in guten Händen befand. Das Schwert der Achse hing immer hoch über der Kanalzone.

Das Verteidigungskommando der amerikanischen Armee brauchte mehrere Jahre, um den geheimnisvollen Nachfolger von Wesemann aufzuspüren. In dieser Zeit teilten die Nazis der alliierten Schifffahrt im Karibischen Meer furchtbare Schläge aus. Die Versenkungsziffer erreichte innert dreizehn Tagen zwölf Schiffe und einmal wurden an einem einzigen Tage deren fünf versenkt.

Das amerikanische Naval Intelligence Service war der Meinung, dass rasch etwas zu geschehen hatte. Es war offensichtlich, dass die deutschen U-Boote die alliierte Schifffahrt vernichteten. Die Aufgabe wurde einem jungen amerikanischen Geheimdienstoffizier namens Allen übergeben.

Allen flog mit seinem eigenen Flugzeug nach BritischHonduras. Er war ein begeisterter Flieger und hatte Erfahrung, denn er war vorher der Luftwaffe zugeteilt gewesen. Seine Absicht war, sich mit seinem englischen Kollegen in Belize, der Hauptstadt von Honduras, zu besprechen und herauszufinden, was ihnen über die Hafenspionage in der Kanalzone bekannt war.

Er hielt sich einige Tage in einem der kosmopolitischen Hotels von Belize auf. Während der Vorbereitung für seinen Rückflug hatte er allen Grund, für sein technisches Training dankbar zu sein. Er entdeckte, dass das Flugzeug sabotiert worden war. Ganze Teile des Motors waren durch beschädigte ersetzt. Diese Tatsache war sehr be-

unruhigend. Offenbar war jemand seine Mission bekannt und dieser hatte versucht, sie zu hintertreiben.

Er konnte nicht abreisen, bevor sein Flugzeug repariert war. Unterdessen kehrte er in sein Hotel zurück, mit der Absicht, dem englischen Kriegsdepartement die Sabotage zu melden.

Als er sein Hotelzimmer betrat, sah sich Allen grösster Unordnung gegenüber. Seine Koffer waren durchstöbert worden und ihr Inhalt lag auf dem Boden verstreut herum. Die verschlossene Schublade des Hotelschreibtisches war ausgebrochen.

Allen rief den britischen Geheimdienst an und bat um sofortigen Beistand. Er dachte, dass es das beste wäre, wenn er inzwischen das Zimmer bewachen würde. Bald erschien ein Mann des Geheimdienstes und betrachtete die Unordnung. Beide standen zusammen im Zimmer und spürten gleichsam den Atem unsichtbarer Feinde.

Allen besprach mit seinem Helfer die Situation. Er machte den Vorschlag, etwas zu trinken. «Um besser denken zu können», sagte er. Er bückte sich und hob eine noch verschlossene Flasche von Scotch Whisky auf. Er schenkte zwei Gläser voll. Eine Minute später liess der Engländer sein Glas fallen und er selbst stürzte zu Boden. Allen eilte hinaus, um einen Doktor zu rufen. Die Diagnose des Arztes war schlecht; der englische Offizier war vergiftet worden. Es trat eine Lähmung von den Hüften bis hinunter zu den Füßen ein, welche einen ganzen Tag andauerte. Glücklicherweise hatte Allen sein Glas nicht einmal berührt.

Indessen schien er ernsthaft bedroht zu sein. Die Geschichte wurde bald im ganzen Hotel bekannt. Alle eingeborenen Diener hatten denselben Gesichtsausdruck: ein schwaches und zugleich unheimlich zweideutiges Lächeln. Allen wäre nicht erstaunt gewesen, wenn alle zusammen mit der Verschwörung zu tun gehabt hätten. Es war reiner Zufall, dass er davongekommen war. Auch der Engländer genas wieder, da er sehr wenig getrunken hatte.

Hatte man das Gift in die Flasche getan, als er sie in der „International Bar“, wo am Abend die Mädchen ihre herausfordernden Tänze tanzten, gekauft hatte? War das Gift im Hotel von den Gepäckplünderern hineingeschüttet worden? Man hatte zu wenig Zeit, um dieses Rätsel lösen zu können. Allen musste den Spionagering zertrüm-

mern. Die Giftmischer standen irgendwie mit den Spionen in Verbindung, welche den deutschen U-Booten Signale gaben. Und in diesem Zusammenhang konnte das Rätsel denn auch gelöst werden.

In der ersten Zeit machten Aliens Nachforschungen nur kleine Fortschritte. Er war jedoch darauf gekommen, dass vielen von den eingeborenen Arbeitern eine Menge Geld zur Verfügung stand. Auch hatte er erfahren, dass BritischHonduras eine grosse Anzahl von Arbeitern aus der Republik von Panama einführte. Diese Tatsache war an und für sich nicht verdächtig, da seit Ausbruch des Krieges ein ernstlicher Arbeitermangel herrschte. Die Arbeitsvermittlung befand sich in einem kleinen Büro, das von zwei Brüdern, den Gough-Brüdern, geleitet wurde. Die Nachfrage bei den Unternehmern nach Arbeitskräften war gross. Die Agentur verschaffte sie ihnen und transportierte sie nach BritischHonduras auf den zehn kleinen Schonern, welche allein den Passagierverkehr bestritten. Diese Schifffahrtslinie war im Besitze eines anderen Gough-Bruders, des Kapitäns George Gough. Dieser Kapitän Gough galt als der König von Belize; er war der grösste Unternehmer dieser Stadt.

Die Arbeit schien sehr gut bezahlt zu werden, denn die Arbeiter konnten für einen Drink in den Bars von Belize und Colons fünfundsiebzig Cents bezahlen. Allen besuchte diese Bars und fand bald heraus, dass Kapitän Gough deren Besitzer war. Es waren alles kleine, intime Örtlichkeiten mit einer Menge primitiver Unterhaltungen, vom aufreizenden Song bis zu hawaiianischen Tänzen. Allen vernahm Gerüchte, dass Gough auch einige Bordelle für Matrosen besass.

Gough schien in Honduras wahrhaftig ein grosses Tier zu sein. Aber Allen charakterisierte ihn als einen grossen Fisch in einem kleinen Teich. Seine Vergnügungsstätten waren provinzierisch und ziemlich primitiv. Instinktiv war er Allen unsympathisch. Beunruhigt vernahm er, dass Goughs Schiffe auf ihren Fahrten Ölkanister mit sich führten. Die Vereinigten Staaten litten an ernsthaftem Öl-mangel und Honduras hatte keinen Grund, damit verschwenderisch umzugehen. Er meldete diese Tatsache den Behörden in Panama und dem Marinegeheimdienst in Washington.

Als eines von Goughs Schiffen in den Hafen von Colon einfuhr, wurde es von Zöllnern der Kanalzone und von Angehörigen der FBI begrüsst. Dies geschah im April 1942 und man war begierig darauf, Beweismaterial zu finden. Mehrere Stunden lang wurde das Boot durchsucht, während die Mannschaft und die Passagiere an Bord zu verweilen hatten. An Stelle von Ölkannistern wurde etwas anderes gefunden: man entdeckte unter den Papieren eines Matrosen eine Kopie des Planes des Flugplatzes von Coco Sola...

Der Seemann wurde verhaftet, obwohl er seine Unschuld beteuerte. Er behauptete, das Papier gefunden zu haben und dessen Bedeutung nicht zu kennen. Ob er nun die Wahrheit sagte oder log, der Matrose war nur ein kleiner Fang. Die Aufmerksamkeit der FBI richtete sich auf seinen Chef.

Kapitän Cough war kein beglaubigter Kapitän. Er wurde in Britisch-Honduras und später in Colon verhört. Er hatte nicht viel zu sagen. Er gestand, dass er Schmuggler gewesen sei, jedoch behauptete er, schon seit langer Zeit ehrlich zu handeln. Sein Geld verdiene er mit den zehn Schönern und seinen Vergnügungslokalen.

Acht Detektive brauchten mehrere Monate, um mehr Einzelheiten zu erfahren. Sie besuchten Goughs Bordelle und Kabarets. Sie sprachen mit den Mädchen, bezahlten sie gut und versprachen ihnen die Freiheit. Sie fanden folgendes heraus:

Gough stand mit Hilfe von Kurzwellensendern mit deutschen U-Booten in Verbindung.

Gough verkaufte den Deutschen «schwarzes» Benzin undm Öl für ihre U-Boote.

Er bewerkstelligte das so leicht, als ob er Apothekerwaren verkauft hätte. Der Feind war also mit Brennstoff unter der Nase der alliierten Geheimdienste versorgt worden. Gough war schlau, mächtig in seinem kleinen Teich und von den Eingeborenen gefürchtet, die für ihn arbeiteten. Seine Schiffe hatten Öl und Benzin zu natürlichen geheimen Häfen gebracht, die vor dreihundert Jahren von karibischen Piraten benutzt worden waren.

Generalleutnant Franc M. Andrews erliess Haftbefehle für Gough und neunzehn Mitarbeiter, vom Kellner bis zur Kabarettänzerin. Ausser dem Chef wurden alle verhaftet. Kapitän Gough, Schmugg-

ler, Pirat, Sklavenhändler und Spion in einem, hatte auf unerklärliche Weise entfliehen können. Als Pirat, der er war, machte er sich mit einer kleinen Mannschaft auf einem seiner Schiffe davon.

Englische und amerikanische Marineabteilungen erliessen an alliierte Patrouillenflugzeuge scharfe Befehle, das Piratenschiff zu suchen. Ein amerikanisches Flugzeug entdeckte Goughs Boot unterwegs nach Argentinien. Das Schiff wurde aufgefordert, sofort anzuhalten, kam dem Befehl jedoch nicht nach. Goughs Männer waren bewaffnet und ein Kampf schien unvermeidlich. Der Pilot warnte jedoch Gough, dass er seine Position bereits nach Honduras gemeldet habe. In wenigen Minuten würden noch mehr Flugzeuge ankommen. Gough, der stets ein verschlagener Feilscher war, ergab sich. Er wurde ins Gefängnis von Panama verbracht. Kurz darauf war das Karibische Meer von deutschen U-Booten gesäubert.

## ZWITSCHERENDE KANARIENVÖGEL

### XII

Gough, der König von Belize, dieser grausame und kühne Unternehmer, besass immer noch einige «Zweigstellen» seiner Tätigkeit. Wie ein Mosaik wurde schliesslich von den britischen und amerikanischen Geheimdiensten das ganze Muster seiner geheimnisvollen Arbeit zusammengesetzt.

Die FBI und G-2 verdächtigten seit langem eine Person, die in Kuba lebte. Dieser Mensch hatte das Benehmen eines Deutschen und gab sich als Flüchtling aus, besass jedoch einen Pass von Honduras. Seit dem Ereignis von Belize lenkte allein schon die Erwähnung Honduras' die Gedanken auf Kapitän Gough. Die amerikanischen Agenten wären nicht überrascht gewesen, wenn sie hier einen diesbezüglichen Zusammenhang herausgefunden hätten. Es war aber ein reiner Verdacht. Wenige Monate genügten, um einen äusserst wichtigen Agenten auf der westlichen Erdkugel zu entlarven.

Der Inhaber des Passes von Honduras war ein gewisser Enrique Luni, der sich als ein in Honduras geborener Jude ausgab. Dennoch hatte er einen guten Teil seines Lebens in Rotterdam verbracht. Nach der Invasion von Holland flog er rasch in sein Geburtsland zurück, wo er sich als Flüchtling vorstellte, der alles, was er besessen, verloren habe.

Er wanderte durch ganz Zentralamerika und wandte sich dabei an unzählige Flüchtlingskomitees. Er nahm ihre barmherzigen Geldspenden an und erklärte, dass er bald wieder auf eigenen Füissen stehen würde.

Luni war ein wohlbeleibter, grosser Mann mit einem unangenehmen, aufgeblasenen Gesicht, einem kleinen Schnurrhart, dichten Augenbrauen und mit einer Mähne, die bis in seinen Nacken hinunterreichte. Er hätte leicht für einen Spanier gehalten werden können, und er sprach auch sehr gut Spanisch; jedoch verlieh sein langer Aufenthalt in Holland seiner Sprache einen leicht holländischen Akzent.

Als Besitzer eines Passes von Honduras konnte er sehr leicht reisen. Hier müssen wir den Dingen vorseilen und bemerken, dass er diesen Pass vom Spionagering des Kapitäns Gough erhalten hatte. Je-

doch hatte man ihn Luni nicht direkt gegeben. Der Pass gehörte zur Sammlung von Inspektor Paul Kraus, Chef der Hamburger Gestapo, und dieser hatte Luni damit ausgestattet.

Luni war einer der Spionageschüler von Paul Kraus gewesen, des Mannes, der, wie der Leser sich erinnern wird, Bill Sebold in Radiospionage ausgebildet hatte. Nachdem er in Kraus' düsterer Akademie die Meisterprüfung bestanden hatte, reiste Heinrich August Lünig, alias Enrique Luni, in die Neue Welt.

Lünig war ein geborener Bremer, welcher immer dort gelebt hatte und eine Frau und ein siebenjähriges Kind besass. Er hatte für Deutschlands Export und Import gearbeitet. Am Ende benötigte die deutsche Auslandsorganisation einen Mann von der Erfahrung Lünings für eine Arbeit von nationaler Bedeutung. Auf diese Weise schickte die Auslandsorganisation im Jahre 1936 Lünig «zu Studienzwecken» nach Nord und Südamerika. Als er schliesslich nach Deutschland zurückkehrte, wurde er nach Hamburg berufen, wo er sich auf den kommenden Krieg vorzubereiten hatte.

An einem schönen Morgen des 29. September 1941 ging das Passagierschiff «Villa de Madrid» bei Havanna auf Kuba vor Anker. Dieses Schiff führte viele Flüchtlinge mit sich, welche mit knapper Not den Deportationen in die Ghettos oder in die Gaskammern entkommen waren. Ihre Verwandten in der Neuen Welt hatten den kubanischen Behörden phantastische Summen bezahlt, um für sie Visa zu erhalten. Einer der Passagiere, der angeblich um Haaresbreite dem Tode entronnen war, war Enrique Luni. Ihn hatte die TatSache gerettet, dass er sich als Bürger von Honduras ausweisen konnte.

Er stellte sich persönlich den Behörden und den Flüchtlingskomitees vor, denen er schaurige Geschichten über den deutschen Terror erzählte. Dabei vergass er zu erwähnen, dass er dreitausend Dollar in amerikanischer Währung auf sich trug. Er lebte in einem armseligen kleinen Zimmer der YMCA. von Havanna. Er deutete an, dass er hoffe, bald in der Lage zu sein, einen Abstecher nach Honduras zu machen, um dort Verwandte zu treffen, die ihm vielleicht Arbeit verschaffen könnten.

Wirklich fand er in Belize einen Arbeitgeber, obwohl Kapitän Gough nicht mit ihm verwandt war. Die beiden planten zusammen



ein äusserst wirkungsvolles Programm von Hafenspionage. Das Resultat davon war eine Folge von tödlichen Schlägen gegen die alliierte Schifffahrt zwischen Kuba und Florida.

Enrique Luni reiste hierhin und dorthin während mehrerer Monate und traf dabei mit anderen Agenten von Gough und dem abgereisten Dr. Wesemann zusammen. Nach einer gewissen Zeit kehrte er nach Kuba zurück. Lächelnd teilte er dem Flüchtlingskomitee seine Erfolge mit. Er hatte einen Verwandten gefunden, einen alten Onkel, der gewillt war, ihm zu helfen. Enrique Luni sollte eine Filiale von seines Onkels Hauptgeschäft in Havanna eröffnen, und zwar ein elegantes Modegeschäft für Frauen.

Luni übersiedelte in eine komfortable Wohnung an der Teniente Rey in Havanna. Er war erpicht auf ein behagliches Leben. Nach den furchtbaren Erfahrungen in HitlerEuropa fühlte er sich nun wieder sicher und erfolgreich, und es war nur natürlich, dass er nun so viel wie möglich aus seinem Leben herausholen wollte.

Man traf ihn in vielen Bars, Nachtclubs und Dancings. Er schien aber mehr Geschmack an billigen Vergnügungslokalen zu finden, welche von Matrosen besucht wurden. Eines Nachts führte ihn der Zufall in die «New York Bar».

Er sass in einer Ecke und lauschte den Rumbas und den rasenden Swings und betrachtete die Tänzerinnen. Rebekka kam an seinen Tisch. Sie war ein grosses, schlankes, kubanisches Mädchen, eine gelenkige Tänzerin. Sie hatte einen Spezialverdienst, wenn sie mit den Seeleuten zusammen trank und sich mit den wenigen Landratten unterhielt. Ihre Aufgabe war, sie zum Trinken aufzufordern, wofür sie zehn Prozent von den Preisen erhielt.

Enrique wusste dies, aber es kühlte seine Gefühle trotzdem nicht ab. Er sprach mit ihr über sein Geschäft und gab ihr zu verstehen, dass er eine Menge Geld besass. Wenn sie jede Nacht mit ihm verbringen würde, wolle er sie königlich belohnen...

Rebekka wurde seine ständige Geliebte und so konnte er sich über die Abwesenheit seiner Familie trösten. Ein Charakter wie Rebekka war etwas Aussergewöhnliches in einer Spionagegeschichte. Es stellte sich heraus, dass sie die aufrichtigste und treueste Frau war, die Enrique je gekannt hatte.

Man weiss nicht, in welchem Masse sie an seiner Spionagetätigkeit beteiligt war. Es kann sogar sein, dass sie überhaupt nie etwas

davon gewusst hat. Rebekka war ein einfaches, natürliches Mädchen, und wenn sie von Luni befragt wurde, kann sie ihm wohl ganz ahnungslos Informationen über Schiffsbewegungen, welche sie von Matrosen erfahren hatte, gegeben haben. Es ist tatsächlich gut möglich, dass ihr nie ein Verdacht kam, dass Luni ihre Nachrichten an deutsche U-Boote oder an Kapitän Gough weitergeleitet haben könnte ...

Die Hamburger Spionageschule hatte ihre Schüler unter anderem gelehrt, einen Kurzwellensender zu konstruieren. Nun kaufte sich Luni Stück für Stück die Teile dazu und setzte sie in seinem Zimmer zusammen, bis er einen vollständigen Sender besass.

In Verbindung mit diesem «Zusammensetzspiel» betätigte er noch ein ziemlich eigenartiges Geschäft. Er kaufte einen Vogelkäfig, Vogelfutter und ein paar Kanarienvögel. Erle Stanley Gardner, einer der bekanntesten Kriminalchriftsteller in Amerika, schrieb einmal ein Buch über einen Mordfall, wobei einige Kanarienvögel eine wichtige Rolle spielten; jedoch hatte er nicht vorausgesehen, dass eines Tages singende Kanarienvögel zu Spionagezwecken verwendet würden.

Wir wissen nicht, ob Admiral Canaris Luni auf diese Idee gebracht hatte. Die Kanarienvögel zwitscherten laut genug, um das Ticken von Lunis Geheimsender zu übertönen. Ausserdem hatte er, wenn die Zimmervermieterin einzutreten wünschte, um das Zimmer zu reinigen oder um ein wenig mit Luni zu plaudern, einen Vorwand, sie nicht hereinzulassen. Er schrie dann hinter der verschlossenen Türe, dass er sie nicht sofort öffnen könne, einer seiner geliebten Kanarienvögel fliege frei im Zimmer herum. Er bat dann die Zimmerfrau oder den Besucher, einige Zeit draussen zu warten, bis er den Vogel eingefangen habe.

Die nächsten Minuten benützte er dazu, seinen Geheimsender in einen Koffer zu verstecken. Zerzaust und keuchend öffnete dann Don Enrique die Türe, wobei er in den Händen immer noch den Stab und das kleine Netz hielt. Er pflegte zu lächeln und seiner Freude darüber Ausdruck zu geben, dass er den Vogel endlich gefangen habe.

Lange Zeit arbeitete er ganz allein. Er kannte niemanden, dem er vertrauen konnte. Er meldete den Deutschen, was er erfahren hatte und was Rebekka ihm erzählte.

Auch sein Geschäft brachte ihm viel Arbeit. Wie es schien, war er

ein fleissiger Geschäftsmann. Täglich schrieb er zwanzig oder mehr Briefe an verschiedene Import- und Exportfirmen in Lateinamerika. Er fragte dabei nach verschiedenen Waren und nach den Schiffsmöglichkeiten. Er bestellte kleine Mengen von diesem und jenem und erkundigte sich darnach, wann er die Sendung erwarten könne, wann die Güter, die er benötigte, den Hafen verlassen, und auf welchem Schiff sie transportiert würden. In der gleichen Weise schrieb er an nordamerikanische Firmen. Es waren harmlose geschäftliche Erkundigungen. Dennoch prüften die englischen und amerikanischen Zensoren sorgfältig seine Briefe. Einige auffallende Einzelheiten schienen verdächtig zu sein; so zum Beispiel, dass Luni in regelmässigen Zeitabschnitten von einer bekannten Bank in Boston eintausendfünfhundert Dollar in amerikanischer Währung bekam. Er erklärte, dieses Geld sei ein Gewinnanteil an einem Patent, das er einst einer amerikanischen Firma verkauft habe.

FBI-Agenten nahmen immer grösseres Interesse an dem Fall des Kaufmanns in Havanna. Sie forschten in den Archiven des Patentbüros in Washington nach. Bald konnten sie J. Edgar Hoover mitteilen, dass kein Erfinder unter dem Namen Enrique Luni auf den Listen figuriere.

Nun, da man Luni bei einer Lüge erwischt, hatte die FBI einen Grund, die kubanische Regierung auf ihren Verdacht aufmerksam zu machen. Die Polizei in Havanna fand folgendes heraus:

Kein einziger Verwandter von Luni wurde in Honduras gefunden.

Luni stand möglicherweise in Verbindung mit dem Spionagering der Panamakanalzone.

Die FBI war im Besitze von verdächtigen Briefen Lunis, die Fragen über Schiffsbewegungen enthielten.

Gegenspionageagenten hatten schwache Radiosendungen entdeckt, die von Kuba an deutsche U-Boote Nachrichten funkten.

An einem frühen Morgen beehrte die kubanische Polizei Einlass in das Haus an der Teniente Rey. Kapitän Foyet vom kubanischen Geheimdienst fragte nach Lunis Zimmer. Er klopfte an dessen Türe.

Luni fragte noch halb im Schlafe, wer draussen sei, denn es war noch nicht einmal sieben Uhr morgens.

«Öffnen Sie die Türe», lautete Kapitän Foyets scharfer Befehl.

Luni hörte die Stimmen und schwere Fusstritte; er wusste, dass es die Polizei war. Es war zu früh, um den Trick mit dem entflohenen Kanarienvogel anzuwenden. Er öffnete im Pyjama die Türe.

Die Polizeioffiziere sprachen mit ihm kein Wort. Eilig durchsuchten sie sein Zimmer, beschlagnahmten alle Papiere und nahmen auch jedes Buch an sich. Sie untersuchten die Schränke und das Bett. Sie drehten die Taschen seiner Kleider um. Nichts Verdächtiges wurde gefunden.

Luni begehrte auf: «Sie werden für Ihr Tun Rechenschaft ablegen müssen. Ich werde sofort meinen Konsul benachrichtigen. Dies ist Gewalt. Sie haben ja nicht einmal einen Durchsuchungsbefehl!»

Bei diesen Worten zeigten sie ihm den Befehl. Sie befahlen ihm, sich anzukleiden und sie in sein Geschäft zu begleiten, welches auch durchsucht werden sollte. Lunis Empörung kannte keine Grenzen. Er wollte den Konsul von Honduras anrufen, musste jedoch feststellen, dass seine Büros noch geschlossen waren.

Es blieb ihm nichts anderes übrig, als mit der Polizei zu seinem Geschäft zu fahren. Immer noch protestierte er: «Wofür klagen Sie mich an, Kapitän Foyet? Sie fanden nichts in meinem Zimmer und Sie werden auch nichts in meinem Geschäft finden.»

«Wir werden sehen», sagte der Kapitän. «Wenn alles in Ordnung ist, haben Sie nichts zu befürchten.»

Sie durchsuchten den Laden. Die Polizei gab sich Mühe, nichts zu beschädigen. Sie mochte suchen, so viel sie wollte, sie fand nichts Belastendes. Lunis Gesicht hellte sich auf. Die Anklage der FBI schien ein unglücklicher Irrtum zu sein.

Gerade, als die Polizei im Begriffe war, das Geschäft zu verlassen, kam der Kapitän auf die Idee, auch noch den Keller zu durchsuchen. Luni versicherte in grosser Unruhe, dass sich dort unten nichts befinde. Dennoch stiegen sie hinab und entdeckten den Koffer, in welchem sich der Sendeapparat befand.

Die FBI hatte also doch recht gehabt!

Das kubanische Gefängnis war eine ziemlich unbequeme Örtlichkeit; doch Luni fand zwischen den dicken Steinmauern seine Ruhe wieder. Er merkte, dass sein Spiel zu Ende war. Er legte ein klares Geständnis ab.

Er begann damit, seinen wirklichen deutschen Namen bekanntzugeben. Heinrich August Lünig erklärte sich verantwortlich für die Torpedierung zahlreicher Schiffe zwischen Florida und Kuba. Er gab seine Verbindung mit Agenten in Panama und Honduras zu. Er erzählte von seinem einstigen Training in Hamburg. Seine Familie in Deutschland hatte von Admiral Canaris eine regelmässige Vergütung erhalten. Die tausendfünfhundert Dollar, welche er regelmässig erhielt, stammten aus einem Konto Canaris' in einer Bank von Boston, das sich dieser dort vor dem Kriege angelegt hatte. Lünig bat darum, das Geld, welches ihm noch blieb, seiner Frau und seinem Kind zu überweisen, welche nichts von seiner Tätigkeit wussten.

Fünf Richter von Kubas Oberstem Gerichtshof verurteilten ihn zum Tode durch Erschiessen. Lünig nahm dieses Urteil gefasst und mit Würde entgegen. Er sagte, dass er ein deutscher Patriot und überzeugter Nationalsozialist sei, dessen Tod nur ein ganz kleines, unbedeutendes Ereignis bedeute, wie der Tod irgendeines Soldaten.

Lünig wurde nach der zweihundertjährigen spanischen Festung Castillo Principe geführt. Er bat, vor seinem Tode noch einmal Rebekka sehen zu dürfen. Diese Bitte wurde abgeschlagen, ebenso das Begnadigungsgesuch seines Konsuls an Präsident Fulgencio Batista.

Doch die treue Rebekka versuchte, ihm noch einmal zu begegnen. Am Vorabend der Exekution wartete sie die ganze Nacht am Tore des Gefängnisses. Lünings nochmalige leidenschaftliche Bitte, sie zu sehen, wurde wiederum abgewiesen.

Früh am Morgen verlangte Lünig ruhig ein Glas Orangensaft und eine Zigarre, was er auch erhielt. Zwei Priester, ein Offizier und acht Soldaten führten ihn zum Exekutionsplatz. Als sie durch die Gänge der alten Festung gingen, sah Lünig seinen Sarg, welcher seinen Körper aufnehmen sollte. Er war aus einfachem, grauem Holz.

Zeugen sagen, dass Lünig sehr bleich geworden sei. Er taumelte. Sie kamen auf dem Hofe an. Lünig wurde an die Wand gestellt. Ein Korporal wollte ihm die Augen verbinden, er sagte aber ruhig: «Lassen Sie das, ich brauche das nicht.»

Die Soldaten richteten ihre Gewehre auf ihn, der Priester liess Lünig das Kreuzifix küssen und durch den Morgen schrillte der Befehl: «Feuer!»

Lünig war tot. Es war dies die erste Erschiessung eines Spions in der Geschichte von Kuba.

Ausserhalb des Castillo Principe wartete Rebekka und folgte dann dem Karren, welcher den Sarg nach Potters Field führte. Am nächsten Morgen legte sie einen Kranz auf das Grab des Geliebten.

## DAS BRAUNE SPIONAGENETZ IN DÄNEMARK

### XIII

Es gab sozusagen einen Star-Agenten in Canaris' grossem Spionagering. So wie die Geschichte einmal sagen wird, dass Canaris in der Organisation der Spionage unübertroffen war, so wird sie auch einmal bestätigen, dass Horst von Pflugk-Hartung als individueller Agent einmalig war. Neben ihm versinken Spione wie Kapitän Gough, Mademoiselle Docteur, Mata Hari und Dr. Kühn zur Bedeutungslosigkeit.

Er verdiente eher ein Buch als nur ein Kapitel. Niemand würde sich tatsächlich über ein solches Buch mehr freuen als Pflugk-Hartung selbst. Er ist ein ausgesprochener Egoist und Ironiker. Photographien zeigen ihn als gepflegten Mann von ungefähr fünfzig Jahren. Sein dunkles Haar ist an den Schläfen grau. Er gleicht eher einem Professor, einem Diplomaten oder einem Wissenschaftler als einem Geheimagenten. Sein Benehmen ist tadellos. Gegenüber allen Frauen ist er ein Gentleman, und die Frauen sind von ihm begeistert. Der grösste Teil seiner Mitarbeiter besteht aus weiblichen Agenten.

Ausser Deutsch, Englisch und Französisch spricht er noch drei skandinavische Sprachen. Canaris kannte ihn seit langer Zeit. Sie schlossen während des Ersten Weltkrieges in Spanien Freundschaft, als Pflugk-Hartung an verschiedenen Projekten mit Canaris zusammenarbeitete. Auch Pflugk-Hartung war ein Seemann, der 1918 mit dem Range eines Kapitänleutnants entlassen worden war. Er entstammte einer hochangesehenen Familie. Sein Vater war ein hervorragender Historiker gewesen. Pflugk-Hartung war der Erbe reinster preussischer Tradition, der Junker in vollster Blüte. Freude am Krieg und Militarismus kennzeichneten ihn.

Als sein Kaiser im Jahre 1918 abgedankt hatte, lehnte es Pflugk-Hartung ab, der Republik Treue zu geloben. Dafür organisierte er das Freikorps, welches das Gesetz in seine eigenen Hände nahm und viele Revolutionäre hinmordete. Pflugk-Hartung war persönlich ver-

antwortlich für den Tod von Rosa Luxemburg, der Gründerin der deutschen Kommunistischen Partei und Freundin Lenins. Er erschoss sie und zusammen mit seinen Männern warf er die Leiche in den Landwehrkanal, welcher gerade gegenüber der Bendlerstrasse floss, wo Canaris residierte.

Pflugk-Hartung wurde verhaftet und hatte sich für den Mord zu verantworten. Er wurde vom Richter freigesprochen, einem Manne, welcher unter Hitler Mitglied des Obersten Gerichtshofes wurde. Die Kommunisten jedoch vergassen nicht so leicht den erbarmungslosen Mörder ihrer geliebten Führerin. Sie schwuren Rache. Und sie rächten sich auch, aber am falschen Mann. Im Jahre 1921 wurde eine Bombe in ein Auto in Frankfurt am Main geworfen. Der Körper, der in tausend Stücke zerriss, war nicht Pflugk-Hartung, sondern sein Bruder.

Trotz seines Freispruchs als Mörder gebrandmarkt, blieb die Welt der Weimarer Republik für Pflugk-Hartung verschlossen. Zuerst wanderte er nach Holland aus, dann nach Schweden. Als Deutscher oder Emigrant, immer war er von derselben fixen Idee besessen: Guerre de Revanche gegen die Alliierten und die Weimarer Republik.

Man hörte nichts mehr von ihm, bis die schwedische Polizei ihn 1930 auf seinem eleganten Besitztum in der Nähe von Saltsjöbaden, auf einer der Inseln bei Stockholm, verhaftete. Die Verhaftung vollzog Polizeichef Horsten Söderström, ein hitziger Antinazi, der einige Jahre später den Fall der schönen Pazifistin Greta Kainen übernommen hatte. Pflugk-Hartungs Verbrechen bestand darin, dass er den Schmuggel von Munition und Waffen aus Deutschland organisiert hatte.

Die schwedischen Polizeischiffe befanden sich auf ihrer üblichen Jagd nach Schmugglern, welche von Estland und Finnland herüberzukommen pflegten. Durch Schwedens Prohibitions-gesetz war der Schmuggel von Schnaps und anderen Spirituosen ein erspriessliches Gewerbe geworden.

Zu jener Zeit hatte nun die Wasserpolizei ein Schiff angehalten, welches, anstatt mit Wodkaflaschen, mit fabrikneuen Maschinengewehren und Revolvern beladen war.

Es verursachte der Polizei keine Schwierigkeiten, den Ursprungs- und den Bestimmungsort dieser Ware herauszufinden. Die deutschen Nationalsozialisten sandten diese Waffen einer verwandten Organisation in Schweden, die von einem gewissen Oberst Munck befehligt



wurde. Der Mann, welcher die ganze Sache arrangiert hatte, war Kapitänleutnant Horst von Pflugk-Hartung.

Die Waffen sollten bei einem Aufstand gegen die schwedische demokratische Regierung Verwendung finden.

Nachdem seine Schuld klar zutage lag, wurde der Herr Kapitänleutnant ausgewiesen. Da das Gerichtsverfahren seine Verbindungen mit den Nazis enthüllt hatte, konnte er nicht mehr gut in das demokratische Deutschland zurückkehren.

Er übersiedelte in den nördlichen Teil Norwegens. Die norwegische Polizei kannte ihn bereits. Kopien von Rapporten waren in ihrem Besitz, und sie legte ihm nahe, das Land so rasch wie möglich zu verlassen. Pflugk-Hartung gab nach, nachdem er sich noch rasch mit zwei wesensverwandten Geistern getroffen hatte. Der eine davon war Vidkun Quisling, dessen Name in allen Ländern der Welt die Bedeutung Verräter hat. Der andere war Quislings zukünftiger Polizeidirektor Jonas Lie. Pflugk-Hartung übermittelte Canaris ihre Namen mit der Bemerkung, dass er unbedingt auf diese beiden Männer zählen könne.

Nun begab sich Pflugk-Hartung nach Kopenhagen, wo seine Freunde vom deutschen Kriegsministerium eine Beschäftigung für ihn gefunden hatten. Er sollte Auslandskorrespondent der berühmten «Berliner Börsenzeitung» in Dänemark sein. Der Mörder, Spion und Waffenschmuggler hatte sich nun in einen Journalisten verwandelt. Wie alle andern Korrespondenten, war er Mitglied des Auslandskorrespondentenklubs, wo auch mir das zweifelhafte Vergnügen zuteil wurde, mit ihm zusammenzutreffen.

Sobald Hitler die Macht ergriff, wurde Canaris in ein feudaleres Büro gesetzt und Horst von Pflugk-Hartung erhielt eine wichtige, streng geheime Aufgabe. Es wurde natürlich nicht offiziell bekanntgegeben, dass er zum Chef der gesamten Spionage in Skandinavien ernannt worden war...

Zuerst hatte er nur wenige Mitarbeiter. Um aber eine Übersicht über das ganze Küstengebiet der Nordländer zu erhalten, war er der Meinung, dass er immer mehr Agenten in seine düsteren Dienste stellen müsse. Im Jahre 1940 waren es deren siebenhundertfünfzig. Sie setzten sich aus allen Berufen zusammen: Hafenpiloten und Fischer, Schiffsbesitzer und Bordellinhaber. In keinem Hafen und in keinem an der Küste gelegenen Dorf Norwegens, Schwedens oder Dänemarks fehlte ein Spion Pflugk-Hartungs. Kein Schiff fuhr durch

den Golf von Bothnien, durch den Skagerrak oder Kattegatt, ohne dass es Pflugk-Hartung oder sein Vorgesetzter, der Admiral, wusste.

Während dieser Zeit flohen viele Tausende von deutschen politischen Flüchtlingen nach Dänemark. Das Haupt der dänischen Fremdenpolizei, Max Pelving, kannte natürlich alle Namen und Adressen dieser Flüchtlinge. Pflugk-Hartung ernannte ihn zu seinem Untergehen. Pelving erhielt für seine Mitarbeit Tausende von Kronen. Die Flüchtlinge wurden verhört, wobei Max Pelving sie genau über ihre Verwandten und politischen Verbündeten in Deutschland ausfragte. Kopien der Verhöre wurden Pflugk-Hartung ausgeliefert, welcher sie nach Berlin weiterleitete.

Im Jahre 1938 riet Admiral Canaris Pflugk-Hartung, sich mit einem gewissen Rechtsanwalt in Verbindung zu setzen, welcher ausgezeichnete Beziehungen zu den Gesellschaftskreisen und zu der Regierung besass. Es war Eiler Pontoppidan, der gefeierte, dynamische und furchtbar hässliche Rechtsanwalt. Pflugk-Hartung und Pontoppidan verstanden sich vom ersten Augenblick an ausgezeichnet. Der Jurist war sehr geldgierig. Für einen anständigen Preis wollte er Dinge fertigbringen, wozu kein anderer fähig gewesen wäre. Dänemarks schlimmste Verbrecher waren auf Grund seiner gestreichten Verteidigungsreden freigesprochen worden. Diese Verbrecher waren ihm nun ergeben und warteten nur auf seine Befehle. Wenn Pflugk-Hartung irgend etwas Gewagtes und Gefährliches unternehmen wollte, so konnte ihm Pontoppidan den rechten Mann dafür verschaffen.

Einige Wochen später wurde die «Continental Radio Corporation» gegründet. Ihre Geschäftsräume richtete man am Vesterport, im Herzen von Kopenhagen, ein. «Continental» handelte mit teurer, aber sehr erspriesslicher Ware. Sie verkaufte holländische und amerikanische Radios. Mit den deutschen Telefunken-Geräten wurde kein Handel getrieben, denn die Firma boykottierte strikte sämtliche deutsche Güter. Die Direktoren wollten absolut nichts mit Hitler zu tun haben, und sie sagten dies auch ihren Kunden.

Selbstverständlich war die wahre Kundschaft besser informiert! Sie erhielt ohne weiteres Telefunken-Sender und -Empfänger, welche an die Hafenspione in allen skandinavischen Ländern weitergeleitet wurden. Die Sender waren in harmlos aussehenden Kästchen

verborgen. Kleine Boote brachten sie von Rügen und von den Friesischen Inseln her nach Dänemark.

Pontoppidan besorgte für Pflugk-Hartungs Radiogeschäft zwei ausgezeichnete Techniker, Kyrre und Rambov. Es waren Elektroingenieure, denen sämtliche technische Probleme ein Kinderspiel bedeuteten. Sie zapften das Telephonkabel der russischen Handelsdelegation an. Denn durch einen dummen Zufall befand sich die letztere in dem gleichen Gebäude, welches sich die «Continental Radio Corporation» ausgewählt hatte!

Sechs Monate lang horchte der deutsche Geheimdienst jedes Telefongespräch der russischen Handelsdelegation ab. «Continental Radio Corporation» war eine äusserst angesehene Firma und ihre importierten Radios fanden vollste Anerkennung. Ihre Techniker und Ingenieure genossen das grösste Vertrauen.

Diese waren so ausgezeichnet in ihrem Beruf, dass sie sich sogar mit dem Telephon des Flüchtlingsvereins in Kopenhagen verbanden. Dieser Verein besass unter seinen Mitgliedern einige, welche in ständiger Verbindung mit der geheimen deutschen kommunistischen Bewegung standen. Sie lieferten in das Naziland Informationen und schmuggelten auch verbotene Literatur hinein.

Pflugk-Hartung hatte viele gefährliche Pläne, aber er fühlte sich sicher, seit Polizeichef Max Pelving ihn vor drohender Gefahr gewarnt hatte. Diese näherte sich aber dennoch, wie es unvermeidlich war.

Durch seine Telephonspionage erfuhr er, dass die grösste Partei Dänemarks, die Sozialdemokratische Arbeiterpartei, im Besitze von Beweismaterial war, das ihm sehr gefährlich werden konnte. Diese Akten bezogen sich auf deutsche Agenten in Skandinavien; die Partei hatte Kopien davon an ihre Schwesterorganisationen in Schweden und Norwegen gesandt.

Pflugk-Hartung setzte alle ihm zur Verfügung stehenden Mittel in Aktion. Pontoppidan sollte seine Männer schützen und damit fortfahren, eine Anzahl seiner früheren Gangster anzuwerben, welche als Mitglieder zur dänischen Nationalsozialistischen Partei gehörten. Präsident dieser Bewegung war Dr. Fritz Clausen, welcher im Jahre

dänischen Regierung verhaftet wurde. Die dänischen Nazis wurden beauftragt, die Geschäftsräume der Sozialdemokraten an der Rosenørns-Allee zu plündern. Man benachrichtigte Polizeichef Max Pelving über das Vorhaben. Er sorgte dafür, dass in jener Nacht sich kein Polizist in der Nähe befand.

Die Beauftragten waren gewöhnliche Verbrecher und keine erfahrenen Spione. Sie waren nicht fähig, festzustellen, welche Dokumente die richtigen waren. Deshalb nahmen sie einfach alle Papiere mit, deren sie habhaft wurden. Natürlich liessen sie die Räume in grösster Unordnung zurück. Die Sozialdemokratische Partei hatte einen ganz bestimmten Verdacht auf die Plünderer. Sie gab dem Korrespondenten der «Börsenzeitung» die Gesamtschuld. Dennoch konnte man ihn nicht ausweisen, ohne dass man mit Dänemarks mächtigem Nachbarn Deutschland in Schwierigkeiten gekommen wäre. Die Dänen schickten sich deshalb mit Würde darein. Sie zogen den Schluss, dass es besser sei, einen bekannten Spion zu beherbergen, als ihn mit einem unbekanntem auszutauschen. Immerhin blieb Pontoppidan unentdeckt. Aber Max Pelving und sein Vorgesetzter, Andreas Hansen, standen nun unter sicherem Verdacht.

Im Besitze der Dokumente fühlte sich Pflugk-Hartung wieder einmal vollkommen sicher. Er benützte die Gelegenheit, um eine seiner gewagtesten Taten auszuführen: er sandte einen Agenten nach der Insel Bornholm, einem bekannten Sommerkurort, der Gäste aus der ganzen Welt anzog. Diese Insel war von grosser strategischer Bedeutung.

Der Krieg hatte bereits begonnen. Aber man war noch in der Periode des sogenannten Sitzkrieges, und das tägliche Leben schien sich noch nicht stark verändert zu haben. Die Insel Bornholm war der Sitz von vielen Sommerresidenzen, welche Mitgliedern der Regierung gehörten. Diese dachten nicht im Geringsten an die Möglichkeit einer Invasion...

Eines Tages erschien eine Anzeige in der Lokalzeitung von Rønne, der Hauptstadt Bornholms. Von der Gattin des dänischen Admirals Turck wurde ein Chauffeur gesucht, da ihr früherer Angestellter einen Unfall erlitten habe.

Nichts konnte natürlicher erscheinen als ein Unfall. Dennoch war es eine Täuschung. Pflugk-Hartung allein wusste, wie das Unglück zustande gekommen war. Er kannte auch genau den neuen Anwärter des Postens.

Ein grosser, athletischer junger Mann in weissen Flanellhosen bewarb sich um die Stelle. Er sagte, er sei Student und müsse in seinen Sommerferien das Geld für sein Studium verdienen. Er kam von Schleswig und hiess Ernst Grüber. Die Frau des Admirals engagierte den jungen Mann. Bald bemerkte sie, dass er für den Chauffeurposten viel zu gescheit war und sie ernannte ihn zu ihrem Privatsekretär, und später wurde er sogar der persönliche Sekretär des Admirals Türck.

Selbstverständlich wussten der Admiral und seine Frau nicht, dass der Student Duplikate von den Rapporten des Admirals anfertigte. Er machte Notizen über die Stärke der schwedischen und dänischen Flotte und über die skandinavische Flugzeugproduktion. Ebenso trug er auf Karten die Stellen ein, wo sich Minenfelder befanden. Ausserdem machte er Abschriften von Konferenzen englischer und dänischer Mitglieder des Geheimdienstes, welche die Aufgabe hatten, die deutsche Marinespionage zu zertrümmern. In all dies hatte der Spion Pflugk-Hartungs Einsicht.

Die Schatten des Krieges wurden länger und Dänemark begann sich vor einem Überfall zu fürchten. PflugkHartungs Hafenspionage schleuderte Torpedos gegen Zehntausende von Schiffstonnen. Der König von Dänemark, der edle und mutige Christian X., wünschte das Land von den Spionen zu reinigen.

In dieser Zeit holte der russische Geheimdienst zum Schlage aus. Offiziell immer noch Verbündete Deutschlands, waren die Russen im geheimen in einen harten Kampf mit den Nazis verwickelt.

Einer von Laurenti Berias fähigsten Agenten, der kahlköpfige und massive Ernst Friedrich Wollweber, hatte einen plötzlichen Geistesblitz. Überraschenderweise befand sich sein Hauptquartier ebenfalls in dem Gebäude, in welchem sich die «Continental Radio Corporation» und die russische Handelsdelegation eingemietet hatten. Wollweber gab sich als Ingenieur der Firma A. Selo & Co. aus. Hinter den Türen der «Continental Radio Corporation» hatte er deutsche Worte sprechen gehört. Für solche Dinge besass er ein überempfindliches Ohr. Indem er seinen plumpen Daumen über die Unterlippe gleiten liess, beschloss er, die Telephonverbindung der Radiogesellschaft anzuzapfen. Sein Verdacht wurde dadurch noch mehr bestärkt, als er Pflugk-Hartung sein Büro betreten sah. Diesen Mann würde er überall wiedererkannt haben.

Wollweber befahl daher, seinen Plan sofort auszuführen. Welche Überraschung! Bei ihrer Arbeit entdeckten seine Techniker, dass die Leitung der russischen Handelsdelegation bereits angezapft war. Wollweber spürte den Humor der ganzen Situation. Das Doppelspiel amüsierte ihn, jedoch wollte er nicht sein Opfer werden. Wollweber vermied von da an sorgfältig, ein Telefon zu benützen...

Die Russen hatten bald Grund genug, den deutschen Spionagering in Dänemark in die Luft zu sprengen, denn die deutsche Hafenspionage agierte gegen die russische Schifffahrt. Sie waren aber in einer schwierigen diplomatischen Situation; ihre scheinbare Freundschaft mit den Deutschen machte es ihnen unmöglich, irgend etwas zu unternehmen. Ein Kurier reiste nach Moskau, um sich mit Laurenti Beria zu beraten.

Laurenti Beria machte einige schlaue Bemerkungen. Die Sowjets müssten sich scheinbar auf ihre Freundschaft mit ihren neuen deutschen Verbündeten verlassen, jedoch sollte ein diskretes Doppelspiel möglich sein.

Der britische Geheimdienst in Dänemark war durch einen listigen alten Fuchs vertreten, welcher sich siebenhundertfünfzig feindlichen Agenten gegenüber sah. Wollweber teilte ihm seine Entdeckungen mit. Mit grossem Missvergnügen erfuhren die Engländer die Wahrheit über die Radiogesellschaft. Da sie nicht wussten, dass der ganze Knoten bereits von den Russen gelöst worden war und da sie dieselben nicht irritieren wollten, steckten sie ihnen diskret ihre Informationen zu. Sie fragten die Sowjets, ob es ihnen bekannt sei, dass ihre Nazi-Verbündeten gegen sie spionierten. Beria und Wollweber hatten Mühe, das Lachen zu unterdrücken. Sie würdigten die freundliche Geste der Engländer, und wirklich bedeutete dies den Anfang der Zusammenarbeit zwischen den zukünftigen Alliierten.

Die Engländer händigten den Dänen entscheidende Beweise gegen die Nazis aus, die der bestochene Polizeichef auf so einzigartige Weise übersehen hatte. Durch eine plötzliche Aktion konnte man dreissig von den siebenhundertfünfzig deutschen Agenten in Dänemark verhaften. Pflugk-Hartung befand sich unter ihnen.

Polizeiexperten erklärten, dass das Anzapfen der Telefonleitungen so geschickt gemacht worden sei, dass es unmöglich gewesen wäre, die Sache unter normalen Bedingungen zu entdecken. Was

Max Pelving und Pontoppidan betraf, so hatte man gegen die beiden genügend Beweismaterial in den Händen, um sie mehr als einmal verurteilen zu können. Die Polizei fand einen Vertrag zwischen Pflugk-Hartung und dem Rechtsanwalt, welcher die Bestimmung von gegenseitiger Hilfe in Spionagedingen enthielt. Bestimmt ist ein solcher Pakt einzigartig in der Geschichte der Spionage.

Der Prozess fand im Frühjahr 1940 statt. Pflugk-Hartung wurde als Haupt zu acht Jahren Gefängnis verurteilt. Drei Monate später waren die Deutschen im Begriffe, in Dänemark einzudringen. Angst beherrschte das Land. Die Dänen fürchteten sich so sehr vor deutschen Repressalien, dass sie den Vorschlag machten, jeden Spion freizulassen, vorausgesetzt, dass er dann unverzüglich das Land verlasse.

Nur einer, Pflugk-Hartung, schlug dieses Angebot ab. Er zog es vor, in der Gefangenschaft zu bleiben. Dieser aussergewöhnliche Wunsch erklärt sich folgendermassen: In dem selben Gefängnis in Kopenhagen waren einige Agenten des russischen Geheimdienstes eingesperrt. Pflugk-Hartung konnte unmöglich auf diese Gelegenheit verzichten: hinter Gittern wollte er seine Rache gegen Wollweber vorbereiten. Die Leidenschaft für Spionage war der tiefste Instinkt seines Wesens. Überdies war er überzeugt, dass seine Gefangenschaft ein baldiges Ende nehmen würde. Und er hatte recht. Nach drei Monaten drangen die Nazis in Dänemark und Norwegen ein.

Der 9. April 1940 war ein Tag teuflischer Genugtuung für Pflugk-Hartung. Drei deutsche Armeewagen fuhren vor das Gefängnis in Kopenhagen. Henker Heinrich Himmler betrat eilig das Gebäude. Er lief zu seinem Freunde Pflugk-Hartung, der nicht nur frei, sondern auch neu auferstanden war. Himmler brachte ihm eine neue Uniform, die er sogleich anzog. Es war die Uniform eines SS-Obersten. Sie fuhren durch die verlassen Strassen der besetzten Stadt. Pflugk-Hartung würde nun die Früchte seiner Arbeit ernten.

Der Meisterspion wurde nun an neuen Orten benötigt. Man schickte ihn nach Rumänien, um in den Ölfeldern von Ploesti gegen die Russen zu spionieren. Er befehligte ein unsichtbares Regiment von Nazi-Agenten in Bessarabien, während er selbst mehr oder weniger in der degenerierten nazifreundlichen hohen Gesellschaft des Landes hervortrat. Ein prominentes Mitglied seines neuen Bekann-

tenkreises war eine Frau von sechzig Jahren. Es war die berüchtigte Mademoiselle Docteur, die während des Ersten Weltkrieges als Spionin stark in den Vordergrund getreten war.

Pflugk-Hartung wurde Experte für den Balkan; auf breiter Basis organisierte er die Spionage gegen Russland. Als Rumänien kapitulierte und die russischen Waffenstillstandsbedingungen annahm, wurde Pflugk-Hartung zuoberst auf die russische Liste der deutschen Kriegsverbrecher in Rumänien gesetzt. Aber der Fuchs war entflohen; ein FockeWulf-Flugzeug brachte ihn sicher nach Berlin, wo er dem persönlichen Stab Admiral Canaris' zugeteilt wurde.

Aber Laurenti Beria hatte ihn nicht vergessen und die Russen konnten warten ...



## DER KÖNIG DER SABOTEURE

### XIV

Wer war Wollweber? Welche Art von Mensch war dieser gewandte Spion, der Pflugk-Hartung hinter Gitter gebracht und die nationalsozialistische Verschwörung in Dänemark entlarvt hatte, ohne dass er dabei sich selbst oder seine Regierung kompromittierte? Ernst Friedrich Wollweber spielte so viele Rollen, dass manche Leute ihn den geheimnisvollen Mann Europas nannten. Zehn Jahre lang wurde er beinahe von jeder Polizei des europäischen Kontinentes gesucht, und zehn Jahre lang überlistete er diese Polizei mit einer Leichtigkeit, dass ihre Anstrengungen plump und lächerlich dagegen erschienen.

Ebenso war er schlauer als Canaris, wie es die Ereignisse in Dänemark bestätigen. Walter Wilhelm Canaris wusste, dass Wollweber ein guter deutscher Kommunist war. Tatsächlich war ihm sehr viel über diesen Mann bekannt; er besass ganze Bände von Rapporten, die sich mit Wollweber beschäftigten. Trotzdem konnte er ihn nie erwischen. Und Canaris hatte es oft versucht.

Ernst Friedrich Wollwebers Geburtsstadt war Hamburg. Er war ein Deutscher, der seine Landsleute gut genug kannte, um ihnen überlegen zu sein. Seine frühe Jugend war sehr hart gewesen. Er hatte noch viele Geschwister. Sein Vater war ein Trunkenbold, und der Junge wusste bald, was Hunger bedeutete. Er wurde frühzeitig mit Kampf und Diebstahl vertraut. Als echter Abenteurer ging er sehr bald zur See, um dem Elend und der Dumpfheit seines Familienlebens zu entfliehen. Abenteuerlustig segelte er nach Südamerika. Als Matrose betätigte er sich bald aktiv an der Arbeiterbewegung. Während des Ersten Weltkrieges diente er in der deutschen Marine. Er wurde aktiver Mitkämpfer im «Spartakus-Bund» der Rosa Luxemburg.

Wollweber konnte als erster auf einem kaiserlichen Schiff die rote Flagge hissen, nachdem andere bei diesem Versuch heruntergeschos-

sen worden waren. Für diese Tat wurde er als Held der Wasserkante gefeiert. Während der Revolution hielt er sich bei bekannten kommunistischen Führern auf. Daraufhin wurde er als kommunistischer Abgeordneter in den Reichstag gewählt.

Die Rolle eines Politikers passte nicht zu ihm. Seine Natur drängte ihn zu direktem Handeln, und es war nicht seine Art, sorgfältig gekleidet in der Parlamentskammer zu sitzen und Gespräche zu führen. Wollweber kehrte zur See zurück.

Wieder einmal mehr bewies er seine Starrköpfigkeit durch einen seltsamen Streich. Er stachelte die Mannschaft seines Schiffes zur Meuterei gegen ihren Kapitän auf. Die Meuterer bemächtigten sich des Schiffes und brachten es von der Nordsee nach Murmansk. Die jungen kommunistischen Rebellen wollten das Boot dem neuen kommunistischen Arbeiter- und Bauernstaat als Geschenk übermachen.

Die ganze Reise war ein richtiges Seemannsstück, denn die Leute erreichten ihr Ziel ohne jede Hilfe von Seekarten. In Anerkennung seiner Verdienste ernannte Lenin Wollweber zum Präsidenten der Internationalen Seemannsunion. Diese Union hatte über die ganze Welt verstreute Lokalitäten und ihre seefahrenden Mitglieder können als die ersten Mitglieder des sowjetistischen Geheimdienstes genannt werden.

Wollweber reiste nach China und Japan, nach Frankreich, Italien und Amerika. Er klopfte alle Teile der Welt ab, und am Ende gab es für ihn nichts mehr, das ihn in Erstaunen setzen konnte. Wiederholt wurde er wegen seiner kommunistischen Tätigkeit und wegen seines allzu grossen Interesses für die grossen Welthäfen verhaftet. Wenn er dann jeweils wieder entlassen wurde, ging er ruhig auf seinen alten Wegen weiter.

Als Hitler die Macht ergriff, übernahm Wollweber die Spionage gegen das feindliche Deutschland. Er wurde zum Chef der westeuropäischen Division der russischen Gegenspionage-Organisation ernannt. Sein formeller Titel war: „Sekretär des westeuropäischen Büros der Kommunistischen Internationale.“

Zu seinem Hauptquartier erwählte er Kopenhagen. Seine Rolle als Ingenieur der Firma A. Selo & Co. haben wir bereits erwähnt. Jan Valtin, ein bekannter amerikanischer Schriftsteller, arbeitete mit ihm zusammen und beschreibt in einem seiner Bücher, wie Wollweber in

seinem geheimen Büro in Kopenhagen tätig war. Valtin gibt uns ein lebendiges Bild seiner Umgebung:

«Sie hatten eine Flucht von sieben Räumen im dritten Stockwerk zur Verfügung. Die ganze Atmosphäre war diejenige einer vollbeschäftigten technischen Firma. Eine ganze Schar von Bürofräuleins, Aufsehern und Übersetzern arbeitete ständig in Schichten. Die Aufseher – Skandinavier, Letten und Polen – besaßen mit Tränengas gefüllte Füllfedern als Waffen. Ein System von Warnsignalen war in den Wänden eingebaut. Nur das vollständige Fehlen eines Telefons war verdächtig. Alle Botschaften wurden durch Kuriere übermittelt. Neben dem Hauptbüro war der Sitz des Westbüros in sechs Abteilungen eingeteilt. Dies war nur eine von den neun Lokalitäten, welche die Kommunistische Internationale und die OGPU in Kopenhagen unterhielt.»

Wollweber war ein Meister der Verwandlungskunst. Die Polizei kannte ihn unter den verschiedensten Namen, wie Anton, Sommer, Winter, Schultz, Müller, Andersen und Mathieu. Seine Fähigkeit, aufzutreten und wieder zu verschwinden, grenzte beinahe ans Okkulte ...

Wollweber erfreute sich stets bester Gesundheit. Er ist keine mächtige Gestalt; er ist kaum 1 m 60 cm gross und wiegt 200 Pfund. Jan Valtin nannte ihn «kurz und aufgedunsen. Sein dünnes Haar war sorgfältig über eine kahle Stelle auf seinem Kopfe gekämmt. Er hatte klumpige Hände, eine harte runde Stirne und wulstige Lippen. Sein aufgedunsenes Gesicht war von ungesunder Farbe und sein Ausdruck war der düsterste, den ich je an einem Menschen gesehen habe. Kraft, Geduld, Härte und Misstrauen mischten sich darin. Das Auffälligste an diesem Manne waren seine Augen – funkelnde Schlitze ohne jede Spur von Weiss... Wenn Wollweber sprach, kam jedes Wort mürrisch und träge heraus. Er machte den Eindruck eines Mannes, der es nie eilig hatte, der ohne Furcht war, den nichts mehr überraschen konnte und der sich von jeglicher Illusion befreit hatte».

Pro Tag trinkt er zum mindesten zehn Flaschen Bier, ohne dass er betrunken wird. Ein fester Wohnort oder ein Heim sind ihm unbekannte Dinge, jedoch waren die Frauen ihm stets sehr nützlich, als Mitarbeiterinnen wie als Geliebte. Keine von seinen vielen Frauen hat ihn je verraten. Als Anhänger der freien Liebe geht er mit seinen

Gefühlen verschwenderisch um. Er zitiert Danton und Marat, die grossen Führer der Französischen Revolution, als seine Vorkämpfer. «Revolutionäre brauchen eine ganze Menge von Frauen», pflegt er zu sagen ...

Wollweber ist stolz darauf, Stalin dienen zu dürfen; aber er ist noch stolzer, Proletarier zu sein. Theoretische Erläuterungen des Marxismus machen ihn ungeduldig. «Wenn weniger Bücher über die Revolution geschrieben worden wären, hätte sie sich über die ganze Welt ausgebreitet», erklärt er immer wieder. Aber während er seiner Art nach ein Anarchist oder Nihilist ist, gehorcht er Stalin und Laurenti Beria. Er will sich niemand anderem sonst unterstellen, und er ist gänzlich unfähig, selbst irgend jemand untergeordnet zu sein.

Jahrelang arbeitete er, wie es ihm gerade gefiel, in Dänemark. Dann setzte ihm Pflugk-Hartung nach, der es für einen glänzenden Streich hielt, den Polizeichef Max Pelving zu bestechen. Wollweber überflügelte ihn, indem er die Putzfrau des Polizeibüros zu seiner Agentin machte.

Als Pflugk-Hartung gegen die russische Schifffahrt im Baltischen Meer spionierte, stellte sich ihm Wollweber entgegen. Deutsche Schiffe, die Dänemark mit Munition und Nahrungsmitteln beladen verliessen, um den Faschisten im Spanischen Bürgerkrieg Nachschub zu bringen, erreichten ihr Ziel nie. TNT-Stücke waren in die Kohle gemischt worden und auf hoher See flogen alle Schiffe in die Luft. Die geheimnisvolle Ursache der Explosionen ist nie entdeckt worden, denn man hatte die Schiffe vor ihrer Ausfahrt im Hafen von Kopenhagen sorgfältig durchsucht.

Nach dem Überfall auf Dänemark verliess das deutsche Truppentransportschiff «Marion» das Land, um nach Norwegen zu fahren. Viertausend deutsche Soldaten befanden sich an Bord; sie kamen nie an ihrem Bestimmungsort an. Wiederum befand sich im Brennmaterial des Schiffes TNT. Es war ein schaudererregender Erfolg. Die Fischer zogen mehrere Tage lang Netze voll Leichen aus dem Wasser. Der deutsche Konsul in Malmö bezahlte schwedischen Fischern für jede gefundene Leiche 75 Cents...

Alle diese Explosionen setzten die Deutschen auf das Konto Wollwebers. Nachdem sie Dänemark besetzt hatten, zogen die Deutschen einige Mitarbeiter Wollwebers vor Gericht. Der Prozess fand am 7.

Juli 1941 in Landsretten statt. Die sechs Angeklagten wurden im Ganzen zu fünfundneunzig Jahren Zuchthaus verurteilt. Jedoch der Führer und Chef der Saboteure, Wollweber, war nicht dabei. Das Gericht erliess einen Steckbrief, der ihn beschuldigte, sechzehn deutsche, drei italienische und zwei japanische Schiffe in die Luft gejagt zu haben. So hat allein dieser einzige Mann zweiundzwanzig Schiffe der Achse zerstört.

Die Nazis dürsteten nach seinem Blut. Jahrelang setzten Canaris und die Gestapo hohe Belohnungen aus für die Gefangennahme Wollwebers, tot oder lebendig. Seine Verstecke waren jedoch schwer zu entdecken, und wenn man sie ausgekundschaftet hatte, dann war der Vogel bereits wieder davongeflogen.

Paul Kraus, der Chef der Hamburger Gestapo, welcher Bill Sebold verführt und Heinrich August Lüning trainiert hatte, heckte schliesslich einen Plan aus, um Wollweber zu entführen. Kraus konnte einen Mann ausfindig machen, der genau wusste, wo sich Wollweber aufhielt. Dieser Mann schmachtete in einem deutschen Konzentrationslager; sein Name war Robert Krebs, besser bekannt als Jan Valtin. Inspektor Kraus hatte Valtin aus dem Lager geholt. Dann hatte er ihn veranlasst, der Gestapo beizutreten; Valtin selbst beschreibt eindrucksvoll die Mittel, welche man dazu anwendete. Beide, Valtin und Kraus, gingen zusammen nach Kopenhagen.

Als früherer kommunistischer Agent kannte Jan Valtin alle Verstecke von Wollwebers Männern. Die Falle schien in Ordnung zu sein. Schon bevor sie richtig funktionierte, begannen die Nazis zu triumphieren. In einer dunklen Nacht legten sich die Deutschen in der Nähe von Helsingör an der baltischen Küste in den Hinterhalt. Wollweber sollte dort vorbeikommen; sein Hauptquartier befand sich in der Nähe. Er sollte überwältigt und in einem Wagen nach Deutschland gebracht werden. Pflugk-Hartung hatte jede Einzelheit der Vorbereitungen überwacht und eine Einmischung von Seiten der Polizei war zum voraus ausgeschaltet worden. Einen unvorhergesehenen Streich spielte ihnen das neue Mitglied der Gestapo, Jan Valtin, welcher seinen alten Chef Wollweber gewarnt hatte. Die Deutschen schlugen sich auf der verlassenem Strasse mit einigen Mitarbeitern Wollwebers herum. Am nächsten Tag kam Ernst Friedrich Wollweber anstatt in Hamburg, mit einem Flugzeug in Moskau an. Jan Valtin

floh; nach vielen Abenteuern erreichte er schliesslich die Vereinigten Staaten und diente später in der amerikanischen Armee.

Nach dem Fall von Norwegen und Dänemark begab sich Wollweber mit seinen Mitarbeitern nach dem sicheren Schweden. Er lebte in Stockholm in einer Wohnung am Stureplan. Sein Haus verliess er nur mitten in der Nacht für einige Stunden. Niemand ausser seinen engsten Freunden bekam ihn zu Gesicht.

In der Sommerzeit jedoch tauchte er bei einigen besonders ausgewählten jungen Kommunisten auf, die auf einer der verlassen Inseln der Baltischen See ihr Lager aufgeschlagen hatten. Er nannte sich dort Anton und gab den jungen Leuten einen Kurs für das ABC der Spionage; er lehrte sie die elementaren Grundsätze der Sabotage von Schiffen, Gebäuden, Brücken und Eisenbahnen. Während des Kurses liess Anton die Bemerkung fallen, dass er auf einer Reise nach China von Koreanern einige Tricks gelernt habe: sie hatten ihm gezeigt, wie man TNT in eine Zigarette stopfte und wie solche Zigaretten eine ganze Brücke mitsamt den Japanern in die Luft sprengen konnten. Anton sah bald, dass er gelehrige Schüler hatte. Dann verschwand er auf die gleiche geheimnisvolle Art, wie er gekommen war.

In Norwegen hatte ihn jemand entdeckt. Jedoch konnte die Quisling-Polizei keine Spur von ihm finden. Die Russen aber lauerten in der Baltischen See schwedischen Eisenerzschiffen auf, die sie dann versenkten. Die Nazis waren ziemlich sicher, dass Wollweber hinter dieser Angelegenheit stand.

Es gab für einige Zeit Ruhe. Dann entdeckten eines Tages die Vorkarbeiter der berühmten Eisenerzminen von Kiruna in Lappland mit Entsetzen, dass fünfhundert Pfund Dynamit aus den Vorratslagern gestohlen worden waren. Die Jagd nach Wollweber ging hierauf mit noch grösserem Eifer weiter.

Die Polizei ergriff einen Mann, welcher im Keller seines Hauses in Stockholm TNT versteckt gehalten hatte. Irgend jemand hatte ihn denunziert. Aber der Mann war nicht Wollweber und er besass auch keine Verbindungen mit ihm. Es war ein Bretone, namens C.E. Rickman. Überdies war er von Beruf englischer Handelsvertreter, welcher

ein Buch über die schwedischen Eisenerzminen geschrieben hatte. Man beschuldigte ihn der Sabotage an Schiffseinrichtungen in Lulea und Oxe-lösund. Er wurde zu acht Jahren Gefängnis verurteilt. In der Gefangenschaft brach er körperlich zusammen. Nach vier Jahren intervenierten die Engländer und man musste ihn freilassen.

Wollweber, das wirkliche Wild der ganzen Jagd, blieb immer noch unentdeckt. Er bummelte offen in den Strassen von Oslo herum, denn er war in der Uniform eines Nationalsozialisten, die ihm genügend Sicherheit bot. Auf diese Weise verkleidet, überwachte er den Transport des gestohlenen Dynamits, das man auf Skiern nach Norwegen brachte. Es wurde dort dazu benutzt, um den Bahnhof in Oslo, Kraftwerke und Schiffseinrichtungen im Norden in die Luft zu jagen. Gewisse Punkte der Eisenbahnstrecke Oslo-Bergen entlang wurden mehr als fünfundsechzigmal gesprengt.

Für diese Taten erhielt Ernst Friedrich Wollweber den Namen «König der Saboteure». Nicht, dass er allein all die Arbeit ausführte! Aber er gebrauchte sein hervorragendes Talent dafür, um eine hartgesottene Gemeinschaft von Saboteuren und Spionen auszubilden. Zum Beispiel hatte er allein in Schweden mindestens fünfzig Mitarbeiter. Hie und da wurde einer geschnappt, aber die ganze Sippschaft konnte nie erwischt werden.

Wollweber vertraute vor allem den alten und bewährten Kommunisten. Verächtlich nannte er die Bonzen seiner Partei Grossmogule, die von Sabotage und Spionage überhaupt nichts verstanden. Er hatte keinen Sinn und kein Verständnis für grossangelegte, dramatische Aktionen, da sie doch selten viel erreichten. Er spottete über die Kommunistenführer, welche geheime Zeitungen und Blättchen druckten, anstatt sich mit Sabotage und Spionage zu beschäftigen. Allen seinen Anhängern empfahl er, der Nationalsozialistischen Partei beizutreten und so eine Fünfte Kolonne zu bilden.

Allmählich lernten die Mitglieder der unterirdischen kommunistischen Bewegung die Art und die Taktik Wollwebers schätzen, so dass sein Ansehen sich gewaltig vergrösserte. Sie nannten ihn «Kleiner Lenin», was Wollwebers biederem Egoismus sehr schmeichelte. Noch mehr erfreuten ihn die Resultate seiner Arbeit, denn die Kommunisten in der Nationalsozialistischen Partei wurden unschätzbar wertvolle Agenten für Laurenti Beria und seinen Geheimdienst.

Die Verluste unter diesen Agenten waren natürlich sehr hoch, denn Canaris besass ausgezeichnete Gegenspionagezellen innerhalb der eigenen Partei. Aber Wollweber fand, dass die Resultate, die von seinen Männern erzielt wurden, die Verluste bei Weitem aufwogen. Natürlich war er gezwungen, in alle Hauptstädte Europas zu reisen, um Saboteure anzuwerben. Jan Valtin erzählt, dass er auf solchen Reisen oft Wutanfälle bekam, wenn er kommunistische Redner theoretisieren hörte, anstatt aktiv mitzuarbeiten. Valtin traf ihn einmal im Jahre 1937 in Paris und fand ihn in wilder Wut. Darnach soll Wollweber zu ihm gesagt haben:

«Ich habe mich umgesehen. Paris ist ein Schatzkästlein. Ich habe hier in einer Woche mehr gelernt als während dreier Jahre in Nazi-deutschland. In Deutschland verhungern unsere Kameraden oder dann werden sie zu Tode geschlagen ... Und hier? Die Boulevard-café's sind voller Deserteure ... Ich werde sie alle holen, einen nach dem anderen. Ich werde sie nach Deutschland zurückschicken, wo sie hingehören!»

Seit 1933 war Wollweber ein Flüchtling. Obwohl er ständig Verfolger an den Fersen hatte, setzte er unermüdlich und ohne Pause seine Tätigkeit fort; nie hat er sich eine Ausspannung geleistet. So konnte es jedoch nicht immer weitergehen. Es musste einmal ein Rückschlag eintreten. Es war aber nicht Wollweber, der ausglitt, sondern einer seiner Gehilfen machte einen Fehler und hinterliess verdächtige Spuren.

In der Hafenstadt Gothenburg wurde Wollweber durch die Umstände gezwungen, Männer zu engagieren, die als Kommunisten ziemlich bekannt waren. Sein ganzer Aufgabenkreis hatte sich so sehr vergrößert, dass er immer mehr Männer benötigte. Von Laurenti Berria war der Befehl gekommen, kein Schiff, das mit Eisenerz oder Munition beladen von Schweden, Norwegen oder Dänemark kam, nach Deutschland zu lassen.

Viele Monate lang klappten die Sabotageakte. Ein Telegraphist von der schwedischen Gesellschaft «Telegrafverket» informierte die Russen und die alliierten U-Boote mit einem Kurzwellensender über alle Schifffahrten. Dieser Mann wohnte in Gothenburg. Leider benötigte er eine grosse Zahl von Mitarbeitern. Einer davon war der Führer des ehemaligen Hilfskomitees für das republikanische Spanien, Victor Rydstedt. Der Mann war absolut nicht gefährdet, wurde jedoch plötzlich von einer nervösen Panik überfallen. Einem Impulse



folgend, ging er das TNT überprüfen, das in einem Lagerhaus in Gothenburg versteckt worden war. Es war dumm von ihm, denn er hatte keinen Grund, beunruhigt zu sein, und ausserdem hatte Wollweber solche Inspektionen ausdrücklich untersagt. Die Polizei, welche ihn zeitweise überwachte, folgte ihm zufällig an jenem Tag in das Lagerhaus. Sie fand zweihundertzwanzig Pfund TNT in Säcken, die alle eine Etikette der Eisenerzminen von Kiruna trugen.

Rydstedt und sein Mitarbeiter, der Telegraphist, wurden verhaftet, der Spionage überführt und zu drei Jahren Gefängnis verurteilt. Die schwedische Polizei stellte weitere Nachforschungen an. Man fand auf den TNT-Säcken Fingerabdrücke. Eine Woche später wurden fünf Arbeiter in den Eisenminen von Lappland plötzlich verhaftet.

Einer von ihnen, G. Ceder, legte ein volles Geständnis ab. Er hatte Dynamit, das ihm als Probe gegeben worden war, auf ein mit Eisenerz beladenes Schiff geschmuggelt, welches dann in die Luft flog.

Ceder sprach auch von einem Stelldichein, das er mit «Anton», dem «König der Saboteure», vereinbart hatte. Er wurde in Freiheit gesetzt und traf sich dann mit seinem Chef im Hause eines Minenarbeiters. Die Polizei griff überraschend ein. Anton, alias Wollweber, wurde verhaftet, und im Laufe der nächsten paar Tage konnten noch zwanzig Agenten festgenommen werden.

Wollweber blieb vollkommen ruhig. Es war nicht das erstemal, dass er sich in einer solchen Lage befand. Im Hause des Minenarbeiters hatte man kein TNT gefunden. Folglich, überlegte sich Wollweber schnell, besass man auch keine Beweise gegen ihn. Das schwedische Gericht bedauerte dies sehr. Wollweber machte zu Polizeichef Torsten Söderström die kurze Bemerkung: «Ich bin ein Sowjetbürger.»

Die Schweden erkannten, dass die Situation gar nicht so einfach war, wie sie es sich gedacht hatten. Ein Sowjetbürger war kein staatenloser Flüchtling; er hatte einen mächtigen Schutz in seinem Rücken. Die Bestätigung dafür gab Madame Alexandra Kollontay, die damalige russische Gesandtin in Stockholm. Sie beglaubigte Wollwebers russische Staatsangehörigkeit. Die Schweden dachten, es sei am besten, ganz langsam und äusserst sorgfältig vorzugehen. Sie waren im Besitze des grössten Saboteurs unserer Zeit, jedoch hatten sie keine Beweise seiner Schuld. Schiffe waren in Dänemark in die Luft

gefliegen; Flugplätze und Marineeinrichtungen hatte man in Norwegen zerstört; schwedische Eisenerzschiffe wurden auf hoher See von ihrem Schicksal ereilt; aber kein einziges Verbrechen wurde auf schwedischem Boden verübt und kein wirklicher Beweis von Wollwebers Mittäterschaft gefunden...

Natürlich unternahmen die Nazibehörden in Dänemark und in Deutschland sofort Schritte, damit ihnen Wollweber ausgeliefert würde, so wie ihnen stets Quisling und Jonas Lie in Norwegen entgegenkamen. Aber die Schweden wagten nicht, einen Sowjetbürger in den Rachen des Löwen zu werfen.

Nun regte sich auch Laurenti Beria. Er bot das ganze Aussenministerium der Sowjets für die Befreiung Wollwebers auf. Stalin persönlich intervenierte und verlangte seine Freilassung. Er gab zu verstehen, dass einige schwedische Ingenieure in Russland arbeiteten, die als Geiseln zurückbehalten würden, wenn die Dinge sich zuspitzen sollten.

Unterdessen überschüttete die russische Gesandtschaft in Stockholm den eingesperrten Wollweber mit Nahrungsmitteln, Geld und Besuchen. Da verfielen die Schweden auf eine unglückliche Idee, welche die Russen ärgerte und die Nazis in Wut brachte.

Die schwedischen Gerichte fanden nämlich heraus, dass Wollweber mit einem gefälschten Pass und mit einem falschen Namen in Schweden gelebt hatte. Er war öfters illegal über die Grenze gekommen. Diese Tatsachen konnten ihm nicht verziehen werden. Man teilte den Deutschen mit, dass Wollweber aus diesen Gründen verurteilt werde. Er hatte seine Strafe in Schweden abzubüssen, so dass also eine Auslieferung nach Deutschland nicht in Frage kam. Die Schweden fanden es sogar nötig, der Puppenregierung Quislings in Oslo in diesem Sinne zu antworten. Wollweber, den die Achsenländer gerne gehängt hätten, wurde zu achtzehn Monaten Gefängnis verurteilt. Als ihn ein Freund von der russischen Gesandtschaft besuchte, machte Wollweber die Bemerkung: «Ich werde gerade zur rechten Zeit wieder frei sein, um die Sowjettruppen in Berlin begrüßen zu können.» Der schwedische Gerichtshof bestimmte, dass der Prozessverlauf während fünfzig Jahren geheimgehalten werden sollte.

Canaris fühlte Genugtuung, als er vernahm, dass Wollweber für einige Zeit eingesteckt sei.

Unversehens wurde er dieser Genugtuung beraubt... Wollweber befand sich zwar ohne Zweifel im Gefängnis. Und trotzdem geschah etwas Seltsames in der kleinen Stadt Krylbo in Zentralschweden. – Krylbo besitzt zweitausend Einwohner, eine Eisenbahnstation, ein Depot für Autobusse und ein Wirtshaus. Die meisten der Eingeborenen sind Bauern und Holzfäller. Einen ruhigeren Ort kann man sich nicht denken.

Es kam jedoch der Tag, an welchem Krylbo durch eine Reihe von furchtbaren Explosionen im Zentrum der Stadt aufgeschreckt wurde. Die Bewohner flohen in die Wälder und erblickten zurückschauend riesige Feuersäulen am Himmel. Die ganze Stadt verwandelte sich in ein Feuermeer. Der Bahnhof war in Fetzen zerrissen. Rettungsabteilungen fanden heraus, dass der Explosionsherd seinen Sitz in drei Eisenbahnwagen haben musste. Diese Wagen standen auf den Schienen und waren gänzlich in Flammen eingehüllt. Stundenlang leckte das Feuer an ihnen. Niemand konnte es löschen. Viele der Stadtbewohner und der Bahnangestellten waren verletzt und hatten teilweise schwere Brandwunden.

Im Augenblick konnte man keine Ursache des Unglücks finden. Die schwedische Regierung erklärte es sich durch die Tatsache, dass eine Wagenachse durch die Reibung allzu stark erhitzt worden war. Aber zwei Tage später fand man ganz andere Gründe, die zu sehr in Erscheinung traten, als dass sie verheimlicht werden konnten. Natürlich war es kein gewöhnliches Eisenbahnunglück gewesen, sondern ein geschickter Spionage- und Sabotageakt, der auch böse politische Folgen nach sich zog.

Die brennenden Güterwagen kamen aus dem besetzten Norwegen und waren für Finnland bestimmt. Krylbo war die Zwischenstation für diese beiden Länder. Finnland, zu jener Zeit noch der unglückliche Verbündete Hitlers, litt an einer Hungersnot. Die Deutschen sandten ihren Waffenbrüdern grosszügig Nahrungsmittel. Die Leute von Krylbo durchsuchten die Trümmer und fanden Bombensplitter und einige Bomben, die nicht explodiert waren. Sie waren deutschen Ursprungs. Man fand auch noch Trümmer der Güterwagen, welche die Aufschrift «Lebensmittel» trugen. Lebensmittel brennen nicht auf diese Art; sie explodieren nicht und zerstören eine ganze Stadt.

Die Sache war klar: das neutrale Schweden konnte nicht den Tran-

sit von **Waffen-** und Munitionstransporten nach Finnland gestatten, ohne dass seine Neutralität kompromittiert gewesen wäre. Dagegen hatte es nichts gegen den Transport von Nahrungsmitteln für finnische Zivilisten einzuwenden. Die Agenten von Laurenti Beria, Schüler des gefangenen Wollweber, wussten, dass die Güterwagen keine Lebensmittel enthielten. Entweder hatten es die Schweden aus Nachlässigkeit unterlassen, den Zug zu durchsuchen, oder sie hatten einfach beide Augen zugeedrückt.

Wer waren nun die Saboteure von Krylbo? Die Deutschen beschuldigten Friedrich Ege in Finnland, der aber ein vollkommenes Alibi nachweisen konnte. Ihre blinde Wut richtete sich dann gegen den Meistersaboteur Wollweber. Dieser wurde im Gefängnis einem Verhör unterzogen. Er protestierte lachend und sagte, dass er keine Ahnung davon gehabt habe – was wohl kaum zu bestreiten war...

Dennoch war das gestohlene TNT verwendet worden. Und die jungen Männer, welche Wollweber im Sommer auf einer schwedischen Insel instruiert hatte, erprobten nun ihre Lektionen praktisch.

Wollweber war offenbar auch an einem der grössten Schiffssabotageakte in der Geschichte Schwedens unschuldig. Er ereignete sich einige Monate nach dem Unglück von Krylbo. Drei schwedische Zerstörer der modernsten Klasse flogen mitsamt der Mannschaft und den Offizieren ausserhalb des Hafens von Stockholm in die Luft. Wollweber, immer noch hinter schwedischen Gardinen, besass ein perfektes Alibi. Dennoch war er es gewesen, der den Befehl ausgegeben hatte, jedes Schiff, das Geleitzüge nach Finnland oder Deutschland eskortierte, zu sabotieren.

Es blieb jedoch nicht bei diesem Unglück. Die Rache erreichte noch andere, wie zum Beispiel die «Ada Gorthon», die «Liljevalch», die «Galeon», die «Lulea» und viele mehr, miteingeschlossen die Eisenbahnfähre, die dem Verkehr zwischen Schweden und Deutschland diente.

Ende 1944 erklärten schwedische Versicherungsgesellschaften, dass sie nicht länger für Schiffe aufkommen könnten, die nach den von der Achse kontrollierten Ländern führen. Kurz darauf gab die schwedische Regierung bekannt, dass kein schwedisches Schiff mehr während der Dauer des Krieges nach den Achsenländern fahren dürfe. Und dies war genau das, was **Wollweber** und seine Freunde gewünscht hatten.

1944 wurde Wollweber aus der Haft entlassen – ein wenig zu früh, um sich mit den russischen Truppen in Berlin zu treffen. Zu jener Zeit liessen die alliierten Militärerfolge die Schweden Deutschland gegenüber schon viel sicherer auftreten. Schweden fürchtete sich nun nicht mehr, sich den Nazis entgegenzustellen. Und so durfte Wollweber nach Moskau reisen, wo er neue Aufgaben erhielt – für das Nachkriegsdeutschland.

## *EIN SPION IN JEDEM HAFEN*

### XV

Die Schlacht im Baltikum war auf ihrem Höhepunkt angelangt; die Russen befanden sich bereits in Estland, Lettland und Litauen. Sie waren schon an der ostpreussischen Grenze, und sogar Finnlands Hartnäckigkeit brach zusammen; es bat um Frieden. Admiral Canaris betrachtete die Lage als verzweifelt. Während seine Kollegen stets auswichen, war er der einzige, welcher Hitler offen seine Meinung sagen durfte. Laut Berichten deutscher kriegsgefangener Offiziere war Canaris der einzige Mann unter den militärischen Beratern Hitlers, dem erlaubt wurde, seinem Führer die volle Wahrheit zu sagen; der einzige, auf den Hitler wirklich hörte. Es hiess sogar, dass er immer zuerst die Ansicht des Admirals vernehmen wollte, bevor er einen bedeutungsvollen Entschluss fasste. Canaris war einer der wenigen, welche den deutschen Diktator bei seinem Vornamen nennen durfte.

Im Sommer 1944 hatte Canaris eine ganze Menge schlechter Nachrichten zu rapportieren. Wollweber war allerdings endlich in Schweden eingesperrt. Jedoch besass er bereits, nach Canaris' Feststellungen, einen Nachfolger, einen gewissen Oberst Rudolf Haus. Dieser war, wie Ernst Friedrich Wollweber, ein deutscher Kommunist. Er überwachte die baltischen Staaten, während die Schüler Wollwebers Dänemark und Schweden unter sich hatten.

Rudolf Haus war viele Jahre lang Inspektor des Sowjetrussischen Hafendienstes gewesen. Sein scharfer Blick richtete sich auf jeden Hafen in Europa, von London bis Athen, von Odessa bis Narvik. Haus hatte nie irgendeine MarineSchulung durchgemacht. Ohne jedes militärische Studium hatte er dennoch ein beachtenswertes Buch über Friedrich Engels «Strategie der Revolution» geschrieben. Er hatte auch Kommentare zu den militärischen Regeln des Generals von Clausewitz verfasst und hatte als Oberst in der Sowjetarmee gedient.

Der Verfasser dieses Buches machte zufällig die Bekanntschaft von Rudolf Haus. Er kannte ihn, als er noch Robert Hauschild genannt wurde. Sein Vater war in Schlesien ein

armer Weber gewesen. Im Jahre 1917 gründete der siebzehnjährige Robert die erste Organisation junger Kommunisten in Deutschland. Nach der deutschen Revolution leitete er in Berlin eine Druckerei, welche die Kommunistische Internationale mit Tausenden von gefälschten Pässen für ihre verschiedenen Organisationen versorgte.

Um das Jahr 1923 sammelten sich die ersten Nazis zu einer Art Ku-Klux-Klan-Gesellschaft, die jeden mit dem Tode bedrohte, der der erwachenden Nazibewegung gefährlich werden konnte. Um ihr entgegenzutreten, wurde Hauschild beauftragt, eine Art „Rote Tscheka“ innerhalb Deutschlands zu gründen. Es war eine terroristische Gruppe, die den Kampf mit den Nazis mit fairen und gemeinen Mitteln aufzunehmen wagte. In der kurzen Zeit, da die Rote Tscheka existierte, war sie sehr wirksam. Hauschild enthüllte sich als ein ausgezeichnete Guerillaführer; jedoch hatte er höhere Ziele. Der Webersohn begann die klassischen militärischen Theoretiker zu lesen. Er wurde zu einem Kenner der Militärwissenschaft und instruierte seine Freunde über die Technik der Sabotage, der Barrikadenkämpfe und des Guerillakrieges. Er wurde zum politischen Ratgeber der roten militaristischen Gruppen innerhalb Deutschlands ernannt.

Natürlich hörte bald die Polizei der Weimarer Republik von diesem jungen Ungeheuer. Die Zeiten waren unsicher. In einem Kampf zwischen der Polizei und bewaffneten Kommunisten verlor Haus ein Auge und wurde dadurch an der Flucht verhindert. Er wurde gefangengenommen und wegen illegaler militärischer Aktivität zu achtzehn Monaten Gefängnis verurteilt.

Die Weimarer Republik hatte merkwürdige Gesetze; Gesetze, deren preussische Moral andere Völker verwirrt hätte. Ein Mann, der aus politischen Gründen einen Mord beging, wurde in Deutschland nicht als Mörder angesehen. Er kam in eine sogenannte Ehrenhaft. Ein solcher Mensch war kein Verbrecher, sondern ein militärischer Gefangener. Auch Hitler kam nach dem missglückten Putschversuch in München im November 1923 in «Ehrenhaft».

Haus wurde nach der Festung Küstrin verbracht. Das Leben war für ihn dort ziemlich angenehm und er durfte sogar seine Studien fortsetzen. Seine Schicksalsgenossen waren preussische Offiziere, welche der illegalen Nazibewegung angehörten. Er befreundete

sich mit ihnen und man schmiedete gemeinsam Pläne. Haus klärte sie über die Prinzipien des Kommunismus auf und die Offiziere gaben ihm militärische Theoriestunden. Viele Jahre später entdeckte man, dass hohe deutsche Offiziere während des Krieges für die Sowjets gearbeitet hatten. Rudolf Haus hatte sie im Jahre 1924 für den Kommunismus gewonnen. Eine ganze Gruppe dieser Militärs, die an den preussischen Sozialismus glaubte, gründete eine neue Weltanschauung, die Nationalbolschewismus genannt wurde. Leutnant Scheringer war einer der Gründer dieser Bewegung, welche die Ansicht vertrat, dass ein Bündnis zwischen Deutschland und Russland den Deutschen die Chance geben würde, Frankreich, England und die Vereinigten Staaten in einem neuen Kriege zu besiegen und somit die «Schmach von Versailles» zu rächen.

Eine Amnestie gab Rudolf Haus wieder die Freiheit. Er verheiratete sich und ging mit seiner Frau Hilde nach Russland. Er besuchte die Militärakademie, jedoch dauerte sein Studium nur wenige Monate. Die OGPU gab ihm Arbeit. Wie Laurenti Beria wurde er beauftragt, renegate Kommunisten zu überwachen. Hunderte von Menschen, die früher Kommunisten gewesen waren, hatten sich plötzlich gegen die Partei gewendet. Sie wandten sich dem Extrem zu und dienten in Polizeigruppen Italiens, Frankreichs und Deutschlands, sowie in antikommunistischen und antirussischen Organisationen jeder Art.

Haus benahm sich genau wie Beria. Er gab sich als leidenschaftlicher Antikommunist aus. In dieser Rolle traf ich ihn im Jahre 1930 in Zürich.

In dieser Stadt lebte ein bekannter Kommunist mit Namen Hans Hürlimann. Für kurze Zeit war er einer der Führer der Schweizerischen Kommunistischen Partei gewesen. Aber Hürlimann wurde gegenüber der Parteidoktrin und taktik kritisch, so dass er schliesslich wegen seiner «Ketzerereien» gegen die «Generallinie» hinausgeschmissen wurde. Nach seiner Verstossung gründete er eine neue Zeitung: «Die Front». Es war ein liberales Blatt, das, obwohl es den sogenannten Stalinismus kritisierte, der Sowjetunion gegenüber sehr sympathisch eingestellt war.



Rudolf Haus gab sich in der Schweiz die Pose des enttäuschten Radikalen. Er wurde Mitherausgeber der neuen Zeitung. Ich war nicht auf der Redaktion, schrieb aber für «Die Front» Buchbesprechungen. Bei dieser Gelegenheit traf ich mit Haus zusammen.

Er war ein grosser, sympathischer Mann mit einer auffällig aufrechten militärischen Körperhaltung. Er machte auf mich den Eindruck eines aufrichtigen und offenen Mannes. Selbstverständlich arbeitete er für die Zeitung, um für die Kommunistische Internationale zu spionieren. Auf der Redaktion war er bald sehr beliebt.

Nach einer gewissen Zeit besuchte er einmal Hans Hürlimann in seiner Wohnung, der jedoch nicht zu Hause war. Haus erklärte Frau Hürlimann, dass er mit ihm ein Rendez-vous vereinbart habe. Er bat sie um die Gefälligkeit, ihm in einem Geschäft rasch etwas zu holen, während er warten wollte.

Hans Hürlimann hatte von alledem in seinem Büro keine Ahnung. Seine Frau rief ihn bald in grosser Aufregung an. Sie war aus dem Geschäft zurückgekehrt und fand Haus nicht mehr vor. Die ganze Wohnung war durchwühlt worden; die Schränke und der Schreibtisch waren aufgebrochen. Alle Adressen, Listen und Dokumente, die den Mitarbeitern, Freunden und Parteigenossen Hürlimanns gehörten, hatte Haus gestohlen.

Ein Jahr, bevor Hitler deutscher Diktator wurde, befand sich Haus als Führer der deutschen BB. (Betriebs-Bespitzelung) wieder in Deutschland. Seine Aufgabe war, alle Kommunisten und Industriearbeiter zu organisieren. Sie sollten deutsche Patente, neue Waffen und chemische Formeln ausspionieren. Die Ergebnisse wurden dann geschickt nach der Sowjetunion geschmuggelt. Dieser äusserst verantwortungsvolle Posten wurde von der Sowjetregierung sehr gut bezahlt. Offiziell bekleidete Haus den Posten eines Direktors der Deutsch-russischen Brennstoffverteilungs-Gesellschaft.

Im Frühjahr 1933 brachte mich das Schicksal wiederum mit Haus zusammen. Zu jener Zeit lebte ich in Berlin. Haus hatte meine Adresse ausfindig gemacht. Er machte mir die gewagtesten Vorschläge, die mir je zu Ohren gekommen sind. Bis zum heutigen Tage

konnte ich seine damaligen Motive nicht ergründen. Er kam in meine Wohnung und ohne jede Einleitung machte er mir folgende Vorschläge:

«Hitler ist nun an der Macht. Wir müssen ihm mit allen unseren Kräften entgegenreten. Ich habe mich mit fünf Männern, alles Freunde, zusammengetan. Ich selbst komme von Moskau, das nun mein ständiger Aufenthaltsort ist. Diese fünf Männer haben sich verpflichtet, Hitler mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln zu bekämpfen, mit Feuer, Dynamit und Sabotage. Willst du mitmachen? Wir treffen uns morgen um sieben Uhr in Friedenau.»

Er gab mir eine Adresse. Ich muss gestehen, dass ich mich fürchtete, hinzugehen. Es konnte eine neu organisierte Sabotagegruppe sein, aber ebensogut konnte man dahinter eine getarnte Gruppe der Gestapo vermuten. Ich erinnerte mich daran, was Haus in Zürich den Hürlimanns angetan hatte. Dies konnte sehr gut eine Falle für Antikommunisten sein.

Am nächsten Tage rief er mich an und sagte, dass ich ihn sehr enttäuscht hätte. Er nannte mich einen Feigling. Es war ihm nicht bekannt, dass ich eine unterirdische Zeitung herausgab, die in ganz Deutschland zirkulierte. Ich konnte kein persönliches Risiko auf mich nehmen, ohne dass ich damit nicht auch die ganze Untergrundbewegung und das Leben meiner Freunde gefährdet hätte.

Jahre später las ich von Haus verfasste Artikel im «Manchester Guardian» und in verschiedenen Flüchtlingszeitungen. Ich schrieb ihm darauf, um zu erfahren, wo er lebte.

Es war die Zeit der Säuberungen in Moskau. Ich lebte in Schweden, als ich von Haus einen Brief erhielt. Sein Ton war sehr freundlich und er lud mich in die Sowjetunion ein. Er versprach mir dort den Himmel auf Erden und wollte mir unter seiner Aufsicht eine Arbeit geben. Ich vermutete, was für eine Art Arbeit dies sein würde. Es war dies das zweite Mal, dass er mir den Vorschlag machte, seiner Abteilung des Geheimdienstes beizutreten ...

Ich wies das freundliche Angebot zurück mit der Begründung, dass ich mich gegenwärtig in einer schwierigen persönlichen Situation befände. Die Nazis hätten meine Frau als Geisel verhaftet. Ich könne sie nicht verlassen und nach Russland gehen; ich müsse in Schweden bleiben und die schwedische und die britische Regierung dazu bewegen, mir bei ihrer Befreiung behilflich zu sein.

Haus und ich korrespondierten mehrere Monate miteinander. Dann blieben plötzlich ohne jeden ersichtlichen Grund seine Antworten aus. Ich konnte mir sein Stummbreien nicht erklären. Ich hätte es aber ahnen können. Als ich eines Morgens im Jahre 1937 die Zeitung las, fiel mir ein offizielles Communiqué ins Auge, welches besagte, dass Haus als deutscher Spion in Moskau hingerichtet worden sei, als Komplize in der Verschwörung Bucharins und Zinowiews.

Nun, dies war eine Überraschung für mich! Aber sie schien mir den Schlüssel zu dem ganzen Geheimnis zu verschaffen. Es bestätigte mir meine Theorie, dass die geschicktesten Spione für beide Seiten arbeiten. Man wusste nie, an welchem Platz sie standen. Ich war natürlich sehr froh, dass ich seinen Vorschlag abgelehnt hatte.

Das Ereignis wurde vollkommen vergessen. Nach einem Jahr wurde meine Frau von der Gestapo entlassen und sie kam zu mir nach Schweden.

Kurz vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges hatte ich den Wunsch, Auslandskorrespondent meiner Magazine und Zeitungen zu werden und in dieser Eigenschaft durch ganz Europa zu reisen. Ich wollte den Kontinent noch einmal vor den Bombardierungen und grausamen Zerstörungen sehen, die ich kommen ahnte. Hilda und ich machten uns auf die Reise.

London war nicht beunruhigt. Niemand wollte glauben, dass in nächster Zeit ein Krieg möglich sein sollte. Englische Freunde, Mitglieder des Parlamentes, baten uns, an einer Sitzung des «House of Commons» teilzunehmen. Es war ein herrlicher Frühlingstag, der letzte Frühling in Friedenszeiten. Wir bummelten durch die Londoner City. Wir befanden uns nicht mehr als hundert Schritte von den Parlamentsgebäuden entfernt, als ein Mann, der soeben ein Gebäude verlassen hatte, mich erkannte und automatisch die Hand zum Gruss erhob. Kaum hatten wir ihn gesehen, wandte sich der Mann um und verschwand.

Die Erscheinung war Rudolf Haus. Er trug seine unzertrennliche Aktenmappe bei sich. Es war ohne jeden Zweifel derselbe Robert Hauschild, der in Sowjetrußland als Nazispion und Trotzkist angeblich erschossen worden war.

Wäre ich allein gewesen, so hätte ich an eine Sinnestäuschung geglaubt. Aber meine Frau hatte ihn ebenfalls erkannt. Man konnte sich zudem unmöglich täuschen, da er we-

gen seines einzigen Auges einen etwas unsicheren Gang hatte. Er war übrigens so stämmig wie immer und ging mit derselben preussischen, aufrechten Körperhaltung wie früher; jedoch war er nun viel eleganter gekleidet. Offenbar spielte er nicht mehr den Proletarierführer, der es einst vorgezogen hatte, ohne Krawatte und mit offenem Hemdkragen auszugehen.

Es besteht kein Zweifel, er hatte uns erkannt und sich erst im letzten Augenblick daran erinnert, dass er offiziell totgesagt war. Er muss die plötzliche Überlegung gemacht haben, dass es sicherer sei, nicht mit mir zu sprechen; klüger, mich im Zweifel zu lassen, obwohl er gewusst haben musste, dass ich sein Geheimnis nicht verraten hätte. Und wirklich: erst jetzt, nach sechs Jahren, halte ich es für angebracht, von dieser Begegnung zu erzählen.

Zu jener Zeit war es ein grosser Schock, einen totgeglaubten Mann plötzlich unter den Lebenden zu sehen. Welcher Spionagedienst war nun getäuscht worden? In unseren Köpfen ging alles durcheinander.

Später erfuhr ich aus baltischen Zeitungen, dass Haus mit einem neuen Namen wiederauferstanden war. Er und seine Frau reisten auf russischen Öltankern nach allen Häfen Europas, um die unbekannte Armee der GegenspionageAgenten zu mustern. Jawohl, Haus war am Leben und gesund. Er arbeitete in den Jahren 1943-1945 in den baltischen Ländern und reinigte sie vom deutschen Militarismus, von Spionage und von der Gestapo...

Es ist keine Übertreibung, wenn ich behaupte, dass die internationale Hafenspionage im Zweiten Weltkrieg eine äusserst verhängnisvolle Angelegenheit war und dass sie mehr Menschenleben gefordert hat, als man allgemein annimmt.

Männer wie Rudolf Haus haben herausgefunden, dass deutsche Agenten in den Hafenstädten sich in die Heilsarmee hineingeschuggelt haben. Sie spielten und sangen laut und beteten für die irrenden Seelen der Seemänner. Den Hungernden gaben sie zu essen und den Obdachlosen eine Heimstätte, alles nur, um Informationen über Schiffs-

bewegungen zu erhalten. Deutsche Agenten betätigten sich in den Seemannsmissionen der ganzen Welt – alle mit derselben Absicht.

Männer wie Wollweber und Haus hatten Mut. Sie nahmen den Kampf mit dem Feind auf feindlichem Boden und in fremden Ländern auf. Die Arbeit der FBI war innerhalb der Grenzen der Vereinigten Staaten nicht so schwierig. Bisweilen halfen ihr Wollweber und Haus, die Schlupfwinkel der Nazis auf der westlichen Erdhalbkugel ausfindig zu machen.

In den Vereinigten Staaten gab es zum Beispiel in Hoboken, New Jersey, eine Seemannsmission. Es waren saubere und helle Räume, in welchen eine gesunde Nahrung verabfolgt wurde. Man sprach dort alle Sprachen der Welt, denn der Beruf des Seemanns ist international. Im Grunde genommen war es eine deutsche Mission. Um ganz sicher zu gehen, tat der Pastor jedermann sein Entsetzen über die Nazis kund. Trotzdem wurde Reverend Hermann Brückners Mission von den Behörden misstrauisch beobachtet.

Ein Pfarrer ging in die Spelunken und ermahnte die Sünder, Busse zu tun. Richard Warnecke mag noch andere Namen gehabt haben, aber unter diesem Namen näherte er sich den belgischen, holländischen, norwegischen, französischen, jugoslawischen und griechischen Matrosen. Er interessierte sich nur für die Seelen, welche aus den von den Deutschen besetzten Ländern kamen.

Allen machte er denselben Vorschlag. Er fragte sie, ob sie ihre Lieben, ihre Eltern und Geschwister Wiedersehen wollten. «Warum kehrst du nicht nach Norwegen zurück?», fragte Warnecke. «Warum fährst du nicht nach Hause, nach Athen?», fragte er einen anderen Seemann. «Warum riskiert ihr euer Leben auf hoher See, wenn ihr doch in eurem Geburtsland einen Zivilberuf ergreifen könntet? Es stimmt, euer Land ist besetzt, aber der Krieg ist doch für euch vorbei. Wenn der Krieg zu Ende ist, wird euer Land wieder frei sein und ihr werdet am Leben sein, um euch daran zu erfreuen!»

Diese Vorschläge waren nicht nur vernünftig, sondern auch vielversprechend. Der Pfarrer kannte sogar einen Weg, um die Seeleute von Lateinamerika nach Spanien oder Portugal zu bringen. Überdies wollte er ihnen die ganze Reise bezahlen. «Vor allem»,

sagte er, «wünschen wir deutsche Missionare, euch glücklich zu sehen. Aus diesem Grunde bezahlen wir euch auch die Heimfahrt.»

Warnecke erklärte, dass alles streng gesetzlich vor sich gehe. Da die Matrosen keine amerikanischen Bürger seien, könne sie niemand zwingen, in den Vereinigten Staaten zu verweilen. Wenn sie die Handelsmarine verliessen und versuchten, in Amerika zu bleiben, würden sie doch nur in die Armee eingezogen.

Warnecke hatte die Aufgabe, die Handelsmarine Nazi-Europas mit Seeleuten aufzufüllen. Mit allen Mitteln versuchte er, sie zur Heimreise zu bewegen. Die Matrosen erhielten pro Tag drei Dollar, bis sie eingeschifft wurden. Sie konnten in Pastor Brückners Mission schlafen, und Warnecke rieb sich vor Freude über diese Einfaltspinsel die Hände.

Unter dem Hafengesindel waren auch viele Deserteure von alliierten Schiffen. Auch nach ihnen warf Warnecke seine Netze aus. Mit Sicherheit kann gesagt werden: keiner von diesen vertrauensseligen Matrosen sah jemals sein Heim wieder. In Spanien oder Italien wurde er verhaftet und gezwungen, auf deutschen oder italienischen Handelsschiffen zu arbeiten. Der grösste Teil dieser Schiffe wurde von alliierten U-Booten torpediert. Herzlos wurden die Matrosen genötigt, in der Marine der Achse Dienst zu tun.

Gemäss den Instruktionen Admiral Canaris', so viele Seeleute wie möglich vom Dienst für England abzuhalten, machte Warnecke Propaganda für die Neutralität. Er nützte dabei die Tatsache aus, dass die Kommunisten gegen den Krieg waren; dies geschah, bevor Hitler Russland angegriffen hatte und die Roten die Situation als «imperialistischen Krieg» definierten. Warneckes Plan war ganz einfach. Er schickte seine eigenen Männer in die überwiegend kommunistische Seemannsunion, in die Nationale Maritime Union von Amerika. Alle Versammlungen gaben dort das Motto aus: «Dies ist ein imperialistischer Krieg.» Man klärte die Leute dahin auf, dass die Engländer nicht besser als die Deutschen und dass beide Länder kapitalistische Staaten seien. Die Matrosen wurden ermahnt, weder für Deutschland noch für England anzuheuern.

Das Ziel dieser Bekehrer war, die Schifffahrt nach England zu sabotieren, und sie konnten mit dieser Methode Teilerfolge aufweisen. Die Naziagenten unterstützten die Neutralität der Kommunisten und ihre antiimperialistischen Ideen mit grosser Gewandtheit.

An den Versammlungen schrien sie: «Wir wollen Frieden! Nieder mit dem Krieg – wir wollen nicht für England kämpfen. Heuert nicht für England an!» Und die Kommunisten, gemäss ihrer Parole, applaudierten dazu.

Die Nationale Maritime Union, damals so sehr am Frieden interessiert, konnte nicht sagen, sie sei von einer Viper gebissen worden, denn sie ernährte diese Schlange selbst viele Jahre lang. Die NMU musste eines Tages zusehen, wie einige ihrer eifrigsten und aktivsten Mitglieder als Nazispione verhaftet wurden.

Im Januar 1942 hatte sich der Gerichtshof in Brooklyn mit einem der wichtigsten Spionagefälle in Amerika zu befassen. Die ganze Hafenspionage der Nazis war darin verwickelt. Unter den Hauptangeklagten befanden sich zehn Seemänner, wovon sieben achtbare Männer ihrer Organisation und Mitglieder der Nationalen Maritimen Union waren. Es waren diejenigen, die sich stark eingesetzt hatten für Pazifismus, Neutralität, Isolatismus, für die Parolen «Haltet euch vom Kriege fern» und «Fahrt nicht für England».

Es besteht kein Zweifel, dass diese Spione ihre Union vollkommen getäuscht hatten. Dennoch muss auch die Union wegen ihrer allzu grossen Toleranz getadelt werden. Sie riet ihren Mitgliedern, eher auf Schiffen im Karibischen Meer anzuheuern, als auf solchen, die nach England fuhren. Diese kurzsichtige Haltung spielte viele Männer in die Hand der Nazis.

Das Netz der Hafenspionage von Admiral Canaris hatte ausgezeichnet funktioniert, wie dieser Fall wieder einmal bewies. Die Matrosen-Spione hatten den Feind über neue Kriegswaffen und über die Bestimmungsorte der Schiffe informiert. Vollständige Fracht- und Passagierlisten wurden dem Canaris-Büro ausgehändigt. Die Seeleute der NMU wurden von einem riesigen Spionagenetz im Hafen von New York unterstützt, dessen Mitglieder sich vom Schulmädchen bis zum Greise zusammensetzten. Die FBI brauchte mehr als ein Jahr, um diesen Spionagering aufzuspüren, und gewaltige Anstrengungen waren nötig, um des grössten Teils der Spione habhaft zu werden. Viele schlaflose Nächte, viele Hunderte von Nachforschungen waren notwendig. Aber am Ende hatte das Gericht genügend belastendes Beweismaterial beisammen, um diese Hafens- und Marine-

spione mit der höchsten Strafe von achtzehn Jahren Zuchthaus verurteilen zu können. Man hatte im Ganzen zehn Matrosen, dreiunddreissig andere Männer und zwei Frauen verhaftet. Unter anderem wurden die Matrosen auch des Diebstahls von geheimen Plänen überführt. Alle diese Leute, welche von den Kommunisten so sehr gelobt wurden, waren nichts anderes als Nazikuriere, die zwischen den USA. und Spanien, zwischen Portugal und den südamerikanischen Ländern hin und her pendelten. Sie arbeiteten auf Truppentransportschiffen und auf Lend-and-lease-Booten. Ihr wirklicher Meister war eine viel wichtigere Figur als der «Evangelist» Warnecke, der sich in die Nationale Maritime Union hineingeschmuggelt hatte. Ihre letzte Instanz war Admiral Canaris, und das Haupt der amerikanischen Hafenspionage war Friedrich Joubert Duquesne, den die FBI sehr gut kannte. Duquesne war einer von jenen geheimen Mitarbeitern, der Bill Sebold warm empfohlen worden war, als er jenes Spiel als Radio-Operateur mit den Nazis trieb.

Die romantische Geschichte von Duquesne wird in allen Einzelheiten in dem Buch von Alan Hynd «Passport to Treason» erzählt. Hynd erwähnt Duquesnes Verbindungen mit einigen Angestellten der Norden Compagnie. Augenzeugen berichten, dass Duquesne während des ganzen Prozesses vollkommen ruhig blieb. Er schien sich ganz in sein Schicksal zu ergeben, sprach jedoch den Wunsch aus, nur noch einmal frei zu sein, um sich an Bill Sebold zu rächen, der die FBI auf ihn aufmerksam gemacht hatte.

Duquesne erhielt die höchste Strafe von achtzehn Jahren Zuchthaus. Ohne Zweifel wäre dieses Spionagenetz erst viel später entdeckt worden, wenn Admiral Canaris nicht auf seinen Agenten Bill Sebold hereingefallen wäre. Mit diesem einzigen Stein hatte die FBI viele Vögel getötet. Nach dem Überfall auf Pearl Harbor wurde die deutsche Seemannsmission geschlossen; aber Warnecke, der Meister der Verschlagenheit, konnte entfliehen. Dennoch hatte der Admiral seine Schlacht um die amerikanischen Häfen verloren.



Canaris' Agenten hatten viele Gesichter und viele Masken und sie wandten die verschiedensten Methoden an. Sie waren nicht immer leicht zu identifizieren. Bisweilen wurden seine Männer auf kleinen Fischerbooten an der kalifornischen Küste entdeckt; bisweilen waren es Matrosen, die auf der Magellan-Strasse Chile entlangfuhren. Einer war Redaktor einer Zeitung, die sich mit dem Fischhandel befasste; ein anderer war Schiffsbesitzer, und ein dritter war Leuchtturm-Wächter. Einige waren als Löschmannschaft und als Schiffswache auf dem «SS Lafayette», dem früheren Luxusdampfer «Normandie», beschäftigt.

Die «Normandie» brannte am Pier an der 49. Strasse in Manhattan. Die gewaltigen Rauchwolken reichten bis zur Batterie. Jeder New-Yorker dachte dasselbe: «Dies ist Sabotage.» Aber die Behörden, welche die Kriegspsychose unterdrücken wollten, sagten, dass es ein richtiges Unglück mit geheimnisvoller Ursache sei.

Jedermann, der Männer wie Wollweber, Gough, PflugkHartung und Rudolf Haus kannte, wusste, dass die Möglichkeit eines Zufalls sehr gering war. Die meisten Schiffsfeuersbrünste sind, mindestens während des Krieges, auf Sabotage zurückzuführen. Jeder Hafenarbeiter konnte ohne weiteres ein Schiff wie die «Normandie» betreten. Ein Schiffslöscher verdient fünfzig Dollar, und eine solch erbärmliche Summe konnte natürlich Agenten wie Warnecke oder andere von Canaris' Männern nicht abschrecken. Schiffe wie die «Normandie» wurden zu jener Zeit nicht von der Armee oder der Marine bewacht, sondern von privaten Gesellschaften.

Die Nachforschungen ergaben, dass eine dieser Gesellschaften frühere Bundisten und Weissrussen angestellt hatte. Ausserdem hatte man Material gesammelt, welches bewies, dass der Vizepräsident einer solchen Firma ein früherer Direktor der deutschen Hapag war. Dieser Mann hatte bei der Verhaftung von deutschen Agenten interveniert und eine Bürgschaft von einhundertfünfundzwanzigtausend Dollar offeriert. Er war bestimmt kein Antinazi.

Man konnte ihn nicht in Zusammenhang mit dem Brande der «Normandie» bringen. Dennoch besass man genügend Beweismaterial, um die Fremdenpolizei zu schärferen Massnahmen zu veranlassen. Es ist äusserst schwierig, die Quelle einer Schiffsfeuers-

brunst nachzuweisen. Keine Polizei sagt gerne: «Es war Sabotage, die wir nicht verhindern konnten.» Vielleicht wurde aus diesem Grunde der Brand der «Normandie» in die Fälle der ungelüfteten Geheimnisse eingereiht...

Während des Krieges gab es eine ganze Masse von Schiffsbränden an der Ost- und Westküste Amerikas. Viele davon waren keine einfachen Unglücksfälle und ihr Geheimnis konnte nicht enthüllt werden. New York litt mehr darunter als jede andere Hafenstadt. Nicht weit von Long Island entfernt fand die furchtbarste Explosion der ganzen Ostküste statt. Alle diese Unglücksfälle können sehr gut das Werk von Admiral Canaris' Agenten gewesen sein.

Agenten haben durchschnittlich eine kurze Lebensdauer, und Canaris musste deren haufenweise anstellen. Nicht alle waren sehr fähig. Ein Mitglied der Hitlerjugend, Heinrich Roedel, konnte im Jahre 1936 illegal nach Amerika kommen. Sechs Jahre lang konnte er ungestört arbeiten. Am 28. Juli 1942 fachte er ein Feuer auf einer Schiffswerft an. Die Feuersbrunst breitete sich über das ganze Gelände der HenryJ.-Kaiser-Gesellschaft in Richmond, Kalifornien, aus. Roedel entflo, jedoch hatte man ihn gesehen, und später konnte man ihn verhaften. Er wurde zu dreissig Jahren Zuchthaus verurteilt. Vor dem Gericht gab er zu, ein Mitglied der Nationalsozialistischen Partei zu sein.

Dieselbe strenge Strafe erhielt Ernst Diedrich Lehmitz von Staten Island. Er zählte siebenundfünfzig Jahre und benützte veraltete Methoden. Er gebrauchte unsichtbare Tinte, um Agenten in der Schweiz und in Portugal Dinge mitzuteilen wie die folgenden:

«Elf Schiffe fahren aus mit Bestimmung Russland, eines davon führt Flugzeugmotoren und 28 weittragende Geschütze mit sich. Ein Boot hat auf Vorderdeck Flugzeuge, auf Hinterdeck Flugzeugmotoren. Ein Schiff hat eine Ladung Einzelteile von Boeing und Douglasmaschinen und Curtiss-Wright-Flugzeuge, Motoren und kleinkalibrige Munition, Scheinwerfer und telegraphische Bestandteile.»

Im Ganzen genommen war Lehmitz weniger tauglich als die meisten deutschen Agenten. Er maskierte sich nicht als BarBesitzer wie der «König von Belize», und nicht als

Journalist wie Pflugk-Hartung. Er gab sich als etwas aus, das er sehr schlaue fand: er arbeitete als Luftschutzwache von Staten Island, New York. In dieser Eigenschaft beobachtete er die Schiffe, welche den Hafen verliessen. In den Hafenkneipen war er eine bekannte Gestalt. Seine Frau vermietete Zimmer an junge Matrosen, die sie so richtig bemutterte. Von ihnen erfuhr sie die Abfahrtsdaten der Schiffe.

Hafenspionage-Agenten stellen immer dieselben Fragen: „Geben Sie uns bekannt, was für Schiffe ausfahren und welche Fracht sie mit sich führen! Wieviele Männer transportieren die Truppentransportschiffe?“ Die Tips werden durch einen Luftpostbrief, ein chiffriertes Geschäftstelegramm oder einen Geschäftsanruf nach Südamerika an andere Agenten weitergeleitet. Aber Lehmitz wandte unfehlbar den Trick mit unsichtbarer Tinte an, die er in Geschäftsbriefen zwischen den Zeilen gebrauchte.

Er hatte einen Ingenieur einer Rüstungsfabrik als Unteragenten. Keiner verstand sich sehr gut auf seine verräterische Tätigkeit. Lehmitz arbeitete für die niedrige Summe von fünfzig Dollar pro Woche. Es ist kein Wunder, dass seine Frau sich bitter beklagte, als er verhaftet wurde. Sie weinte nicht, weil er ein Verräter gewesen war und zu dreissig Jahren Gefängnis verurteilt wurde. Das, sagte sie schluchzend, hatte sie schon längst kommen sehen; ihr grösster Kummer war, dass sie nun durch diesen Skandal ihre Zimmermieter verlieren musste.

Staten Island und Brooklyn werden durch eine Fähre miteinander verbunden. Dies war die Zone für die Operationen eines anderen von Canaris' Agenten. Seine Maske war vielleicht die einfachste und die sicherste, die es geben konnte. Als Siebenundzwanzigjähriger war er ein stolzes Mitglied der USA-Marine.

Er war ein grosser, gut aussehender Bursche. Sein Geburtsort war in Kanada, jedoch verbrachte er die meiste Zeit seines Lebens in Detroit und in Chicago. Dort verdiente er in einer Ford-Fabrik viel Geld. Dennoch wollte Bertrand Stuart Hoffmann noch mehr besitzen. Eines Tages näherte sich ihm ein Agent des Nazispionagerings in Detroit, wel-

cher von der berühmten ungarischen Schönheit Grace Bachanan-Dineen geleitet wurde. Sie hatte ihr Spionagetraining in der berühmten Hamburger Schule erhalten.

Die Naziagenten hatten seit 1942 mit grossem Erfolg in Detroit gearbeitet und waren in den Besitz von neuen FordModellen gekommen. Dann kam für Hoffmann die Zeit, da er die Fabrik verlassen musste, um in der Marine zu dienen. Seine Rolle änderte sich, jedoch machte er das Spiel immer noch mit. Von der Industrierwurde er in die Hafenspiionage versetzt. Bald schickte der junge Mann Rapporte über das Leben in der Crosse Ile Naval Station.

Nachdem er seine Schule absolviert hatte, wurde Hoffmann nach New York einberufen. Er war in Sheepshead-Bay stationiert. Im Juni 1943 begann er Informationen über Schiffe an seine weibliche Chefin, die schöne Grace von Detroit, zu senden.

Die FBI erhielt anonym Warnung und fing an, den Spionagering zu überwachen. Geheimdienstler kamen in die Fordfabriken, um Beweismaterial zu sammeln. Man entdeckte, dass es die Bande nicht nur auf das Stehlen von Plänen abgesehen hatte, sondern dass sie auch Zwietracht unter den organisierten Arbeitern und zwischen Weisse und Farbige zu säen versuchte. Obwohl dafür keine direkten Beweise vorliegen, beabsichtigte der Spionagering von Detroit offensichtlich, Arbeiterunruhen, Streiks und Rassenkämpfe zu inszenieren. Wir werden noch erfahren, wie die Agenten von Admiral Canaris unterirdisch arbeiteten, um gegen die Schwarzen gerichteten und antisemitischen Aufruhr zu organisieren. Alles, was die Kriegsproduktion verzögern konnte, war Wasser auf ihre Mühle.

Als schliesslich die Führerin Grace verhaftet wurde, war sie sich bewusst, dass sie leicht zum Tode verurteilt werden konnte. Aus diesem Grunde, und um vielleicht ein milderer Urteil zu erhalten, legte sie ein volles Geständnis ab. Vor Gericht war sie die Überraschung Nr. 1. Doch eine noch viel grössere Überraschung sollte nachfolgen.

Der junge Hoffmann, den man kurz nachher auch erwischt hatte, erschien in seiner Marineuniform vor Gericht. Er schien tief beschämt zu sein und benahm sich sehr eigenartig. Er war nicht fähig, sich selbst zu verteidigen. Während des Kreuzverhörs gab er lächerliche Antworten, und es hatte den Anschein, als ob er gar nicht wüsste, wo er sich befände...

Im Gerichtssaal war grosses Gelächter. Man vermutete, dass Hoffmann den Dummen spielte. Er selbst war aber sehr ernst. Er gab zu, dass er den Agenten in Detroit Nachrichten über Schiffsbewegungen übermittelt hatte. Nach den Botschaften befragt, sagte er, er könne sich nicht mehr daran erinnern. Er habe sie aus Zeitungen abgeschrieben. Auch über die Namen der Zeitungen konnte er keine Auskunft geben.

Schliesslich wurde er einer psychiatrischen Untersuchung unterworfen. Nachdem man Hoffmann mehrere Wochen unter Beobachtung gehalten hatte, kam man zu dem Schlusse, dass der Angeklagte geistig unzurechnungsfähig sei. Aller Wahrscheinlichkeit nach hatten seine Informationen für die Agenten in Detroit und für Admiral Canaris keinen Wert gehabt.

Das Gericht stand vor einer komischen Situation. Ein Zuschauer machte die Bemerkung: «Nun haben die Nazis begonnen, Idioten als Spione zu benützen. Das ist ihr letzter Trick.» Vielleicht war es der letzte. Die Anklage gegen Bertrand Stuart Hoffmann wurde fallengelassen.

*DER FALLSCHIRMABSPRINGER, DER IN IRLAND  
MISSTRAUEN SÄTE*

XVI

Die Wohnungen aller Mitglieder des Spionageringes von Detroit waren von Agenten der FBI sorgfältig durchsucht worden. Sie fanden haufenweise nationalsozialistische Propagandaliteratur. Unter anderem zum Beispiel antisemitische Rundschreiben; es waren auch Tausende von Blättern darunter, auf denen Briefe von stolzen, ängstlichen und beunruhigten Müttern, die ihre Söhne nicht in den Krieg schicken wollten, abgedruckt waren. Diese Blätter wurden im Namen einer Menge nichtexistierender Organisationen versandt. Die ganze Absicht dabei war, Amerika vom Kriege fernzuhalten...

Die FBI-Agenten waren dieser Art von Hasspropaganda mit ihrem unechten pazifistischen Einschlag schon so oft begegnet, dass sie sich nicht im mindesten über diese neue Entdeckung überrascht zeigten; aber sie fanden in Detroit noch zusätzliches Material, welches für sie neu war. Es bestand in einer Anzahl von Briefen und Pamphleten über Irland. Diese Papiere waren alle in grüner Farbe gedruckt und vor allem an die grosse irisch-amerikanische Bevölkerung des Landes gerichtet. Irland, proklamierten sie, sollte nicht in den Krieg eintreten; die Iren sollten nie ihr gutes altes Schlagwort aufgeben: «Weder König noch Kaiser! Irland allein.» Und zum Lobe der irischen Neutralität missbrauchten diese Hetzschriften rücksichtslos und ohne jede Scham Grossbritannien.

Es war klar, dass all dies von Deutschen geschrieben worden war, welche die mit der geächteten irisch-republikanischen Armee verbündeten Gruppen veranlassen konnten, diese Literatur zu verteilen. Nicht alle Mitglieder der IRA., der irischen terroristischen Organisation, waren bereit, mit den Nazis zusammenzuarbeiten; in Wirklichkeit traten viele ernsthaft für die Sache der Freiheit ein, so dass sie die Faschisten verabscheuten. Aber es besteht kein Zweifel, dass einige aus Hass gegen England zu Werkzeugen der Nazis und sogar zu bezahlten Agenten von Admiral Canaris wurden.

Während des Zweiten Weltkrieges protestierte das Staatsdepartement der Vereinigten Staaten mehrere Male gegen die Spionage von Irländern, welche die amerikanischen Truppen, die an der Nordküste Irlands gelandet waren, zählten und dem Feinde über die amerikanische Ausrüstung und über Truppenbewegungen Informationen schickte. Diese Proteste nützten jedoch wenig.

Der irische Führer, Präsident Eamon de Valera, bestritt diese Anklagen, weil er nicht an sie glauben wollte. Solche Spionage, fühlte er, konnte irgendwo anders in der Welt geschehen, aber nicht in Irland; die Irländer konnten niemals Quislinge sein. Den Amerikanern antwortete er:

«Die totale Anzahl der Personen, welche unter Spionageverdacht stehen und sich nun in irischen Gefängnissen befinden, lautet: zehn Ausländer und zwei Iren. Dies sind Tatsachen, und ich bezweifle, dass irgendein anderes Land solch günstige Zahlen aufweisen kann.»

Diese Antwort hatte etwas für sich. Aber informierte Leute lasen sie mit amüsiertem Lächeln. Gemäss den Schätzungen der britischen und amerikanischen Geheimdienstoffiziere arbeiteten im Jahre 1944 zum mindesten dreihis vierhundert feindliche Agenten in Irland. Die Gefangennahme von zwölf Spionen verringerte die Stärke der Nazi-Organisationen nicht.

In Irland hatte Admiral Canaris eine sichere Grundlage, auf welcher er seine Spionageorganisation aufbauen konnte. Lange vor Ausbruch des Krieges führte er persönlich Besprechungen, anlässlich seiner Reise nach Holland, mit irischen Agenten. Kurz darauf sprach er mit dem früheren Führer der IRA. (Irish-Republicianische Armee). Auch diese Konferenz fand in Holland statt.

Es war an einem hellen Frühlingstag im Jahre 1939; die Blumengärten der Niederlande standen alle in vollster Blüte und der Krieg schien weit entfernt zu sein. Ein Mann mit einem langen, schmalen Gesicht, tiefliegenden Augen und rotem Haar stieg im Hotel «Commerce» in Rotterdam ab. Sein Name war Scan Russel. Er war von einem blauäugigen Manne namens Max Piel begleitet. Beide schrieben sich unter falschen Namen ein und gaben sich als Vertreter aus, deren Wohnort Dublin sei. Sie hatten beide in ihren Koffern Textilmuster und chemische Proben mitgebracht. Aber sie interessierten sich für eine ganz andere Art von Waren: Scan Russel, der geächtete Führer der IRA., war im

Begriffe, Verhandlungen zu führen über den Schmuggel von grossen Quantitäten von Explosivstoffen nach Irland, welche seine terroristische Armee benötigte. Es genügte nicht, dass gelegentlich eine Bombe auf einem Bahnhof, in einer Telephonkabine oder auf irgendeinem Quai in London explodierte. Der Krieg stand bevor und die Nazis wollten zweifellos die Kräfte und die Macht Russels ausnützen.

Russel war mit seiner Sturmtruppmentalität ein williges Werkzeug. Als leidenschaftlicher Antisemit und beinahe krankhafter Antibrity war er bereit, den Befehlen der Nazis zu gehorchen. Das Geschäft mit den Explosivstoffen wurde erledigt und einige Tage später kehrte Sean Russel nach Irland zurück. Er brachte eine ganze Menge Geld mit. In verschiedenen Banken wurden unter irischen Namen geheime Konten errichtet. Diese Konten bildeten sozusagen das Betriebskapital.

Max Piel hatte Russel empfohlen, sich von der deutschen Gesandtschaft in Dublin fernzuhalten. Dies war eine elementare Vorsichtsmassnahme, denn Russel war verhasst und musste ständig in Verstecken leben. Aber obwohl er keine direkte Verbindung mit der deutschen Gesandtschaft hatte, war es ihm möglich, jedem deutschen Spion, der nach Irland kam, zu helfen.

Die irische Regierung, die darauf beharrte, dass sie während des ganzen Krieges nur zwölf Spione entdeckt habe, war auf der Hut vor deutschen Agenten, die mit Fallschirmen über dem Land absprangen. De Valera schickte Abgesandte nach der deutschen Legation an der Northumberland Road No. 58 in Dublin. Der deutsche Minister, seine Exzellenz Herr Eduard Hempel, schützte Unwissenheit vor. «Weshalb glauben Sie, dass die Fallschirmabspringer Deutsche seien?», fragte er. «Meiner Meinung nach sind es Engländer. Wir unterhalten die freundschaftlichsten Beziehungen mit Irland und würden nie so etwas tun!»

Die irische Regierung war machtlos. Nicht lange vorher hatten englische und amerikanische Zeitungen über diese Fallschirmabspringer geschrieben. Der Landesregierung wurde ausdrücklich nahegelegt, dass, wenn man die deutschen Spione nicht finden könne, man zum mindesten beim Sekretär der deutschen Gesandtschaft, Major Henning Thompsen, protestieren sollte. Dieser Major war Canaris' erster Mann in Irland. Man



schlug auch vor, Sean Russel zu verhaften; beide, Russel und Major Thompsen, wussten sicher mehr über die Fallschirmspione als die Polizei selbst.

Major Thompsen hatte ein ausgezeichnetes Kuriersystem zwischen englischen und amerikanischen Armeelagern in Ulster, Nordirland und seinem eigenen Hauptquartier in Dublin organisiert. Seine Agenten schmuggelten Geld, Propagandablätter und Informationen über die sechshundert Meilen lange Grenze Irlands. Die irische Polizei machte ernsthafte Anstrengungen, um diese Kuriere und Spione aufzuspüren, jedoch kam sie dabei nicht sehr weit.

Eines Tages berichteten Fischer von der Bantry-Bay, dass sie an der wilden Küste von Galway U-Boote entdeckt hätten. Ihre Fischemetze waren von diesen Schiffen aufgerissen worden. Natürlich wagten die Fischer nicht, mit fremden Streitkräften zu kämpfen. Jedoch machten sie sorgfältige Beobachtungen und sahen die U-Boote gegen die Küste fahren. Grosse, schwere Kisten wurden ausgeladen. Sofort nach Erhalt dieses Berichtes führte die irische Polizei sorgfältige Nachforschungen durch. Sie fand die Kisten, welche Versuchsmodelle von deutschen Feuerwaffen enthielten: Maschinengewehre, Armeeevolver, Mausergewehre, Munition und TNT. Diese Waffen, welche die deutschen U-Boote nach Irland transportiert hatten, waren für die geheime IRA bestimmt. Einige automatische Mausergewehre und Tränengasbomben fand man in einem Keller von Galway versteckt.

Englische Agenten entdeckten, dass die Spione eine angesehene Familie in Dublin besucht hatten, eine der bekanntesten Familien des Landes überhaupt. Man informierte die Polizei und an einem kühlen Maitag durchsuchten vier irische Detektive die Villa einer der reizendsten Damen der Dubliner Gesellschaft, Isolde Gonne, die Frau des bekannten irischen Schriftstellers Francis Stuart. Sie war die adoptierte Tochter von Major McBride, welcher nach der Rebellion von 1916 hingerichtet worden war.

Hier fand die irische Polizei die ersten Spuren der Fallschirmabspringer. Die vier Detektive schenkten Madame Stuart-Gonnes Protesten keine grosse Beachtung. Die Dame zögerte, die Schränke zu öffnen, welche ihr persönliches Eigentum enthielten, aber die Detektive bestanden darauf. Keine Ecke wurde übersehen; Estrich, Keller, Badezimmer und Küche wurden mit grösster Ausdauer durchforscht. Zuletzt fanden sie, was sie ge-

sucht hatten: in einem Schrank, hinter Kleidern versteckt, lag ein sorgfältig zusammengefalteter deutscher Fallschirm. Eine Werkzeugkiste enthielt einen kleinen Radiosender und unter den Büchern von Francis Stuart entdeckten sie ein schwarzes Notizbuch, das nichts Geringeres als den Geheimcode für die Radiosendungen enthielt. Unteragenten waren zu Madame Stuart-Gonne gekommen und hatten sie über britische und amerikanische Schiffsbewegungen und Truppenansammlungen orientiert. Diese Neuigkeiten funkte sie dann jeweils mit Hilfe ihres Kurzwellensenders deutschen U-Booten, welche auf den grossen Schiffsstrassen kreuzten, um alliierte Truppen und Frachtschiffe vor ihre Rohre zu bekommen.

Mrs. Francis Stuart-Gonne kam vor ein Militärgericht und wurde der Gefährdung der Staatssicherheit schuldig erklärt. Sie gestand, dass sie den Kurzwellensender von einem deutschen Fallschirmabspringer erhielt, welcher in ihrem Hause einige Wochen gelebt hatte. Aber sie lehnte es ab, seinen Namen oder seinen Aufenthaltsort zu nennen. Trotz Isoldes Geständnis beteuerte ihr Gatte seine Unschuld und diejenige seiner Frau. Nach einigen Wochen hörte das Gericht von Irland am Radio die Stimme eines neuen Lord Haw-Haw. Berlin hatte dem Schriftsteller Francis Stuart Unterkunft gewährt und ihm die Aufgabe gegeben, Nazisendungen nach Irland zu leiten.

Irland und England fuhren fort, den Agenten zu suchen, dessen Fallschirm man entdeckt hatte. Jedoch waren alle Spuren ausgelöscht worden. Geheimdienstoffiziere zogen den Schluss, dass der Spion die Insel auf einem U-Boot verlassen haben musste.

Einige Monate später jedoch, im Jahre 1942, wurde neues Beweismaterial gefunden, das vermuten liess, dass sich die deutschen Agenten immer noch irgendwo im Lande aufhielten. Canaris' Männer waren in Irland und trugen eine neue Verkleidung aus des Meisters grossem «Kostümladen». Sie verbargen sich in einem der saubereren Restaurants an der O'Donnelstrasse in Dublin. Niemand hätte im Entferntesten daran gedacht, dass dieses nette Speiselokal ein Versteck für Canaris und seine Spione der IRA wäre. Dieses Restaurant beschäftigte als Kassiererin eine hübsche junge Frau, die schon mehrere Jahre dort arbeitete. In den letzten paar Monaten begannen einige neue Kunden das Lokal zu besuchen. Sie erschienen täglich und lasen während des Essens in Zeitungen. Nach der

Mahlzeit gingen sie jeweils gleich wieder fort und liessen nur ein kleines Trinkgeld zurück. Wie alle andern Kunden, bezahlten sie ihre Rechnungen bei der Kassiererin. Diese nahm das Geld entgegen, und mit ihm glitt ein Zettel in ihre Hand. Bisweilen, wenn sie den neuen Gästen Geld wechselte, packte sie die Münzen in ein Stück beschriebenes Papier ein ...

Irene, die junge Frau an der Kasse, diente als Kontakt zwischen der IRA. und dem Spionagezentrum Major Thompsens in der deutschen Gesandtschaft. Die IRA-Terroristen und Saboteure übergaben ihr geheime Botschaften, welche sie an die Deutschen weiterleitete; ausserdem teilte sie den irischen Agenten neue Instruktionen, welche die Gesandtschaft gegeben hatte, mit.

Die IRA. hatte auch ihre Männer in der Polizei von Dublin. Sie wussten stets, was im Gange war und erfuhren auch, wann die Verfolgung aufgenommen werden sollte. So erhielt eines Tages die hübsche Kassiererin folgenden Telephonanruf: «Herzliche Glückwünsche zu Ihrem Geburtstag.» An jenem Tag hatte Irene nicht Geburtstag. Unmittelbar nach Erhalt der verkappten Warnung verliess sie mit einem Spion, der im Restaurant gegessen hatte, das Lokal. Kurz darauf trat die Polizei ein. Die Agenten waren geflohen; ihr Führer, Major Henning Thompsen, genoss diplomatischen Schutz.

Die Engländer waren verärgert, aber nicht überrascht. Sie waren schon lange zu der Überzeugung gekommen, dass, obwohl sie die Spione aus British-Ulster hinauswerfen könnten, sie doch nicht die Macht hatten, sie aus dem neutralen Irland zu vertreiben. Nachdem die Spione in dem Restaurant an der O'Donnelstrasse nicht in die Falle gegangen waren, erwartete man, dass sie in Ulster Unterschlupf suchen würden.

Der Meisterspion Henry Luneberg war Angestellter in einem Speisewagen vom Express Dublin-Belfast. Sein Beruf machte es ihm leicht möglich, Informationen von Nordirland nach Eire zu schmuggeln. Aber nun begann er, vorsichtiger zu sein. Die Razzia im Restaurant von Dublin, so erfolglos sie war, liess ihn Schlimmes ahnen. Als er den Zug in Belfast verliess, fühlte er sich ziemlich unsicher. Bestimmt würden die Behörden von Ulster auf ihn warten. Er wurde wirklich verhaftet und in das Gefängnis von Belfast gebracht, um verhört zu werden. Luneberg spielte die Rolle eines harmlosen und biedereren

Bürgers. Jawohl, gab er zu, er habe bisweilen in dem kleinen Lokal an der O'Donnellstrasse gespeist, aber das taten noch hundert andere...

Er wurde gefragt, ob die Kassiererin ihm Botschaften übergeben habe. Seine Antwort war ein erstauntes «Nein». Er fügte hinzu: «Sie mag mir ein Paket Zigaretten oder Streichhölzer gegeben haben, welche ihr Detektive schon als geheime Botschaften angesehen habt. Es ist lächerlich.»

Den englischen Behörden fehlten die Beweise. Aber gewohnheitsmässig durchsuchten sie seine Kleider und seinen Koffer. Im Futter versteckt fanden sie einen Befehl von der Spionageorganisation.

Henry Luneberg war ein verlorener Mann. Das belastende Dokument war ein Meisterstück von Klarheit, wie es selten ein Agent eines Geheimdienstes in die Hände bekommt.

Der Originaltext lautete:

OGLAIG NA HAIRANN, GHQ.

Dublin, den 6. Februar 1942.

Geheimdienst, Nordkommando.

1. Ich bestätige den Empfang Ihrer Rapporte vom 30. Januar.

2. Ich benötige sofortige Informationen über:

Die Anzahl der amerikanischen Truppen, welche in Nordirland landeten, als Sie Ihren Rapport machten.

Die Reaktion der nationalistischen Elemente der Bevölkerung auf ihre Ankunft. (Ich verstehe nationalistisch im weitesten Sinne.)

Wie sind die Aussichten in Bezug auf eine freundliche Kontaktnahme mit diesen Truppen?

3. Ich bin im Begriffe, eine Aufstellung über Ihre nächsten Aufgaben zu machen. Bereiten Sie inzwischen einen detaillierten Rapport mit den entsprechenden Plänen über die Stärke und den Aufenthaltsort der Verteidigungskräfte in Nordirland vor! Eine Liste der Fabriken, welche für die Rüstung arbeiten, muss beigefügt werden. Hat die neue ka-

tholische Partei irgendwelche Fortschritte gemacht? Wer steht dahinter?

Lassen Sie mich sobald wie möglich die gegenwärtige Stärke der britischen und amerikanischen Streitkräfte im Norden wissen! Geben Sie mir ungefähre Zahlen an: a) britische und Kolonialtruppen; b) amerikanische Truppen; c) Hilfstruppen und Polizeistreitkräfte; d) die totalen bewaffneten feindlichen Kräfte im Norden.

SEAN C-5

Die geheimnisvolle Überschrift dieses Dokumentes verlangt eine Erklärung. Oglaih Na Hairann bedeutet «Soldaten von Irland», was der Titel der IRA. auf Gälisch ist.

Die IRA. hatte sich stets an Amerika angelehnt. Dieses Mal aber gab sie sich selber auf, indem sie die Truppen der Vereinigten Staaten in der Kategorie der «feindlichen Streitkräfte» nannte. Die Unterschrift SEAN C-5 war natürlich eines der vielen Geheimzeichen des Führers der IRA., Sean Russel.

So kostbar dieses Schreiben für die britischen und amerikanischen Geheimdienste war, erwähnte es leider nichts über die Fallschirmspione, die sich immer noch im Land befanden. Ebenso konnte man daraus nichts über den Aufenthaltsort von Sean Russel erfahren.

Russel ist in der modernen Spionage eine legendäre Figur geworden. Beinahe nach Wunsch taucht er auf und verschwindet wieder. Während der Weltausstellung in New York machte man ihn für die Explosion im britischen Pavillon verantwortlich. Er reiste durch viele amerikanische Städte, errichtete Konten für seine Bewegung und machte antibritische und prodeutsche Propaganda. In Detroit wurde er verhaftet. Einige der amerikanischen Isolationisten, unter ihnen Martin L. Sweeney von Ohio, nannten seine Gefangennahme eine «gewalttätige Vorenthaltung eines ausgezeichneten Gelehrten und Soldaten auf Befehl der Engländer».

Nach dieser Affäre verschwand der Spionagechef Sean Russel, der eher ein abgefeimter Mörder als ein Gelehrter oder Soldat war. Der Rest der Geschichte ist nicht genau bekannt. Seine Freunde sagen, dass die Engländer ihn schliesslich auf einem italienischen Schiff entdeckten und nach Gibraltar brachten, wo sie ihn bei einem Fluchtversuch er-

schossen hätten. Allein die Briten haben nie etwas Derartiges bekanntgegeben, gaben aber zu verstehen, dass die Geschichte seines Todes eine Irreführung sei. Gerüchte besagen, dass Russels Ermordung ebenso unwirklich ist wie diejenige von Rudolf Haus in Russland: dass er selbst seinen Tod bekanntgegeben habe, um desto sicherer mit seiner Spionagetätigkeit und Sabotage weiterzufahren. Was immer auch die Wahrheit sei: den richtigen Sachverhalt werden wir wahrscheinlich erst viele Jahre nach dem Kriege erfahren.

Die Führung der IRA. wurde von Stephen Hayes, einem irischen Patrioten, übernommen, dessen Hass gegen England ebenso gross war wie derjenige seines Vorgängers. Jedoch unterschied er sich in einem Punkte: obwohl er bereit war, bis zu seinem letzten Blutstropfen gegen England zu kämpfen, wehrte sich Hayes gegen jede Verbindung mit den Nazis. Die deutschen Agenten waren ziemlich bestürzt. Sie erhielten von Canaris den Befehl, Hayes zu entführen und ihn als Politiker unmöglich zu machen.

Hayes, der neue Kommandant der IRA., wurde von den Nazispionen gefangengenommen. In einer Strasse von Dublin stolperte ein Unbekannter gegen ihn, warf ihm Pfeffer in die Augen und dann stiess man ihn in ein Auto. Er wurde in ein Haus im Wohnviertel von Dublin gebracht. Zwei Männer bewachten ihn. Seine Hände waren gebunden und in seinen Mund hatte man ein Taschentuch gesteckt. Dicke Vorhänge verdunkelten das Fenster.

«Wo bin ich?», fragte er.

Die beiden Wachen gaben keine Antwort.

«Was werden Sie mit mir tun? Sind Sie Engländer?» Sein erster Gedanke war natürlich, dass die Engländer ihn entführt hätten und nun beabsichtigten, ihn vor ein Gericht in Ulster oder in England zu bringen. Aber bald wurde er eines anderen belehrt.

Die Nazis und die IRA-Mitglieder, welche ihnen dienten, hatten ein Geständnis aufgeschrieben, das er unterzeichnen sollte. Es war in schwülstigem Stile abgefasst und sollte seine Karriere als irischer Führer vernichten. Hayes hatte zu erklären, dass er ein Agent des britischen Secret Service sei, dass er Kopien seiner Rapporte nach England geschickt und dass er die Männer denunziert habe, welche die Explosionen und Sabotageakte veranlasst hätten. Das Dokument besagte noch, dass Offiziere von Scotland Yard

häufig Hayes besucht und dass dieser zwei Minister der irischen Regierung dazu angestiftet hatte, die IRA zu brandmarken.

Mit einem Gewehrlauf im Rücken unterschrieb Hayes. Das Geständnis wurde später vervielfältigt und einer Anzahl hervorragender irischer Patrioten zugeschickt. Die Nazis wussten wohl, dass wenn auch die Wahrheit dieses Dokumentes bezweifelt würde, Hayes trotzdem seiner Verurteilung sicher war, weil er aus Feigheit unterschrieben hatte.

Der IRA-Führer dachte, er würde freigelassen, sobald er unterschrieben hätte. Aber die Nazis behielten ihn; sie wussten nicht recht, was mit ihm anfangen. Blieb er am Leben, würde er ihre ganze Organisation bedrohen; wenn sie ihn aber töteten, würden sich ihre Schwierigkeiten mit der Polizei vergrössern. Schliesslich erhielten sie von Admiral Canaris den Befehl, ihn zu ermorden. Hayes erfuhr ihre Absicht von Anne, einem rothaarigen hübschen Mädchen, welches ihm aus einem nahegelegenen Restaurant täglich die Mahlzeiten brachte. Anne war Mitglied der IRA. und überzeugt, dass diese Organisation eine Bewegung für die irische Freiheit war. Sie sagte Hayes, dass man ihn töten wollte. Er entschloss sich zu einem verzweifelten Versuch, sein Leben zu retten. In einem Augenblick, da sich nur zwei Wachen im Hause befanden, warf er plötzlich eine Zeitung in das Gesicht des einen Mannes und bemächtigte sich seines Gewehres. In dem Kampf, der darauf folgte, schoss er auf beide Männer, aber er selbst wurde schwer verwundet. Blutbedeckt konnte er dennoch den Polizeiposten erreichen.

Es war eine seltsame Tücke des Schicksals, dass der von der Polizei gesuchte Stephen Hayes ausgerechnet beim Polizeiposten von Dublin Schutz suchen musste. Aber Schmerzen und die Todesangst hatten ihn zu einem erbarmungswürdigen Wesen gemacht. Bevor er seine Besinnung verlor, konnte er gerade noch die Adresse des Hauses angeben, in welchem er gefangengehalten worden war.

Einige Minuten später langten starke Polizeikräfte vor dem Hause an. Die beiden deutschen Wachen waren immer noch dort. Sie schienen schwer verwundet zu sein, lehnten aber eine Kapitulation ab und begannen zu schiessen. Ein Polizei-Offizier wurde getötet, ein anderer verwundet. Schliesslich, nach zwanzig Minuten des Widerstandes, ergaben sich die Deutschen; sie hatten zu viel Blut verloren, um weiterkämpfen zu können.

In der Wohnung fand die Polizei viele Papiere, Bücher mit Geheimcodes, einen Kurzwellensender und Instruktionen an den Spionagechef, dessen Namen man nicht kannte und der wieder einmal entflohen war.

Er war keine unbekannte Gestalt in Irland. Viele Rapporte der irischen Polizei befassten sich eingehend mit ihm, denn er war identisch mit dem Fallschirmabspringer, dessen Fallschirm man in Isolde Gannes Heim gefunden hatte...

Hermann Götz war der geheimnisvolle Mann, welcher vom Himmel heruntergefallen war. Er hatte sich mindestens achtzehn Monate im Lande aufgehalten und war während dieser Zeit immer wieder sowohl der irischen Polizei als auch dem britischen Secret Service erfolgreich entwischt. Nachdem er in Irland mit der Summe von hunderttausend Dollar in irischer Währung angekommen war, hatte er ein HafenspionageSystem organisiert und die terroristische Abteilung der IRA finanziert. Und nun befand er sich immer noch in Freiheit.

Wenn die Engländer im Jahre 1939 geahnt hätten, welche Rolle Götz in diesem Kriege spielen würde, hätten sie ihn niemals freigelassen. Kurz vor Ausbruch des Krieges hatte er in England Skizzen von Flugplätzen der RAF gemacht. Er wurde sechs Monate lang gefangengehalten und dann nach Deutschland ausgewiesen. Wie wir gesehen haben, kehrte er wenige Jahre später nach Irland zurück.

Stephen Hayes, der gänzlich erledigte Führer der IRA, bat die Polizei um ihren Schutz. Zum erstenmal sprach er sich offen über die IRA. Diese war in zwei Teile gespalten, wobei Hermann Götz die Führung des radikalen, nationalsozialistischen Flügels an sich gerissen hatte. Hayes ergänzte seine Enthüllungen, indem er die Namen und Adressen der Mitglieder dieses Flügels bekanntgab. Man erliess gegen diese Leute Steckbriefe und Haftbefehle, und einige von ihnen wurden später in England als Spione gehängt. Das Sensationellste an der Sache war, dass man Hermann Götz erwischt hatte.

In der Gefangenschaft brach Götz rasch zusammen. Er gab zu, dass er für Canaris gearbeitet und Hayes entführt hatte, um ihn zu töten. Er war der Hauptanstifter in Irland. Ohne Hayes würde die Polizei diesen Erzspion niemals gefunden haben. Aber Hayes' Aussagen konnten ihn selbst nicht vor dem Zuchthaus retten. Er sagte zu Anne, dem Mädchen aus dem Restaurant, und zu anderen Freunden, die ihn besuchten, dass er froh



sei, für die Dauer des Krieges im Gefängnis zu stecken. Es wäre bei weitem der sicherste Platz für ihn. Aber nachdenklich fügte er hinzu: «Auch nach dem Kriege wird es für mich keinen Frieden geben. Die Nazis und die IRA. werden nie vergessen, dass ich sie verraten habe. Sie werden mich verfolgen, bis sie mich zur Strecke gebracht haben.»

## DIE GELIEBTE DES SPIONS

### XVII

Es war im Sommer 1944.

In den Hallen der früheren Reichskanzlei ertönte immer noch das entfernte Echo einer Bombenexplosion, wie die Donnertöne der Götterdämmerung. Admiral Canaris erlebte schlechte Zeiten. Er befand sich auf einer Inspektionsreise im Balkan, als er ein Telegramm erhielt, das ihn sofort nach der Wilhelmstrasse zurückrief. Seit langem schon hatte er dieses Telegramm erwartet und gefürchtet, und er war sich bewusst, dass es eintreffen würde. Und nun war es so weit! Er hatte zu gehorchen. Hitler mochte ihm einen Fehler und sogar eine ganze Reihe von Fehlern in Afrika, Italien oder Frankreich verzeihen, aber dies war zu viel des Guten...

Als Canaris die Reichskanzlei betrat, wo trotz des Attentates auf den Führer das Leben seinen normalen Verlauf zu nehmen schien, mag er sich gesagt haben, dass dies wohl die wichtigste Zusammenkunft seiner ganzen Karriere sein würde. Sollte Hitlers Zorn unversöhnlich sein, würde Canaris als vernichteter Mensch den Raum verlassen. Er nahm sich zusammen und ging in das «Heiligtum» des Führers. Auf den ersten Blick sah er, dass sein Meister, der schon immer ein nervöser Mensch gewesen war, sich in alleräußerster Nervenanspannung befand.

Was sich zwischen den beiden Männern abspielte, wird man nie genau erfahren. Laut Rapporten neutraler Diplomaten sagte Hitler, dass er sich freue, Canaris zu sehen. Er wusste, dass man Canaris vertrauen konnte; er war kein Schmeichler wie die anderen, welche sich fürchteten, ihm eine unangenehme Wahrheit zu sagen.

Hitler war sich der Tatsache in ihrer ganzen Furchtbarkeit bewusst: der Krieg war verloren. Nur die verzweifeltsten Massnahmen konnten das Ende noch etwas hinauschieben, und selbst diese würden das unvermeidliche Chaos nur verzögern. Er drückte sein Bedauern darüber aus, dass Canaris ihn im Stich gelassen hatte. Vielleicht würde es das beste sein, den Admiral von seinem Posten als Chef des Geheimdienstes zu entbinden.

Der Führer hatte guten Grund, auf die Reaktion von Canaris gespannt zu sein. Eine Gruppe deutscher Offiziere hatte ein Attentat auf ihn verübt; die Bombe war so nahe explodiert, dass Hitler sich Verwundungen zugezogen hatte. Und Canaris, sein allmächtiger Meisterspion, hatte nichts von dieser unheimlichen Verschwörung gewusst!

Des Admirals Antwort war ein Kampf um seine Position und um sein Leben. Mit seiner glänzenden Gabe, immer die richtigen Worte zu finden, gewann er wieder Hitlers Vertrauen, so wie es schon öfters geschehen war. Seine Erklärung war stichhaltig: er wusste, dass er nachlässig gewesen war; er wusste, dass er für des Führers Sicherheit besser hätte besorgt sein sollen. Aber es fehlte ihm die Macht, um entsprechend zu handeln.

Hitler hob die Augenbrauen. Wer hatte gewagt, den Admiral daran zu hindern? Canaris fuhr mit seiner Erklärung fort: er sei Herr in den besetzten Ländern, jedoch innerhalb Deutschlands besäße er keine Macht. Heinrich Himmler, Chef der Gestapo und neuer Diktator an der Heimatfront, nehme ihm jede Kompetenz im Reich. Himmler und seine Gestapo seien im Fehler. Der Admiral gab seinem Groll gegenüber Himmler offen Ausdruck ...

Laut Berichten neutraler Diplomaten hatte Canaris noch einmal gewonnen. Hitler beruhigte sich und Canaris blieb in seiner Stellung. Tatsächlich war des Admirals Entschuldigung wahr. Die Verantwortung hatte die Gestapo und nicht der Geheimdienst, welcher vom Nordpol bis zum Südpol genug beansprucht war.

Der schlaue Canaris hob hervor, dass diese Gelegenheit ausgenützt werden sollte. Eine offizielle Bekanntmachung, dass er in Ungnade gefallen und seines Postens enthoben worden sei, würde den Feind täuschen und ihn unvorsichtig machen. Canaris hoffte, dass ein solcher Schritt ihm die Möglichkeit geben würde, einen lange gehegten Plan endlich zu verwirklichen.

Die Landungen der Alliierten in Frankreich, Holland und Belgien hatten gezeigt, dass die Bevölkerung Europas mit Herz und Seele bei den Alliierten war. Mit grossem Risiko versteckten sie Fallschirmabspringer, alliierte Spione und Saboteure. Canaris wollte seine eigenen Agenten in die Untergrundbewegungen derjenigen Länder hineinschmuggeln, welche immer noch unter deutschem «Schutze» standen. Er wollte die Widerstands-

bewegung vernichten, bevor sie überhaupt dazu kam, den Befreiungsarmeen beizustehen.

Hitler war mit diesem Vorschlag einverstanden und wie gewöhnlich meldeten «neutrale Quellen» die Demission von Admiral Canaris. Trotzdem gelang es ihm nicht, die britischen, russischen und amerikanischen Geheimdienste einzulullen.

Man braucht nicht allzuweit zu gehen, um auch andere Motive für des Admirals dunkle Pläne zu finden. In vielen Ländern hatte er schuldlosen Zivilisten den Tod gebracht und oft auch seine eigenen Agenten geopfert. Seine Tätigkeit hatte Tausende von Seeleuten ins Jenseits befördert. Nun, da die Zeiten sich geändert hatten, mochte er die Rache seiner Opfer befürchten. Und Canaris, dieser ruhige, raffinierte Superspion, zitterte vor den persönlichen Konsequenzen, die ihn nach Deutschlands Niederlage erwarteten. Er sah, dass das Spiel bald aus sein würde. Aus diesen Gründen hatte er dieses Täuschungsmanöver inszeniert. Er hoffte, verschwunden und vergessen zu sein, wenn die Alliierten einmal ihre Kriegsverbrecherliste zusammenstellen würden. Dennoch war es für ihn zu spät...

Für die Nazis wurde es plötzlich dringend notwendig, Europas Untergrundbewegungen zu vernichten. Die Macht dieser Bewegungen hatte phantastische Ausmasse angenommen. Die französischen Maquisards brauchten nur achtundvierzig Stunden, um einen gelandeten englischen oder amerikanischen Flieger nach England zurückzubringen. In Jugoslawien hatte eine Gruppe von Guerillakämpfern grosse Teile des Landes befreit. Dänemark besass eine geheime Station, von der aus entwichene alliierte Kriegsgefangene nach Schweden geführt wurden. Von dort wurden die Männer per Flugzeug nach England und Island, oder wo immer sie hinwünschten, gebracht.

Admiral Canaris musste die rebellischen besetzten Länder seine Hiebe fühlen lassen. Wie er das machte, darf nun im Einzelnen erzählt werden. Einige der Hauptfiguren dieser Geschichte kehrten aus Feindesland zurück, um die Taktik des Admirals zu beschreiben.

Unter ihnen befand sich Fliegersergeant Andrew Pearsy von Kansas. Pearsy war ein

erstklassiger Bordschütze und hatte einunddreissig Feindesflüge hinter sich. Beim zwei- unddreissigsten geschah folgendes: Sein Flugzeug, eines aus einer Flotte von hundert Bombern, hatte über einer Rüstungsfabrik in einer Berliner Vorstadt Phosphorkanister fallen gelassen. Beim Umdrehen begegnete es einer Horde von Jägern und über Berlin wurde es von einem furchtbaren Flakfeuer empfangen. Der Bomber wurde beschädigt, jedoch gelang es dem Piloten, bis zur dänischen Nordsee zu fliegen. Hier erwies sich, dass sich die Mannschaft einzig durch eine Notlandung auf einer der dänischen Inseln retten konnte. Das bedeutete lange Gefangenschaft in einem Lager der Nazis; aber es gab keinen anderen Ausweg.

Sie landeten sicher auf einem kleinen Acker. Kaum war das Flugzeug am Boden, umdrängten ungefähr zehn Dänen den Apparat. Die englische Sprache, die Flüche und die Beteuerung, dass dies «one hell of a mess» wäre, identifizierten den Dänen die Flieger. Auf einmal schrien sie enthusiastisch: «Willkommen in Dänemark!»

Sie sprachen Dänisch, was die Mannschaft des Bombers nicht verstand. Jedoch fiel es nicht schwer, den freundschaftlichen Ton und die herzlichen Gesten zu bemerken. Dann gab einer der Dänen, der ein wenig Englisch sprach, zu verstehen, dass er den Amerikanern helfen wolle. Die Flieger wurden in einem in der Nähe stehenden Hause versteckt. Inzwischen zündeten die Dänen die Fliegende Festung an, um ganz sicher zu gehen, dass die Nazis dafür keine Verwendung mehr finden könnten.

Andrew Pearsy, der Bordschütze, erzählte mir, wie man sie von Bauernhof zu Bauernhof, von Kirche zu Kirche geschickt hatte. Die Widerstandsbewegung versorgte sie mit allem, was sie benötigten. Sie wurden als eingeborene Fischer verkleidet, man gab ihnen die beste Nahrung, die erhältlich war, und man lehrte sie Dänisch sprechen. Schliesslich erhielten sie gefälschte persönliche Schriften. «Die Deutschen sind zu dumm, um unterscheiden zu können, ob ihr Dänen oder Amerikaner seid», sagte einer der Patrioten zu Pearsy. Auf Umwegen erreichten sie die Umgebung von Kopenhagen. Dort hatten sie abzuwarten, bis sich eine günstige Gelegenheit bot, das Land zu verlassen. Ihre Wartezeit dauerte Monate. Jeder Flieger musste allein sein und eigene Wege gehen. Jedoch hatten sie verabredet, sich später in Schweden zu treffen.

Die Nazis hatten gemerkt, warum so viele britische und amerikanische Flieger zwischen ihren Fingern hindurchschlüpfen. Admiral Canaris gab einer Spezialtruppe seines Geheimdienstes den Auftrag, die dänischen Patrioten zu bekämpfen, welche alliierten Piloten halfen.

Alliierte Gegenagenten erfuhren von der Sache und wussten auch bald, wer der Chef dieser neuen Abteilung des Admirals war: nämlich eine Frau von grösster Gewandtheit. Andrew Pearsy sollte eines ihrer vielen Opfer werden. Er war erfolgreich von Jütland bis nach Kopenhagen gelangt. Dort musste er nun auf das Schiff warten, welches ihn nach Schweden schmuggeln sollte. Alles musste mit der grössten Vorsicht vorbereitet werden. Um jedes Risiko zu vermeiden, schlief Pearsy jede Nacht in einem anderen Hause. Sogar diese Vorsichtsmassnahme konnte nicht alle Gefahren ausschalten, denn die Nazis machten oft eine Razzia in einem ganzen Hausblock, in dem sie die Identitätskarten sämtlicher Bewohner verlangten. Sie wussten gut genug, dass Dänemark das Land der Saboteure war, dessen unbeugsamer Widerstand sie zu den schärfsten Massnahmen veranlasste. (Dänemark hat den Weltrekord in Sabotage inne: alle acht Stunden wurde durchschnittlich ein Sabotageakt ausgeführt.)

Diese Razzien komplizierten die Situation von Andrew Pearsy. Andere Flieger konnten bereits nach wenigen Tagen nach Schweden fliehen, aber dem Bordschützen war dies immer noch nicht gelungen. Wenn man ihn erwischt hätte, würde er erschossen worden sein. Aber die Dänen waren wunderbare Gastgeber – und, abgesehen von der Gefahr, freute sich Andrew seiner unterirdischen Existenz. Einer seiner eifrigsten Beschützer war eine reizende, schlanke Frau mit Namen Helvig Delbo, die Andrew an seine Freundin in Kansas erinnerte. Sie war blond, bezaubernd, intelligent und stets lebendig und erfrischend. Andrew sah sie sehr oft, obwohl die Widerstandsbewegung ausdrücklich untersagte, mit irgend jemandem in Verbindung zu treten.

Helvig war die Besitzerin eines Schneiderateliers, das im Zentrum von Kopenhagen, an der Sankelmarksgade No. 30, gelegen war. Pearsy war so tollkühn, sie auch während des Tages zu besuchen. Am Abend kam er mit ihr jeweils in ihrer Zweizimmerwohnung zusammen. Natürlich bedeutete dies eine schwere Verletzung der Befehle.

Helvig war ziemlich älter als Andrew, der im vierundzwanzigsten Lebensjahre stand;

jedoch verloren in einem fremden Land und von Gefahren umgeben, war er gierig, das Leben zu geniessen. Aus diesem Grunde verliebte er sich in diese sechsunddreissigjährige Frau.

Ihre elegante Wohnung war voller pikanter Geheimnisse. Helvig Delbo hatte an den Wänden die Bilder von Roosevelt und Churchill, von Stalin und Eisenhower. Sie besass auch eine amerikanische Flagge. Als sie diese Andrew zeigte, war er sehr gerührt. Die Bilder und die Flagge bedeuteten für sie wirklich eine grosse Gefahr. Die Entdeckung dieser Trophäen hätte die Frau mindestens zehn Jahre Gefängnis gekostet. Und was der Höhepunkt ihrer Verrücktheit war: die beiden lauschten am Radio den Sendungen aus London und Moskau.

Helvig war eine gute dänische Patriotin und betätigte sich aktiv, indem sie den Saboteuren half. Sie sagte ihrem Freund, dass sie ursprünglich eine Norwegerin sei. Sie war aus dem Norwegen Quislings geflohen, und hier glaubte die Polizei, sie sei eine ganz harmlose dänische Frau, ohne jedes politische Interesse. Die beiden hatten natürlich als Flüchtlinge vieles gemeinsam.

Helvig stellte Andrew viele Fragen über Amerika und über andere Dinge, für die sie grosses Interesse zeigte. Sie wollte zum Beispiel wissen, wie er gerettet worden war, wer ihm geholfen und wer seine Flucht nach Schweden vorbereitet habe. Fliegersergeant Pearsy konnte nicht viele Namen nennen. Als Fremder fand er die dänischen Namen schwierig auszusprechen. Er wusste nur etwas von einem gewissen Larsen und Andersen, jedoch hiessen unzählige Leute in Dänemark so. Helvig drängte ihn nie; stets wechselte sie rasch das Thema.

Schliesslich nahte der Tag, an welchem alles für Andrews Abreise bereit war. Er verbrachte seine letzte Nacht bei Helvig. Sie waren beide dankbar für die kurze Zeit, da sie beisammensein durften, und versprachen, sich nach dem Kriege wieder zu treffen. Dann schlug die Stunde des traurigen Abschieds.

Andrew Pearsy, der gewöhnliche Zivilkleider trug, gelangte nach Schweden. Einige Wochen später befand er sich in England in Sicherheit. Dort erzählte er dem Secret Service alle Einzelheiten seiner Flucht. Natürlich erkundigte er sich nach den anderen Mit-

gliedern seiner Mannschaft. Keines von ihnen war gerettet worden. Alle hatte man gefangengenommen. Andrew kam nicht aus dem Staunen heraus. Eine dänischnationalsozialistische Zeitung meldete die Verhaftung der Flüchtlinge und die Gefangennahme von zwölf Mitgliedern der Widerstandsbewegung.

Die alliierten Geheimdienste begannen etwas zu merken. Aus welchem Grunde war Andrew allein die Flucht gelungen? Hatte man ihm vielleicht absichtlich die Freiheit geschenkt, um seine Fluchtroute zu erfahren? War Helvig, die grosszügige Gastgeberin, wirklich ein Mitglied der Untergrundbewegung? Kein Saboteur würde seine Freiheit aufs Spiel gesetzt haben, indem er in seinem Zimmer die Bilder von alliierten Führern aufhing; sein Leben war für die Bewegung zu wertvoll. Es war keines Mitglieders würdig, eine strenge Strafe für sich selbst zu riskieren und das Leben seiner Kameraden zu gefährden, nur um des Vergnügens willen, eine verbotene amerikanische Flagge bei sich aufzubewahren.

Die Engländer und die Amerikaner beschlossen, dem Falle Helvig Delbo nachzuforschen.

Offiziere des Geheimdienstes sprachen im Kingston-House in London, dem Hauptquartier der norwegischen Exilregierung, vor. Sie erkundigten sich nach dem Geburtsdatum einer norwegischen Bürgerin namens Helvig Delbo. Delbo? Nein, man wusste nichts über sie, aber die norwegischen Behörden versprachen, die Angelegenheit zu untersuchen. Schiffe unterhielten eine geheime Verbindung zwischen England und Norwegen seit dem April 1940. Mit Hilfe dieser Schiffe fragte man bei der Widerstandsbewegung in Norwegen an, was sie dort über Helvig Delbo wussten.

Das unterirdische Norwegen hatte seine eigene Technik, um etwas herauszufinden, was es zu erfahren wünschte. Nicht jedermann der Quislingpolizei war ein Herz und eine Seele mit Vidkun Quisling! Norwegische Spione, welche die Uniform der Hirten, Quislings Sturmtruppen, trugen, sammelten einige Informationen.

Ihr Rapport nannte einen gewissen Max Pelving als Verbindungsoffizier zwischen der Quisling-Polizei und der Nazi-Polizei in Dänemark. Pelving ist derselbe dänische Polizeichef, welcher im Jahre 1939 als Komplize von Pflugk-Hartung verhaftet worden war. Vor kurzem hatte man ihn in Oslo im Hotel «Continental» gesehen, wo er eine Konferenz mit der norwegischen Gestapo und der Quisling-Polizei hatte.



Bei ihm befand sich eine schlanke Frau in den Dreissigerjahren. Ihr Name war Greta Johannsen; der Beschreibung nach war es Helvig Delbo ...

Max Pelving, alias Petermann, der für Pflugk-Hartung und Canaris vor der Invasion Dänemarks Verrat geübt hatte, war von neuem aktiv. Es bestand ein starker Verdacht, dass sich Pelving daran beteiligt hatte, den amerikanischen Fliegern und ihren dänischen Freunden eine Falle zu stellen. Ein norwegischer Gegenagent hatte die beiden, Pelving und die Frau, im Theatercafe gesehen. Der Agent erhielt weitere Befehle von London. Er hatte nach Kopenhagen zu reisen und alles herauszufinden, was ihm möglich war. Unter normalen Umständen konnte eine solche Reise nicht ausgeführt werden. Aber ein Mitglied der Quisling-Polizei und Träger der NaziUniform genoss besondere Privilegien. Als Angestellter Quislings konnte dieser Gegenagent nach Kopenhagen fahren. Wenige Wochen später meldete er nach London, dass Greta Johannsen und Helvig Delbo ein und dieselbe Person seien.

Daraus konnte mehr als eine Schlussfolgerung gezogen werden. Man wusste nun, dass Helvig Delbo seit Jahren für den deutschen Geheimdienst tätig war. Sie war sozusagen ein Star von Admiral Canaris' Spezialeinheit. Jedoch noch wichtiger schien die Entdeckung, dass Max Pelving seine Tätigkeit wieder aufgenommen habe. Es schien, dass er noch nicht genug Morde auf seinem Gewissen hatte.

Helvig Delbo war noch etwas mehr als nur seine Freundin. Seine erste Frau hatte einen Selbstmordversuch gemacht, als ihr Mann als Nazispion verhaftet wurde. Sie starb nicht daran, war aber viele Monate lang krank. Als sie genas, verliess Pelving sie rücksichtslos und wählte Helvig zu ihrer Nachfolgerin. Das Paar war jedoch nie legal verheiratet.

Der Prozess vom Jahre 1939 hatte Pelving eine Strafe von zweieinhalb Jahren Gefängnis gebracht. Der Distriktsanwalt war darauf gekommen, dass Pelvings Vater ein Deutscher gewesen und dass sein richtiger Name Petermann war. Pelving hatte sich beim dänischen Zivildienst mit falschen Angaben angemeldet. Früher, im Jahre 1918, hatte er im finnischrussischen Krieg gegen Russland gekämpft und war von Marschall Mannerheim mit mehreren Medaillen ausgezeichnet worden. Lange Zeit war er dann ein Mitglied der illegalen dänischen Nazi-Partei gewesen.

Dies alles hatte man herausgefunden. Die Widerstandsbewegung wurde sofort ge-

warnen. Fallschirmabspringer brachten die Meldung, dass Pelving und Delbo innerhalb der Untergrundbewegung arbeiteten. Die Verhaftung der amerikanischen Flieger und der Tod vieler dänischer Patrioten konnte auf ihr Konto gebucht werden.

Die Leute in Dänemark handeln rasch. Für Verrat und Betrug gibt es nur eine Strafe. Im Dezember 1943 fühlte sich Pelving so sicher, dass er sich in einem deutschen Dienstauto durch die Strassen von Kopenhagen führen liess. Neben ihm sass Dänemarks Mata Hari, welche kurz vorher fünf dänische Patrioten verraten und den Exekutionspelotons ausgeliefert hatte.

Die dänischen Saboteure waren alles andere als Mörder; bisweilen aber mussten sie streng bestrafen. Max und Helvig fuhren durch einen der Boulevards, als aus einem anderen Auto, das ihnen entgegenfuhr, drei Schüsse abgefeuert wurden. Max Pelving war sofort tot und die scharmante Helvig verwundet.

Die Nazis wurden wütend und ergriffen Repressalien, indem sie Geiseln verhafteten. Aber ganz Dänemark freute sich, als es erfuhr, dass der elendeste Spion und Verräter des Landes seine gerechte Strafe erhalten hatte.

Helvig Delbo wurde in ein deutsches Armeespital verbracht, denn sie fürchtete sich, in eine Privatklinik zu gehen. Sie genas und im Januar 1944 flog sie nach Norwegen, wo sie für die norwegische Gestapo arbeitete. Sie war für niemand anders als Vidkun Quisling persönlich tätig. Im Februar 1944 schickte sie Quisling mit einem falschen Pass nach Schweden. Ihre dortige Aufgabe bestand darin, die norwegischen Flüchtlinge zu beobachten und herauszufinden, welche Güter die norwegische Exilregierung in Schweden aufstapelte. Ebenso war sie beauftragt, eine Gruppe von fünf vertrauenswürdigen Leuten zu organisieren.

Die schlagkräftige schwedische Polizei kam dahinter. Sie verhaftete die fünf Personen, welche für sie arbeiteten; jedoch Helvig war wieder entwischt.

Die Widerstandsbewegungen in Dänemark und Norwegen suchten sie. Die alliierten Geheimdienste standen in Alarmzustand. Aber die Frau schien verschwunden zu sein. Ein Gerücht ging um, dass sie mit Pelvings früherem Chef, Pflugk-Hartung, in Kontakt stehe.

Helvig hat nie etwas unter Zwang getan. Sie erfüllte ihre Spionagepflichten, weil sie

Pelving liebte, weil sie eine Schwäche hatte für Abenteuer, und weil ihr diese Tätigkeit viel Geld einbrachte. Ihre Motive waren beinahe rein geschäftlicher Natur und am Ende war es ihre Liebe zum Geld, die sie zum Untergang führte.

Sie muss gewusst haben, dass sie von jedermann in Skandinavien verfolgt wurde. Dennoch wollte sie nicht nach Deutschland reisen, ohne vorher in Kopenhagen Max Pelvings Geldkassette zu holen. Es befand sich darin Schmuck und Geld.

Man vermutete, dass sie sich nur kurze Zeit in Kopenhagen aufhalten wollte, vielleicht sogar nur einen Tag. Aber Dänemark ist ein Land, das weiss, wie es seine Todfeinde vernichten muss. Fünf Stunden, nachdem Helvig das Gebiet von Kopenhagen betreten hatte, wusste die Widerstandsbewegung, wo sie sich aufhielt, und die alliierten Geheimdienste erhielten die Botschaft durch Kurzwellensender.

Am nächsten Morgen stand in allen dänischen Zeitungen die kurze Notiz, dass unbekannte Angreifer eine gewisse Helvig Delbo, eine norwegische Bürgerin, niedergeschossen hätten. Es war in der Nähe der Sankelmarksgade geschehen, wo sie früher ihr harmloses Modeatelier geführt hatte.

Nun war sie tot. In ihrem Leben war nicht viel Schönes und Erfreuliches gewesen. Es genügt, zu sagen, dass zwei der elendesten Verbrecher, zwei der gefährlichsten Spione des Zweiten Weltkrieges, ihren gerechten Lohn erhalten hatten.

Das Begräbnis, an welchem niemand teilnahm, fand am 13. März 1944 statt. Helvig Delbo wurde eine letzte Gunst erwiesen: man begrub sie neben Max Petermann-Pelving.

*DER FALL VON DEN SPRECHENDEN PUPPEN*

XVIII

Wer prophezeite, dass weibliche Agenten im Zweiten Weltkrieg wenig gebraucht würden, hatte unrecht. Der Erste Weltkrieg hatte gezeigt, dass Frauen für die Spionage sehr talentiert sind. Kein General trug mehr seine Pläne für seine kommende Offensive in der Tasche herum; kein verliebter Offizier liess mehr geheime Dokumente im Hotelzimmer zurück. Und den Soldaten wurde nahegelegt, automatisch jeder Frau zu misstrauen, welche ihnen zu viel Fragen stellte.

Aber der japanische Geheimdienst betrachtete dieses wachsende Misstrauen nicht als genügenden Grund, um weibliche Agenten auszuschalten. Er sagte sich, wo ein Mann erfolgreich sein konnte, wäre es eine Frau genau so gut oder noch besser. Wirklich schätzten die Japaner weibliche Spione sehr hoch ein. Die Reihe von Agentinnen war sehr gut repräsentiert durch Greta Kainen in Finnland, Helvig Delbo in Dänemark und Ruth Kühn in Pearl Harbor. In New York City war es eine anziehende fünfzigjährige Witwe.

Die Geschichte beginnt Ende 1943 in einer dreizehn Eisenbahnstunden von New York entfernten Ortschaft. In Springfield, Ohio, lebte die bekannte alte Familie Wallace. Miss Mary Wallace hatte sich nie gross für Spionage interessiert; sie beschäftigte sich lieber mit den unsterblichen Künsten als mit der kurzlebigen Politik. An einem Morgen erhielt sie aus Argentinien einen Brief; er war von Buenos Aires abgestempelt. Es war ein Luftpost-Brief in einem rot-weiss-blau geränderten Umschlag. Seine Adresse lautete nicht auf Mary Wallace, sondern auf:

Senora Inez Lopez de Molinali 2563 O'Higgins Street  
Buenos Aires  
Argentina.

Wie um alles in der Welt kam dieser Brief, der an eine Unbekannte in Argentinien adressiert war, in den Briefkasten von Mary Wallace? Sie sann darüber nach, und dann, als sie den Brief umdrehte, entdeckte sie auf der Rückseite die Adresse des Absenders:

Mary Wallace 1808 E. High Street Springfield, Ohio.

Der Umschlag war mit der Maschine geschrieben; ausser den argentinischen Briefmarken war eine Marke von der «Grand Central Station» in New York darauf geklebt. Diese Marke war einen Monat zurück abgestempelt.

Dies alles war ein Rätsel. Miss Wallace hatte diesen Brief nie abgesandt, noch besass sie in Argentinien Bekannte namens Molinali. Tatsächlich kannte sie überhaupt niemanden in Südamerika.

Sie öffnete den Umschlag und las den geheimnisvollen Brief. Er war in ihrem Namen geschrieben, sie konnte aber aus dem Inhalt nicht klug werden. Die Unterschrift lautete «Mary Wallace» und das Briefpapier glich ganz dem ihren. Offensichtlich handelte es sich um einen Betrug.

Wieso war dieser Brief an ihre Adresse zurückgekommen? Sie prüfte noch einmal den Umschlag und entdeckte die Notiz: «Abgereist. Hat keine Adresse zurückgelassen. Dem Absender zurückschicken.»

Offenbar hatte jemand an Senora de Molinali in Argentinien geschrieben und dafür den Namen von Mary Wallace gebraucht. Die spanische Dame hatte nicht mehr dieselbe Adresse und daraufhin war der Brief an den gefälschten Absender zurückgekehrt. Mary Wallace fand dies ein starkes Stück. Wer hatte gewagt, ihren Namen zu missbrauchen und ihre Unterschrift zu fälschen? Es war eine masslose Frechheit!

Ausserdem war der Brief voller Fehler und in einem Englisch geschrieben, dessen sich Miss Wallace geschämt hätte. Sie las den Brief mit grossem Unwillen. Der seltsame Text lautete wie folgt:

«Liebe Freundin,

Du wunderst Dich wahrscheinlich, was aus mir geworden ist, denn ich habe Dir nun schon so lange Zeit nicht mehr geschrieben. Wir erlebten einen schönen Bademonat. Mein kleiner Neffe, den ich so sehr liebe, hat einen Gehirntumor und man muss mit seinem Tode rechnen. Aus diesem Grunde wissen wir alle nicht mehr recht, was tun. Man gibt ihm gegen seine Krankheit Arzneien und hofft, ihn heilen zu können. Jedoch glauben wir alle nicht, dass er mit dem Leben davonkommen wird. Ich bin ganz verzweifelt.

Du batest mich vor einem Monat, ich solle Dir von meiner Sammlung erzählen. Ich musste in einem künstlerischen Klub über meine Puppen und Figürchen einen Vortrag halten. Die einzigen Neuanschaffungen, die ich gemacht habe, sind drei reizende irische Puppen. Eine davon stellt einen alten Fischer dar, der ein Netz über den Rücken gehängt hat, die zweite eine alte Frau mit holzbeladenem Rücken und die dritte einen kleinen Knaben.

Jedermann schien an meinem Vortrag Gefallen zu finden. Ich kann aber in diesen Tagen immer nur an unseren kranken Knaben denken.

Du hast mir geschrieben, dass Du einen Brief an Mr. Shaw geschickt hast. Er vernichtete denselben, denn Du weisst ja, er war sehr krank. Sein Wagen wurde beschädigt, aber nun wird er wieder repariert. Ich sah in letzter Zeit wenig von seiner Familie. Alles sagt, Mr. Shaw werde bald wieder zurückkehren, um zu arbeiten.

Ich hoffe, mein Brief sei nicht zu schwermütig. Ich kann Dir sonst nicht mehr viel erzählen.

Auf meiner kurzen Reise zu Mutter habe ich geschäftlich zu tun, bevor ich ihr Steuerformular ausfüllen kann. Aus diesem Grunde lerne ich mit der Schreibmaschine schreiben.

Alle Leute scheinen in diesen Tagen viel zu tun zu haben; die Strassen sind voller Menschen.

Grüsse mir Deine Familie! Es tut mir leid, dass ich Dir schon so lange nicht mehr geschrieben habe.

Freundlichst Deine  
Mary Wallace.

PS. Mutter wollte nach Louville gehen, aber zu unserem Bedauern müssen wir den Louville-Plan nun fallen lassen.»

Miss Wallace war über die überraschenden Einzelheiten des Briefes verblüfft. Es entsprach der Wahrheit, dass ihr Neffe an einer ernsthaften Gehirnkrankheit litt. Ebenfalls stimmte es, dass sie in einem künstlerischen Klub in Springfield über ihre Puppensammlung eine Vorlesung gehalten hatte. Jedoch besass sie keine irischen Puppen. Sie hatte sich auch nicht in New York aufgehalten, als der Brief nach Argentinien abgeschickt wurde. Und endlich benutzte sie nie eine Schreibmaschine; alle ihre Briefe schrieb sie von Hand.

Sie hatte die Idee, dass sich jemand mit ihr und ihrer Gewohnheit, Puppen zu sammeln, einen schlechten Spass erlaubt habe. Mary Wallace sah keinen besonderen Grund, die Polizei zu informieren; jedoch aus Ärger übergab sie den Brief den Postbehörden von Springfield, damit diese herausfänden, was hinter dem sinnlosen Scherz steckte.

Der Postmeister von Springfield leitete den Brief an die FBI weiter.

In Washington wurde das Schreiben sorgfältig studiert. Es war zu ausgefallen, um harmlos zu sein. Es war auch zu wenig witzig, um nur einen schlechten Spass zu bedeuten. Der Inhalt hatte den Postzensor nicht weiter beunruhigt, da er ihn zu dumm und zu einfältig fand. An und für sich mochte der Brief als harmlos angesehen werden, aber die Begleitumstände, der falsche Absender, machten ihn verdächtig. Ein Beamter in Washington legte sich eine ganz bestimmte Theorie über diesen Fall zurecht. Diese Theorie mochte sich am Ende als falsch erweisen, auf alle Fälle aber war sie der Nachforschungen wert.

Agent B. glaubte, dass „neue Puppen“ die chiffrierten Worte für Kriegsschiffe seien, die zu jener Zeit im Pazifik operierten. Jener irische Fischer zum Beispiel sei ein amerikanischer Flugzeugträger, denn dieses Schiff hatte man mit Sicherheitsnetzen umhängt. Die alte Frau mit Holz auf dem Rücken könne ein Kriegsschiff mit hölzerner Überbauung und der kleine Knabe mochte an Stelle eines neuen Zerstörers genannt worden sein ...

Mister Shaw, welcher den Brief vernichtet hatte, wurde als das Kriegsschiff „USS. Shaw“ angesehen, welches beim Angriff auf Pearl Harbor zerstört worden war. Dieses Schiff hatte soeben in Honolulu einen neuen Bug erhalten. Es fuhr nun zwischen den hawaiianischen Inseln und San Franzisko.

Was das Postskriptum anbetrifft, so hatte der Agent den seltsamen Einfall, dass es sich

auf den Kreuzer «USS Louiseville» bezog, der schon seit langer Zeit ausser Gefecht stand und dessen Aufenthaltsort ein streng gehütetes Geheimnis war. Das Postskriptum schien zu besagen, dass genaue Informationen über diesen Punkt nicht gegeben werden konnten...

Es war eine phantastische Theorie! Die Postzensoren lehnten es ab, daran zu glauben. Jedoch wollte man intensive Nachforschungen anstellen, und das gesamte Material wurde der FBI in Washington übergeben.

Mary Wallace wurde ausgefragt. Sie erzählte dem Agenten B. alles über ihre Puppensammlung. Kürzlich hatte sie anlässlich einer Reise nach New York diese Sammlung ergänzt. Sie hatte in Amerikas Spezialgeschäft an der Madison Avenue verschiedene Puppen gekauft. Eine ganze Weile hatte sie mit der Geschäftsinhaberin geplaudert.

«Sprachen Sie über familiäre Dinge?», fragte Agent B.

«Nun, ja, ein wenig», gestand Mary Wallace. «Mrs. Dickinson war sehr nett. Eine Puppe gab sie mir zu niedrigem Preis. Ihre Sammlung ist wundervoll und echt.»

«Erwähnten Sie irgend etwas von der Gehirnkrankheit Ihres Neffen?»

«Ja, es gab sich so. Sehen Sie, Mrs. Dickinson sprach tief bewegt über die letzten Tage ihres verstorbenen Mannes. Dies erinnerte mich an den Gesundheitszustand unseres Neffen, der ernsthaft erkrankt ist.»

Dies war aber nicht genug Beweismaterial gegen Mrs. Dickinson. Miss Wallace nannte mindestens zehn Menschen, die sowohl von ihrer Puppensammlung als auch von der Krankheit ihres Neffen wussten. Das Puppengeschäft war nur einer von den vielen Knäueln. Agent B. beabsichtigte, sie alle zu entwirren. Mehr denn je war er überzeugt, dass der Brief Gefahr in sich berge. Lange genug hatte er in der Entzifferungs-Abteilung gearbeitet, um berechtigt zu sein, diesem Gefühl Glauben zu schenken. Es war seltsam, dass der Verfasser des Briefes ein solch schlechter Schreiber war; dennoch schien er aus der Feder einer Amerikanerin zu stammen...

Die Puppen gaben ihm zu denken. Er überlegte sich, dass alle die Anspielungen ganz genaue Kenntnisse von der Puppenwelt zur Grundlage haben mussten. Deshalb beschloss er, mit seinen Untersuchungen im Bekanntenkreis von Mary Wallace zu beginnen.



Zuerst stellte er in dem Klub Nachforschungen an, wo sie ihre Vorlesung gehalten hatte. Aber er konnte nichts herausfinden. Die Leute schienen nichts von der Welt ausserhalb Springfields zu wissen. Niemand hatte irgendwelche Verbindungen mit Argentinien. Die Sache wurde langsam ermüdend, aber Agent B. war ein intelligenter Arbeiter und gab nicht nach. Er hatte Zeit. Er fühlte, dass dieser Brief kein Zufall war. Er befahl dem Postensor, jeden Brief zurückzubehalten, welcher die kleinste Anspielung auf den Puppenhandel oder auf Puppensammlungen enthielt. Alle Geschäftsbriefe dieser Art wurden an Agent B. weitergeleitet. Er wollte sich ein klares Bild über den Import und Export des Puppenhandels machen.

Dann kam die Zeit, wo er sich das Geschäft an der Madison Avenue in New York ansehen wollte. Der Laden war sehr berühmt. Viele Filmstars zählten zu seinen Kunden. Es waren luxuriöse Räume für reiche Sammler von Puppen und Antiquitäten. Aussen stand in grossen Lettern angeschrieben:

VELVALEE DICKINSON  
Puppen-Antiquitäten des Inund Auslandes

Das Lager war auserlesen und enthielt keine Puppe unter fünfzig Dollar. Antike Puppen aus der Kolonialzeit kosteten fünfhundert Dollar das Stück. Das ganze Geschäft schien eine Kreuzung zwischen einem Kunstmuseum und einem Marionettentheater zu sein. Man sah Schönheiten aus Porzellan aus dem Paris Victor Hugos und auserlesene Marie Antoinette-Figuren; ferner plumpe Puppen von der amerikanischen Grenze und bizarre, holzgeschnitzte Idole, welche die Eingeborenen von Holländisch-Neu-Guinea für ihre Kinder angefertigt hatten. Auf einem Brett sassen pausbäckige, sorgfältig bemalte Figuren aus China. Das Schaufenster zeigte eine bunte Gruppe von Puppen, einige Spielzeuge, Tontiere und kleine Kindermöbel; alles geschmackvoll arrangiert.

Die Besitzerin, Velvalee Dickinson, war eine kleine, anziehende und elegante Witwe. Sie war ungefähr ein Meter fünfundfünfzig gross und hatte ein munteres, zierliches Gesicht. Sie sah jünger aus, als sie in Wirklichkeit war, obwohl sie eine Brille trug, denn mit ihren fünfzig Jahren begann ihre Sehschärfe abzunehmen.

FBI-Agenten betraten ihr Geschäft, stellten jedoch keine Untersuchungen an. Sie gaben sich als Kunden aus und hielten ihre Augen offen. Sie schauten sich die Puppen an, kauften aber nichts. So sammelten sie die ersten Eindrücke. Sie bemerkten, dass die kleine Frau so dünn war, dass sie nicht mehr als fünfundneunzig Pfund wiegen konnte.

Die Agenten hatten den Befehl, langsam und vorsichtig vorzugehen. Zunächst mussten einige vorläufige Nachforschungen über Velvatee Dickinson gemacht werden. Ihre Vergangenheit konnte vielleicht jeden Verdacht zerstören, oder aber ihn vergrößern. Man sammelte einige biographische Angaben an der amerikanischen Westküste. Man kannte die Frau dort besser, denn sie war eine Kalifornierin.

Ihr Geburtsort war Sacramento in Kalifornien. Sie hatte an der Universität von Stanford studiert. Ihr Mädchenname war Malvena Blücher. Sie war nicht vorbestraft, aber ihren Namen hatte man unter den Mitgliedern der Amerikanisch-japanischen Gesellschaft gefunden. Bis 1937 war sie daselbst Mitglied, dann verließ sie die Westküste. Ihr Gatte hatte seine Büros in demselben Gebäude in San Francisco, in welchem sich das deutsche und das japanische Konsulat befanden. Diese Tatsache konnte natürlich immer noch ein reiner Zufall sein und sprach nicht gegen Mrs. Dickinson...

Man erfuhr, dass Velvatee einst als Banksekretärin gearbeitet hatte. Sie war auch einmal bei der Gesellschaft der kalifornischen Fruchtplantagen angestellt gewesen und ihre Arbeitgeber stellten ihr das beste Zeugnis aus.

Sie und ihr Gatte lebten gewöhnlich im «Imperial Valley», welches das Herz der japanischen Kolonie war. Mrs. Dickinson war eine sehr geschäftstüchtige Frau. Unter ihren Geschäftsfreunden befanden sich auch einige japanische Marine-Offiziere; aber dies alles datierte vor dem Angriff auf Pearl Harbor und konnte nicht als unbedingt verdächtig angesehen werden.

Während der letzten Lebensjahre ihres Gatten brauchte sie eine Menge Geld, denn Mr. Dickinson litt an einer Herzkrankheit, welche teure Arzt- und Spitalkosten verursachte. Dennoch machte sie keine Schulden.

Als Witwe übersiedelte Mrs. Dickinson nach New York. Während der Weihnachtszeit im Jahre 1937 nahm sie eine Stelle an in der Puppenabteilung eines Warenhauses. Im

nächsten Jahre eröffnete sie ihr eigenes Spezialitätengeschäft an der Madison Avenue. Sie verdiente sehr viel Geld. Die Kunden strömten in ihren Laden.

Bisweilen sprach sie über ihr persönliches Unglück. „Seit dem Tode meines Gatten bedeutet mir das Leben nichts mehr“, mochte sie vielleicht sagen. Es war sehr ergreifend. Sie war eine so kleine, schwache Frau, die sich so viel Mühe gab. Ihre Kundschaft hatte von ihr die beste Meinung. Man wusste, dass sie niemals eine Fälschung verkaufen würde

...

Sie stand in Verbindung mit Puppensammlern aus allen achtundvierzig Staaten Amerikas. Velvalee ging oft auf Geschäftsreisen, bisweilen bis an die Westküste, um einige Kunden in Hollywood zu besuchen.

Die FBI überwachte sie unvoreingenommen mehrere Wochen lang. Dann wurde ihr Verdacht plötzlich verstärkt. In den gut verpackten Puppenkisten, die an entfernte Sammler geschickt wurden, entdeckte man unter Packpapier und Wellpappe kleine Botschaften auf Notizpapier. Sie bezogen sich alle auf Puppen und waren in einer Art Baby-Sprache abgefasst, welche im Puppenhandel wohl gebraucht werden mochte, die aber auch ein Geheimcode sein konnte...

Inzwischen fühlte sich Velvalee langsam unbehaglich und unsicher. Seltsame Kunden kamen in ihr Geschäft, aus deren Fragen man herausmerkte, dass sie nicht einmal zwischen einer französischen und einer deutschen Puppe unterscheiden konnten. Stand sie unter polizeilicher Bewachung? Irgend etwas ging schief! Es waren Monate vergangen, seitdem sie das letzte Mal von ihrem Chef Befehle erhalten hatte. Keine Briefe aus Argentinien – was sollte geschehen, wenn ihre Freunde in Argentinien verhaftet worden wären? Was würde geschehen, wenn ihr Brief an Frau Molinali in falsche Hände geraten war?

Velvalee fühlte sich eine Beute der Furcht. Sie versuchte, ihr Gleichgewicht wieder zu gewinnen. Alles war so sorgfältig vorausgeplant worden, dass für sie keine Gefahr zu bestehen schien. Wenn der Brief nach Argentinien den südamerikanischen Agenten nicht erreicht hatte, war er wahrscheinlich vernichtet worden. Die lateinamerikanischen Länder würden sich bestimmt nicht mit einem harmlosen Brief ablagen. Und wenn er auch von der Zensur geschnappt worden war, konnte man ja die hausbackene Mary Wallace in Springfield verhaften ...

Doch Velvalee konnte ihre Anfälle von Furcht nicht verscheuchen. Sie sagte sich zwar, wenn irgend etwas nicht geklappt hätte, wäre sie sicher schon lange verhaftet worden. Aber da waren diese seltsamen Männer, die neuerdings in ihr Geschäft kamen. Was suchten sie? Panik überfiel Velvalee, der sie mit einem Schläge zu entrinnen versuchte.

Diese Männer konnten nichts anderes als Spione der Konkurrenz sein! Es gab da einen Geschäftsmann, dem sie mehrere Kunden aus Hollywood weggeschnappt hatte. Bestimmt war er es! Er war ein unangenehmer Mensch, der sie beschuldigte, einige ihrer antiken Puppen und Kostüme gefälscht zu haben. Er wusste etwas, und er hatte recht; aber die Sammler kannten den Unterschied nie. Sie verkaufte ihre Puppen, die falschen und die echten, zu hohen Preisen. Der Handel war erspriesslich, aber sie war von ihrem Hunderttausend-Dollar-Ziel immer noch weit entfernt. Sie musste weiterarbeiten.

Sie hatte schlaflose Nächte. Einmal verliess sie um Mitternacht ihr Bett und ging in die Küche. Sie hatte eine Tasse Kaffee nötig. Sie las die Zeitung und studierte die Marktberichte. Ihr Geschäft befand sich immer noch auf der Höhe. Das war beruhigend; sie trank ihren Kaffee und legte sich einen Plan zurecht.

Alma, ihrer Verkäuferin, konnte sie gut für einige Zeit das Geschäft überlassen. Sie selbst wollte an die Westküste reisen. Wenn inzwischen irgend etwas geschehen würde, zum Beispiel eine Razzia in ihrem Laden vorgenommen, so würde sie es erfahren und nicht mehr zurückkehren. Sie wollte Alma ein falsches Reiseziel angeben, Florida oder Kanada. Sie brauchte nur Zeit. Die Zeit löst viele Probleme! Sie musste sich mit einem früheren japanischen Marineoffizier treffen, der in Portland, Oregon, arbeitete. Er würde ihr helfen. Wenn etwas schief ging, konnte sie nach Mexiko fahren, wo sie von japanischen U-Booten aufgenommen werden würde. Aber alle diese drohenden Schatten befanden sich ja nur in ihrem Hirn, beruhigte sie sich selbst. Nichts war geschehen, und nichts würde geschehen ...

Doch musste sie immerhin vorsichtig sein. Die Männer, welche diesen Morgen in ihr Schaufenster geguckt hatten, konnten nicht gewöhnlicher Art sein, denn sie waren zu elegant und trugen Kleider, welche sich Polizisten niemals anschaffen konnten. Ach, das war wieder ein solch lächerliches Hirngespinnst! Dennoch wollte sie ihre Abreise streng geheimhalten.

Es war schon früher Morgen, als sie endlich einschlief. Sie erwachte schweissgebadet. Als sie sich ankleidete, beschloss sie, überhaupt kein Gepäck auf die Reise mitzunehmen für den Fall, dass sie wirklich beschattet werden sollte.

Sie fuhr mit einem Taxi in ihr Geschäft. Alma war bereits dort. Mrs. Dickinson schickte das Mädchen auf die Bank, um Geld zu holen, das für den Unterhalt des Geschäftes für ein paar Wochen genügen würde. Sie verabschiedete sich dann und sagte, dass ihr Bruder, Herr Blücher, von Zeit zu Zeit nachschauen käme, ob seine Hilfe notwendig sei. An der Madison Avenue stieg sie in ein Taxi. Als sie sich umschaute, bemerkte sie einen Wagen, der ihr folgte.

Was war das? Hatte man sie bereits entdeckt? Aber wie? Wieso? Einmal mehr versuchte sie, ihre Sorgen wegzulachen. In der Madison Avenue fuhren Hunderte von Autos. Sie bat den Führer, sie zu Saks an der 34th Street zu bringen. Von diesem Geschäft aus führte eine Brücke in ein anderes Haus; in den vielen Gängen und Räumen konnte sie bestimmt niemand verfolgen. Sie mischte sich unter die Menge, überquerte die Brücke und erreichte im nächsten Hause das Parterre, welches mit der Untergrundbahn in Verbindung stand. Dort glaubte sie einen Mann zu bemerken, der verdächtig aussah. Alle Männer kamen ihr verdächtig und drohend vor. Die Nerven gingen mit ihr durch. Sie kaufte sich keine Fahrkarte, sondern ging einfach durch die Schranke und bestieg den erstbesten Zug.

Es stellte sich heraus, dass der Zug nach Philadelphia fuhr. Sie bezahlte dem Schaffner das Fahrgeld und hatte die Absicht, von dieser Stadt aus nach Chicago und dann nach Portland zu fahren.

In Portland angekommen, ging sie sofort zu dem chinesischen Restaurant, wo ihr Verbindungsmann arbeitete. Ihr Herz setzte aus, denn im Fenster, zwischen zwei Kakteen, war eine Inschrift: «Geschlossen.» Tödliche Bedrohung fiel sie an. Es bestand nur eine ganz geringe Chance, einen anderen Verbindungsmann in Kalifornien zu treffen, denn die meisten ihrer japanischen Freunde waren versetzt oder interniert worden. Die lange Reise war absolut vergeblich gewesen und hatte sie gefährdeter als je zurückgelassen.

Einige Wochen später war sie wieder in New York. Sie klammerte sich immer noch an die Hoffnung, dass die FBI ihre Missetaten noch nicht entdeckt hätten. In ihrer ver-

zweifelten Stimmung, die das Schlimmste nicht wahr haben wollte, redete sie sich immer wieder ein, dass, wenn man etwas von ihr gewusst hätte, sie schon lange verhaftet worden wäre.

Selbstverständlich war die Tatsache, dass Mrs. Dickinson nun schon so lange unbelästigt geblieben war, kein Beweis zu ihren Gunsten; man liess sie zappeln.

Es war von grösstem Interesse für die FBI, dass die Postzensur drei weitere Briefe erwischt hatte, welche sich mit dem Puppenhandel befassten. Diese Briefe trugen nicht die Unterschrift von Mrs. Dickinson oder Mary Wallace, sondern es waren drei verschiedene Namen, die, wie man herausfand, einigen Gönnern des Geschäftes an der Madison Avenue zugehörten.

Nun fand auch die FBI den Ursprung des Briefpapiers heraus. Ebenso entdeckte man die Schreibmaschinen, auf welchen die Briefe geschrieben worden waren. Sie gehörten in drei Hotels, in eines in Chicago, in eines in San Franzisko und in eines in Los Angeles.

Mrs. Dickinson war überzeugt, dass sie auf ihrer Reise die FBI von ihren Spuren hatte abschütteln können. Aber sie war im Irrtum. Die FBI hatte sie aufmerksam von Stadt zu Stadt verfolgt. Sie fand heraus, dass Mrs. Dickinson in jedem dieser drei Hotels übernachtet hatte, in welchen die Puppenbriefe geschrieben worden waren. Die Briefe zeigten dieselben orthographischen Fehler wie derjenige von Mary Wallace. Sie schienen in nervöser Hast abgefasst worden zu sein und der Schreiber verlangte darin «Geld und Antwort». Velvalee schien am Ende ihrer Kräfte zu sein und schrie innerlich um Hilfe.

Agent B's Theorie hatte sich als richtig erwiesen! Die irischen Puppen im ersten Brief bezogen sich wirklich auf Kriegsschiffe und die Puppenhändlerin „entpuppte“ sich als eine von Japans gefährlichsten Spioninnen in den Vereinigten Staaten. Die FBI wartete noch zu. Sie hoffte, auch noch sämtliche Komplizen schnappen zu können und wollte die südamerikanischen Regierungen über den wahren Inhalt von Velvalees Puppensendungen aufklären.

Mrs. Dickinson wurde verhaftet, als sie in einer New Yorker Bank aus ihrem Safe achtzehntausend Dollar in bar holen wollte. Die FBI-Agenten folgten ihr bis ins Bankgewölbe hinunter. Dort gaben sie ihr ihre Verhaftung bekannt. Die hagere kleine Witwe wehrte sich. Sie kratzte und biss die Männer und versuchte, den Weg ins Freie zu gewinnen.

Mrs. Dickinson wurde als japanische Spionin verhaftet. Man fand noch mehr Geld und Wertschriften, die sich auf vierzigtausend Dollar beliefen. Dies entsprach so ziemlich der Summe, die sie den Steuerbehörden noch schuldete. Ihre gesamten Spionagehonorare wurden auf ungefähr sechzigtausend Dollar geschätzt.

Im Juli 1944 wurde das Gerichtsverfahren aufgenommen. Es war das erste Mal, dass eine amerikanische Frau möglicherweise der Todesstrafe entgegensah. Mrs. Dickinson war gleich gekleidet wie bei ihrer Verhaftung: sie trug einen eleganten braunen Mantel und einen kleinen blauen Hut. Sie war apathisch und bleich, denn der sechsmonatige Aufenthalt im Frauengefängnis hatte ihr Aussehen nicht verbessert. Ihr Anwalt wollte Zeit gewinnen. Er hoffte, die Gerichts-Verhandlungen bis nach Kriegsende aufschieben zu können. Er behauptete, dass die Angeklagte während ihrer Haft krank geworden sei. Aber das Gericht stellte fest, dass ihre Herzfunktionen normal seien und dass sie im Gefängnis sogar fünfundzwanzig Pfund zugenommen habe.

Der Staatsanwalt nahm das Verfahren wieder auf. Er enthüllte, wie das Puppengeschäft an der Madison Avenue als Spionagefront funktioniert habe: die Angeklagte hatte in Verbindung mit japanischen Marineoffizieren gestanden. Als Beweis besass man vier in der Puppensprache abgefasste Briefe. «Die Puppen redeten», sagte der Staatsanwalt, «und wir lernten am Ende ihre Sprache verstehen.»

Die Spionin wollte sich keine Fingerabdrücke nehmen lassen und verbarg sich vor den Photographen. Mit ihrer hohen Stimme versuchte sie sich zu verteidigen. Ihre Augen funkelten; an ihrem dünnen Halse klopfen die Adern. Angesichts der erdrückenden Beweise aber wurde sie sich schliesslich bewusst, dass jede Beteuerung ihrer Schuldlosigkeit hoffnungslos sei. Doch versuchte sie, das Gericht zu überzeugen, dass ihre Informationen nicht von grossem Wert gewesen waren. Sie gab zu, dass sie die Zensurbestim-

mungen der Post umgangen hatte; aber sie bestritt, irgendwelche Nachrichten vermittelt zu haben, welche die Vereinigten Staaten hätten gefährden können. Sie hätte alles nur aus kaufmännischen Gründen getan.

«Ja», fügte sie hinzu, «ich war eine Geschäftsfrau. Alle meine Ersparnisse habe ich für die Krankheit meines Mannes aufgebraucht. Und ich wurde langsam alt. Ich fürchtete mich vor der Zukunft. Ich kämpfte, um für meine alten Tage Geld auf die Seite legen zu können. Ich war fest überzeugt, dass man mich nie entdecken würde.»

Sie glaubte, dass der Name ihrer Kunden, wie zum Beispiel Mary Wallace, eine sichere Tarnung wäre. Darüber hinaus war sie überzeugt, dass ihre geschickte Geheimsprache nie enträtselt würde. Wie wir gesehen haben, wäre sie beinahe dem Arm des Gesetzes entkommen. Aber eine Einzelheit war schief gegangen: die japanischen Agenten in Argentinien hatten ihren Wohnort gewechselt und vergessen, Mrs. Dickinson darüber zu informieren. Dieser einzige Fehler lieferte sie der FBI aus. Sie wurde zu zehn Jahren Gefängnis verurteilt.



*FRANZ VON PAPEN UND DER GROSSMUFTI  
VON JERUSALEM*

XIX

Franz von Papen, der sich während des Ersten Weltkrieges in den Vereinigten Staaten als Spion und Saboteur betätigte, wurde später deutscher Kanzler und hierauf Gesandter in Österreich, das er verraten half. Schliesslich wurde er zum Minister des Deutschen Reiches bei der türkischen Regierung ernannt. Obwohl jeder Diplomat der ganzen Welt seine bisherige düstere Tätigkeit kannte, blieb der Türkei nichts anderes übrig, als ihn anzuerkennen; sie hätte es indes bestimmt vorgezogen, den kaltblütigen Agenten zu verhaften ...

Papen war Canaris' Abgesandter in der mohammedanischen Welt. Sein Netz reichte von Konstantinopel nach Kairo, von Damaskus und Teheran nach Afghanistan und Indien. Palästina, Ägypten, Irak, Iran, Saudi-Arabien, Syrien und die Türkei waren seine Tätigkeitsgebiete. Er probierte es mit dem Rassenhass. Er wollte das Banner des Propheten hissen und die Mohammedaner gegen die Engländer aufstacheln. Diese Politik sollte der Achse im Nahen Osten Vorteile bringen.

Papen war reichlich mit Geld versehen. Er arbeitete mit einem Jahresbudget von drei Millionen Dollar, die er nur zu Spionagezwecken verbrauchen durfte. Dieselbe Summe verwendete er für diplomatische und Bestechungszwecke.

Papen wohnte in der deutschen Gesandtschaft, gegenüber dem berühmten Parkhotel in Konstantinopel. Von seinem Fenster aus sah er über die Altstadt, erblickte die blauen Moscheen von Pera und im Hintergrund die Strasse des Bosphorus, welche in vielen Kriegen eine so grosse Rolle spielte.

Papen war eine ganz grosse Aufgabe anvertraut worden. Im Jahre 1940 hatte er türkischen Boden betreten. Der Admiral wünschte Informationen über die Flugplätze im Mittleren Osten, mit Passagierlisten und genauen Angaben über die Ankunft alliierter Flugzeuge. Papen sollte die Hafenspionage in rund einem halben Dutzend Länder organisieren. Bevor Admiral Canaris ihn fortgeschickt, hatte er Papen einige wertvolle Tips gege-

ben. Die Araber hatten an der Reichsmark kein Interesse, ebensowenig wie an den verschiedenen orientalischen Währungen. Sie wollten nicht einmal etwas von amerikanischen Dollar wissen. Papen sollte seine Geschäfte mit Gold tätigen.

Gold wurde im Diplomatengepäck eingeführt, das dann grosszügig an die Araber und an türkische Beamte verteilt wurde; man schenkte es auch arabischen Führern in Syrien und im Irak, in Iran und in Palästina. Aber auch Laurenti Berias Agenten brachten Gold, und die Araber streckten ihre Hände aus und erhielten das kostbare Metall von beiden Seiten. Sie betrachteten es als Geschenk, welches sie zu nichts verpflichtete.

Die alliierten Agenten sahen mit Vergnügen den Bestechungen Papens zu. Sie wussten, dass sie ihm überlegen waren, denn Papen wurde ständig überwacht. Er selbst schützte sich mehr als irgendein Mann in der Türkei. Nie verliess er seine Gesandtschaft, ohne dass ihm seine Bewacher folgten. Sei es im Zug oder im Flugzeug, nie war er allein. Er hatte einen Mann als Leibwache angestellt, aber ausserdem war er noch von einem ganzen Gefolge von Männern umgeben, welche Angestellte der türkischen Sicherheitspolizei und Agenten des britischen, amerikanischen und russischen Geheimdienstes waren.

Als erstes organisierte er in der Türkei die Spionage gegen die Sowjetunion. Deutschland hatte die Krim besetzt und marschierte durch die Ukraine; Odessa und Kiew befanden sich in den Händen der Nazis. Die Inbesitznahme der Dardanellen war für sie eine dringende Notwendigkeit. Ein solcher Schlag würde die Türken zwingen, an der Seite Deutschlands in den Krieg zu treten, wie es schon im Ersten Weltkrieg geschehen war. Papen lud in die deutsche Gesandtschaft Leute ein, die ihm von Nutzen sein konnten. Sie wurden in sein Studierzimmer geführt, in welchem sich eine geheime Falltüre befand. Ein elektrischer Knopf setzte diese Türe in Bewegung, die sowohl als Notausgang wie auch als Falle benutzt werden konnte. Viele Journalisten haben diese getarnte Türe persönlich gesehen.

Papen machte russischen Mohammedanern und Tataren den Vorschlag, als Agenten in seine Dienste zu treten. Emigranten, die vor der Russischen Revolution geflohen waren, Flüchtlinge, welche das Sowjetsystem hassten, liessen sich als Spione für die rus-

sisch-türkische Grenze und für die Ukraine engagieren. Diese Emigranten standen unter ständiger Bewachung von Laurenti Berias OGPU. Wenige Stunden nach ihrer Anstellung kannten die Russen von Papens Pläne...

Laurenti Beria wusste, dass die sicherste Methode für die Bekämpfung der Grenzspionage die Ermordung der Spione war. Er beschloss, die Agenten im besetzten russischen Gebiet zu überwachen und den Entscheidungskampf direkt ins Spionagehauptquartier in Konstantinopel hineinzutragen.

Seit die Türkei neutral war, konnten die Russen ohne jede Schwierigkeit zwischen Moskau und Konstantinopel hin und her reisen. Die Türkei vergass nie, dass die Sowjets nach dem Ersten Weltkrieg viele Jahre lang ihre einzigen Freunde gewesen waren. In den letzten fünfundzwanzig Jahren waren die russisch-türkischen Beziehungen ausgezeichnet. Diese Tatsache kam Laurenti Beria zugute. Zwei unternehmungslustige Russen flogen nach Konstantinopel. Auf dem Flugplatz wurden sie von Konsularvertretern empfangen, die ihnen versicherten, dass der Plan klappe. Die beiden jungen Männer logierten in einem billigen Hotel in der Nähe des Bosphorus. Tag und Nacht bummelten sie im Freien herum, manchmal zusammen, doch meistens jeder für sich allein. Sie trugen dunkle, bescheidene Kleider, damit sie die Aufmerksamkeit der Leute nicht auf sich zögen. Obwohl sie vorher nie in der Türkei gewesen waren, fanden sie sich rasch zurecht. Bald hatten sie einen Plan der Strassen aufgezeichnet, durch welche Papen gelegentlich ging. Sie folgten ihm ins türkische Aussenministerium oder begleiteten ihn, ohne dass er es merkte, zu seinen nächtlichen Versammlungen und Besprechungen mit türkischen faschistischen Gruppen. Die beiden Männer waren Agenten von Berias OGPU und hiessen Georg Pawlo und Leonid Kormiloff.

Eines Morgens bummelten Papen, seine Frau, seine Leibwache und ein arabischer Freund auf dem Boulevard Atatürk. Es war eine jener seltenen Gelegenheiten, da Papen kein Auto benützte. Die Wellen am Bosphorus leuchteten in der Sonne und die vergoldeten Minarette funkelten. Plötzlich ertönte eine furchtbare Explosion. Papen fiel zu Boden, seine Frau wurde ohnmächtig. Es erfolgte eine zweite Detonation. Das Glas von Fensterscheiben klirrte, Passanten eilten herbei, Autos stoppten, Geschrei ertönte. Auf der Strasse lagen menschliche Körper in Blutlachen. Aber Papen, seine Frau und sein Gefol-

ge waren unverletzt. Die Bombe war in zu grosser Entfernung explodiert. Nur Unschuldige wurden getötet. Die Täter konnten verhaftet werden.

Es war ein sensationeller Prozess. Diplomaten aller Länder waren anwesend.

«Wer hat Ihnen den Auftrag gegeben, Franz von Papen zu töten?», fragte der türkische Staatsanwalt.

«Niemand», erklärten beide.

«Woher haben Sie die Bomben?»

«Wir fabrizierten sie selber.»

Inoffiziell war das türkische Gericht den russischen Angeklagten gegenüber sympathisch eingestellt; aber es musste internationale Komplikationen zu vermeiden suchen. Die Neutralität der Türkei stand auf dem Spiel.

Die beiden Russen weigerten sich kategorisch, mehr zu sagen. Sie wollten sich dem Entscheid des Gerichtes unterwerfen. Sie gaben nie zu, dass sie Befehle von Laurenti Beria besässen. Jeder wurde zu sechzehn Jahren und acht Monaten Gefängnis verurteilt. Aber zwei Jahre und fünf Monate später brach die Türkei ihre Beziehungen zu Deutschland ab. Sie wies den Meisterspion Papen aus und liess die beiden Russen frei. Dennoch hätte viel Unglück verhütet werden können, wenn die Bombe damals Papen getötet hätte, der später von den amerikanischen Truppen in Deutschland gefangengenommen wurde.

Aber wir eilen den Ereignissen voraus! Admiral Canaris' Befehle lauteten, die deutschen Positionen an den Dardanellen zu konsolidieren. Kaiser Wilhelm hatte von einer Bahnverbindung Berlin-Bagdad geträumt; derselbe imperialistische Traum faszinierte seinen Nachfolger Hitler. Er verlangte, dass Schritte unternommen würden, um die Völker des Nahen und Mittleren Ostens zu schwächen und einen Stützpunkt in diesen Ländern zu schaffen.

Die Nazis kamen als Freunde. Papen versicherte den eingeborenen arabischen Führern, dass er ein Beschützer des Islams sei. Es ist eine verbürgte Tatsache, dass seine Unteragenten den Bewohnern des Iraks weismachten, dass die Deutschen selber Mohammedaner seien. Und die Eingeborenen kamen erst einige Jahre später hinter diese Lüge. Viele merkten den Schwindel erst, als sie Gelegenheit hatten, dem Begräbnis des Sohnes des deutschen Kriegsministers, Hans Blomberg, beizuwohnen. Dieser war von unbe-

kannten Agenten ermordet worden. Erst in diesem Augenblick fing man an, an der mohammedanischen Religion der Deutschen zu zweifeln ...

Papen machte den chauvinistischen türkischen Gruppen eine Menge von Versprechungen. Palästina sollte dereinst ihnen gehören. Die Nazis wollten das Land Kemal Atatürks zu einem Rom der panislamitischen Welt machen. Ähnliches versprach er anderen mohammedanischen Nationen. Er organisierte geheime Gruppen wie die „Turadians“. Sie wurden mit Geld, geschmuggelten Waffen und Radiosendern versorgt. Türkische Faschisten engagierte er als Spione, sowohl gegen die türkische Regierung als auch gegen die Sowjetunion.

Papens Spione erhielten alles, was sie wollten, vom Geld bis zu TNT. Ihre Zeitungen wurden finanziert. Der SeelenVerkäufer Papen war grosszügig; er bezahlte gut. Die eingeborenen Faschisten erhielten für Informationen über Schiffsbewegungen im Schwarzen Meer und am Bosphorus Waffen. Er bezahlte sie in Gold für die Aushändigung von Passagierlisten der Luftfahrtgesellschaften. Dann dachte Admiral Canaris, dass die Zeit reif sei. Seine geheimen faschistischen Gesellschaften «Der graue Wolf» und «Die Turadians» waren nun gut ausgerüstet. Polizeichefs und Generale waren daran beteiligt. Der Augenblick war gekommen, die türkische Regierung zu stürzen. Die neue Regierung sollte von der deutschen Luftwaffe und von deutschen Truppen unterstützt werden, so wie man es in Spanien gemacht hatte. Canaris dachte, dass dies der Anfang der Eroberung des Mittleren und des Nahen Ostens wäre. Das Öl von Irak würde in die Hände der Deutschen fallen.

Aber während Canaris dachte, handelten die alliierten Geheimdienste. Die türkische Regierung wurde gewarnt; man reichte Beweismaterial ein. Die ganze Verschwörung wurde mit einem Schlage zunichte gemacht. Die türkischen Faschisten, von Gold und Waffen gesättigt, nahm man gefangen. Unter den Verschwörern befanden sich Generale, Terroristen, Mörder und Journalisten; aber einer fehlte: von Papen.

Dies war eine neue Niederlage des deutschen Geheimdienstes. Die Türken hatten endlich die wahren Absichten Hitlers erkannt. Sie lehnten sich immer mehr an die Alliierten. Papens unterirdische Arbeit endete in einem Misserfolg; er wurde nach Berlin beordert.

Er verbrachte ein paar unangenehme Tage im Aussenministerium. Die Zeitungen berichteten, dass man ihn verhaftet hätte. Aber dies war eine Übertreibung. Seine Karriere war keineswegs zu Ende. Er gab sich alle Mühe, seine Fehler zu bagatellisieren. Hatte er denn nicht wertvolle Informationen über die Schifffahrt im Schwarzen Meer und im Bosphorus gegeben? Seine Agenten arbeiteten immer noch erfolgreich in Palästina, im Irak, in Syrien und Iran. Wenn man ihn jetzt entliesse, würde sein ganzes System zugrundegehen. Es gab doch ausser der Türkei noch andere wichtige Gebiete, wo er gebraucht werden könnte.

Die Rollen waren vertauscht. Im Ersten Weltkrieg war Papen der Chef von Admiral Canaris gewesen; nun stand Papen schüchtern vor Canaris, welcher ihn nicht mit genügend Respekt behandelte. Dennoch hatte Papen noch nicht ausgedient. Admiral Canaris beschloss, ihm eine neue Chance zu geben. Er sollte in den Nahen Osten, nach Palästina, zurückkehren. Man übertrug ihm noch einmal die Mission, Gift und Verwirrung unter die Mohammedaner zu streuen.

Die Pläne für Kampf und Aufstand lagen bereit. Eine Liste der Namen, die Papen engagieren wollte, lag vor. Der Führer der panarabischen Bewegung war bereits gewählt. Er sollte der Quisling Arabiens werden und die Araber für den Geheimdienst des Admirals gewinnen.

In Palästina lebte ein Mann, der jahrelang für die Deutschen gearbeitet hatte. Auf ihn war die Wahl gefallen; er sollte die Hauptfigur Deutschlands im Orient werden.

Von einer Leibwache von zweihundert Arabern geschützt, lebte Hai Amin al Hussein zurückgezogen in der heiligen Moschee Omars, welche dieselbe Bedeutung wie die St.Peterskirche in Rom für zweihundert Millionen Muselmanen hat. Neben König Salomons Tempel erbaut, blickt sie über die Klagemauer in Jerusalem, zu welcher durch Jahrhunderte hindurch täglich die Juden kommen, um für ihr unglückliches Volk zu beten.

Hai Amin war der Grossmufti von Jerusalem. In seinem Amte erhielt er von den Engländern jedes Jahr ein Honorar von sechshundert Pfund. Darüber hinaus war er der Verwalter der religiösen Steuer, die sich jährlich auf sechshunderttausend englische Pfund

belieb. Und schliesslich erhielt Hai Amin al Hussein alle Jahre ein Salär von den Deutschen und von den Italienern.

Der etwas über Vierzigjährige übte als arabischer Führer eine beinahe unbeschränkte Macht aus. Jede arabische Verschwörung, jede Bombenexplosion, jeder Aufstand und jeder geheime Waffenschmuggel wurde von ihm inspiriert. Aber der zugrunde liegende Plan war jeweils immer ein geistiges Produkt von Admiral Canaris. In der Geschichte gibt es keine Figur der arabischen Welt, die eine solche Macht über ihr Volk besass und die den Alliierten so viel Hass und Zerstörung brachte.

Es ist eine seltsame Tücke des Schicksals, dass dieser arabische Despot seine Freiheit einem Angehörigen derjenigen Rasse verdankte, die er verfolgte: den Juden. Im Jahre 1920 arbeitete Hai Amin als Offizier im britischen Geheimdienst. Er spionierte gegen die Türkei. Die türkische Regierung verhaftete ihn und stellte ihn vor ein Gericht, aber die Anklage gegen ihn wurde bald wieder fallen gelassen. Dann machte der junge Hai Amin plötzlich eine politische Wendung und beteiligte sich an den ersten arabischen Feindseligkeiten gegen Juden und Engländer. Man verurteilte ihn zu zehn Jahren Zuchthaus. Der stolze arabische Führer im flammenden Burnus seines Volkes gab sich als Märtyrer aus. Er floh nach Transjordanien, wo er verblieb.

Viscount Herbert Samuel wurde englischer Gouverneur in Palästina. Der jüdische Staatsmann glaubte, in Übereinstimmung mit der britischen Tradition des Liberalismus zu handeln, wenn er den feindlichen arabischen Führern Pardon gewährte. Dieser Schritt würde sie mit der Regierung versöhnen und die Hassgefühle der Araber gegen die Juden vertreiben.

Der geächtete Hai Amin gehörte zu einer der mächtigsten arabischen Familien in Palästina, wie der Viscount herausfand, und war der Nachfolger des jüngeren Bruders des damals regierenden Mufti in Jerusalem. In Anbetracht dieser Tatsachen verzieh Viscount Samuel dem Flüchtigen. Hai Amin nahm die Amnestie an und kehrte nach Palästina zurück. Er fuhr fort, den Heiligenschein des Märtyrers zu tragen und zeigte den Engländern gegenüber keine Spur von Dankbarkeit.

Das Glück lächelte dem zurückgekehrten Flüchtling zu. Kaum befand er sich in Paläs-

tina, als sein Bruder, der Mufti, starb. Die wichtigsten arabischen Familien beklagten den Verlust bitter. Viscount Samuel, der an dem Prinzip der Versöhnung festhielt, organisierte die Neuwahlen. Hai Amin wurde ein Kandidat, aber das Ergebnis der Wahlen stellte ihn an den vierten Platz. Zum Erstaunen aller anerkannte Viscount Samuel die Gewählten nicht, sondern der begehrte Posten des Mufti von Jerusalem wurde dem früheren Flüchtling zugesprochen. Samuel war überzeugt, dass dieses Geschenk, welches er aus den Händen der Engländer erhalten hatte, den Mufti zu seinem Freund machen würde. Aber hierin irrte sich der Brite.

Nicht einen Augenblick widmete sich der Mufti seinen religiösen Pflichten. Er war ein gefährlicher und verschlagener Politiker, dessen Ziel darin bestand, das politische und geistige Haupt aller Araber zu werden. Er sicherte sich die persönliche Kontrolle über das Vermögen der WAQF, der religiösen Körperschaft des Moslems, deren Reichtum von Steuern, Kirchenbesitz, Legaten und anderen Quellen herrührte. Die jährlichen Einkünfte betragen bis sechshunderttausend Pfund, die Hai Amin alle für die Mehrung seines politischen Prestiges verwendete.

Als religiöser Führer und Verwalter des islamitischen Vermögens hatte er die Autorität über alle Moscheen, über ihre Vertreter und religiösen Lehrer. Alle waren ihm untertan und er bestimmte ihre Löhne, ihre Lehren und ihre politischen Meinungen.

Admiral Canaris benützte rasch die günstige Gelegenheit. Die fanatischen arabischen Nationalisten schauten mit einem Hass auf die Engländer und die Juden, der sogar noch denjenigen der Deutschen übertraf. Es würde ein besonderer Streich sein, Palästina mit der Achse zu verschmelzen. Der Grossmufti hatte einige Erfahrungen in Bezug auf Geheimorganisationen. Sein Training im britischen Geheimdienst während des Ersten Weltkrieges kam ihm zustatten. Canaris betrachtete ihn als einen idealen Mitarbeiter. Hai Amin sollte die ganze arabische Welt gegen die Alliierten aufstacheln. Die Kreuzzüge würden sich wiederholen, und der Mufti, von Papen und Canaris würden die Generale des Islams sein.

Der Plan stimmte ausgezeichnet mit den privaten Zielen des Mufti überein. Er betrachtete Jerusalem als das Rom des Islams und sich selbst als Kalifen und Popen. Er hatte



keine Rivalen. Die Türkei hatte die Kalifate in ihrem Lande abgeschafft. In Indien war König Hussein seines Postens enthoben worden, weil die indischen Moslemen sich gegen ihn gewendet hatten. König Ibn Saud von Saudi-Arabien hatte genug mit Ölgeschäften zu tun und spürte nach kirchlicher Macht kein Verlangen.

Es gab nur einen geeigneten Führer für Arabien, und der hiess Hai Amin. Der Grossmufti kündigte darauf eine panislamitische Konferenz in Jerusalem an und ernannte sich selbst zum Präsidenten.

Die Delegierten dieser Konferenz waren eine seltsame Mischung. Mussolini schickte «Araber» aus Libyen. Türkische faschistische Gruppen sandten Abgeordnete und Papen seine Agenten aus Iran, Irak und Syrien. Der Mufti gab an der Konferenz eine offene Erklärung über seine Pläne ab. Sein Hauptziel war, in Palästina, Irak und Arabien Revolten anzuzetteln. Hinter sich hatte er als Rückenstärkung Admiral Canaris, das deutsche Aussenministerium und das immer noch existierende Kolonialministerium von Mussolini. Sie schickten ihm Waffen, Munition, militärische Berater, Spione und unbegrenzte Geldmengen.

Die Delegierten reisten wieder ab. Dann fluteten Wellen von Unruhen über Palästina: Entführungen, Brandstiftungen und Diebstähle auf der Landstrasse gehörten zur Tagesordnung. Die Anarchie war keineswegs willkürlich, denn der Organisator war der Grossmufti.

Zur gleichen Zeit wurden die Häfen am Roten Meer von den Agenten des Mufti überwacht, deren Informationen nach Berlin und Rom weitergeleitet wurden. Mehrere Jahre lang konnte der Mufti seine Terrorherrschaft ungehindert ausüben. Schliesslich blieb den Engländern nichts anderes übrig, als ihn zu verhaften. Aber Hai Amin wartete nicht auf seine Gefangennahme. Er verkleidete sich als Beduine und entwischte der britischen Polizei. Ein Motorboot brachte ihn nach dem französischen Syrien. Er liess sich auf dem Libanon nieder und fuhr mit seiner antibritischen Aktivität fort.

Die Franzosen wagten nicht, ihn auszuliefern, denn sie fürchteten Protestrevolten ihrer eigenen arabischen Bevölkerung. Aber als der Krieg ausbrach, verliess der Mufti auf seine eigene Initiative Syrien und ging nach dem Irak.

Die Engländer reichten einen formellen Protest dagegen ein, dass man dem Verbrecher

die Freiheit lasse. Irak antwortete mit der Zusicherung, dass Hai Amin an jeder politischen Aktivität verhindert werde. Die Unwahrheit dieser Behauptung stellte sich bald heraus: im Irak brach die Revolution aus. Der Grund dazu war die Ölleitung zwischen Haifa und Bagdad. Iraks Ölfelder waren schon längst von den Nazis begehrt gewesen, und im Lande befand sich eine ganze Menge von Canaris' Agenten. Der Mufti überwachte ihre Tätigkeit.

Hohe Offiziere der irakischen Armee wurden auf die deutsche Gesandtschaft zum Essen eingeladen. Man legte diskret Fünfpfundnoten in die Falten ihrer Servietten. Für lange Zeit waren die Hotels und die Gesandtschaften von Bagdad die geschäftigsten Spionagezentren der Welt. Der Mufti kam häufig mit Franz von Papen und anderen persönlichen Vertretern des Admirals Canaris zusammen. «Die grüne Flagge des Propheten» wurde als Siegeszeichen der kommenden arabischen Revolution gehisst.

Die Deutschen warteten mit Ungeduld, bis sie das Öl des Irak in Besitz nehmen konnten. Sie wollten der Revolution zuvorkommen und sofort eine Quisling-Regierung errichten. Andererseits behauptete der Mufti, dass er noch viel Zeit benötige. Er brauche mehr Waffen und mehr Gold...

Unterdessen tauchten überall weissgekleidete Araber auf. Die Verschwörer befanden sich in der Stadt. Die Araber füllten die kosmopolitischen Hotels, und man konnte unmöglich wissen, wem man Vertrauen schenken durfte und wer ein Revolutionär war. Während in den Hotelbars Eingeborenen-Orchester arabische Musik spielten, hausierte man öffentlich mit Nachrichten und Informationen.

Fakhri Bey Nashibi, ein führender Araber, der während dieses Krieges England unterstützte und viele Anhänger hatte, war ein Gegenspieler des Mufti. Fakhri Bey erfuhr, dass sich der Mufti inoffiziell in Bagdad aufhielt. Diese Tatsache war sorgfältig verheimlicht worden, denn der Mufti beabsichtigte, erst im richtigen Moment aufzutauchen und den Aufstand zu leiten. Fakhri Bey musste sein Wissen büßen; eines Morgens wurde er auf der Strasse hinterrücks erstochen. Die Mörder mischten sich unter die Menge der Tausenden von weissgekleideten Arabern. Der Mufti, welcher sich irgendwo in den Bergen aufhielt, freute sich über die Nachricht vom Tode seines mächtigen Gegners.

Nach sechs Monaten hatte Hai Amin eine Armee von fünfundzwanzigtausend Solda-

ten zusammengestellt, die von ein paar irakischen Offizieren befehligt wurde. Er gab das Signal zum Staatsstreich. Achtzehntausend Araber plünderten Bagdad, ermordeten Juden und Ausländer, brannten Geschäfte nieder und bemächtigten sich der Regierungsgebäude. Der Regent, welcher vom Mufti und von Canaris ausgewählt worden war, hiess Raschid Ali. Er zwang mit vorgehaltener Pistole den alten Regenten, Abdul Ilah, zu verzichten. Diesem gelang es dann, sich zu verkleiden und nach Palästina zu fliehen.

Die Engländer konnten gerade noch zur rechten Zeit die Revolte niederschlagen und die Ölquellen vor den Nazis retten. Irak befand sich in einem chaotischen Zustand. Bagdad war voller Spione. Der Hauptrebell, der Grossmufti von Jerusalem, hatte sich in die Berge retten können.

Wiederum in der Verkleidung eines Beduinen floh er nach Persien, dem heutigen Iran. Sein Ziel war immer noch Verrat. Admiral Canaris hatte befohlen, die Regierung zu stürzen; aber der Mufti besass kaum eine Chance, mit seiner Arbeit zu beginnen. Die Alliierten hatten sich die Lektion von Irak zu Herzen genommen. Ohne Aufschub besetzten russische und britische Truppen das Land und vernichteten das nationalsozialistische Spionagenetz.

Obwohl man für den Hauptschuldigen einen Preis von zehntausend Pfund ausgesetzt hatte, konnte er nicht gefunden werden. Er befand sich in der japanischen Gesandtschaft, bis sein Freund Papen seine Rettung genügend vorbereitet hatte. Dann wurde er nach der Türkei verbracht, wo er plötzlich in den Strassen von Konstantinopel auftauchte.

In der Türkei gab es für ihn nicht viel zu tun. Er hatte nicht im Sinne, lange dort zu verweilen. Bevor er nach Saudis Arabien entwich, hetzte er noch viele Araber gegen die Engländer auf. Er versuchte, den König Ibn Saud für seine Sache zu gewinnen, aber dieser machte mit den Alliierten Ölgeschäfte und lehnte ab.

Als der Mufti in Mekka auftauchte, war diese Stadt mit Pilgern vollgestopft. Ein gemeines Verbrechen geschah: man versuchte, den König zu ermorden. Ibn Sauds Polizei verhaftete ein betrunkenes Individuum. Mekka betrachtete die Sache als eine lokale Angelegenheit und sah keine Verbindung zwischen dem Attentat und der Anwesenheit des

Mufti in der Stadt. Aber in London schrieb der «Daily Express»: «Der Plan, König Ibn Saud zu ermorden, war nicht in den schwülen Höfen von Mekka ausgebrütet worden, sondern in den kalten Räumen der Wilhelmstrasse.»

In Übereinstimmung mit dieser Tatsache ist es interessant, zu hören, dass der Mufti bei der ersten Gelegenheit das Land wieder verliess. Der Boden wurde ihm zu heiss. Der unglückliche Trunkenbold, den man verhaftet hatte, wurde lebenslänglich eingesperrt, während der Mann mit dem roten Bart nach Syrien zurückkehrte ...

Frankreich war erobert worden und die Deutschen bemächtigten sich des französischen Protektorates Syrien. Sie nahmen drei Flugplätze in Besitz, auf welchen sich noch ungefähr fünfhundert Flugzeuge befanden. Nach dem Misslingen des Aufstandes in Iran war Syrien ein passender Zufluchtsort für die fliehenden Verschwörer. Der Mufti reiste nach Albanien und im Jahre 1941 besuchte er als Gast Mussolinis Italien. Nicht lange darauf zeigten die Zeitungen Bilder des bärtigen und mit einem Turban versehenen Hai Amin an der Seite von Adolf Hitler. In einem Hotel in Berlin verbrachte er mit Ehrenwachen und königlichem Gefolge seine Ferien. Aber der Ruhm dauerte nicht lange. Der Mufti konnte die Zeit nicht zurückdrehen, obwohl er das Banner des Propheten in jeder von den Engländern kontrollierten islamitischen Stadt aufrichten wollte. Hai Amin machte einige Reisen zwischen Berlin und Rom, um über seine Pläne zu verhandeln.

Canaris stellte ihm in Deutschland, Italien und im besetzten Griechenland Radiosender zur Verfügung, von welchen aus Hai Amin zur arabischen Welt sprechen und sie zum Aufstand gegen die Alliierten antreiben sollte. Andere arabische Flüchtlinge scharten sich um den Mufti in Berlin. Er selbst lebte in einer eleganten Villa, die man einem Juden weggenommen hatte. Und jeden Tag hielt er über das Radio seine Vorträge. Er sprach die Araber mit «Mein Volk» an und ermahnte sie, bis zum Tode gegen die Alliierten zu kämpfen. In einer seiner Reden erklärte er:

«Heute kämpft die Achse für die Befreiung der arabischen Völker. Wenn England und Amerika den Krieg gewinnen, werden die Juden die Welt beherrschen. Wenn aber die Achse den Sieg erringt, wird die arabische Welt befreit sein. Die Achsenvölker sind unsere Freunde. Kämpft für ihren Sieg!»

Der Mufti nahm in Berlin gelegentliche Paraden arabischer Legionen und deutscher Regimenter ab, wobei er die Hand zum Hitlergruss erhob. Aber trotz all seiner Bemühungen konnten die Araber nicht zum Heiligen Krieg aufgestachelt werden.

Admiral Canaris wartete mit Ungeduld. Marschall Rommel war in Afrika besiegt worden, und die Lage wurde immer schlechter. Der Mufti liess die Zeit verstreichen. Canaris schlug vor, er solle nach Arabien fliegen und dort mit einem Fallschirm abspringen. Er könnte dann persönlich eine arabische Armeerevolte organisieren. Aber der Mufti wollte nichts davon wissen. Er erinnerte an einen Ausspruch Ibn Sauds: «Jedem Spion, den man in meinem Lande findet, wird die Zunge herausgeschnitten.» Der Mufti gab Canaris zu verstehen, dass er nicht ein Rudolf Hess des Nahen Ostens werden wolle. Er sagte weiter: «Es ist unter der Würde eines Mufti, mit einem Fallschirm abzuspringen.» Und so war es Canaris nicht möglich, die Araber gegen die Alliierten im Nahen Osten aufzuhetzen.

Am 8. Mai 1945 meldete die «New York Herald Tribune», dass Hai Amin mit zwei deutschen Offizieren und zwei Begleitern in einem deutschen Flugzeug in Bern gelandet sei. Die deutschen Offiziere wurden interniert, während man den Mufti und seine Begleiter auswies.

Schliesslich wurde Hai Amin von französischen Soldaten gefangengenommen, die ihn den Engländern auslieferten.

«AUF NACH DELHI» – DER RUF DES INDISCHEN  
QUISLINGS

XX

Zehntausend indische Soldaten kämpften verzweifelt in der malariaverseuchten Hölle von Ipoh in Malaia. Darunter waren viele Veteranen von der Schlacht um Burma, von denen die meisten in den Dschungeln von Tonjong Malum gefangengenommen worden waren. Sie hatten Szenen vor unbeschreiblicher Grausamkeit erlebt, welche kaum zu glauben waren. Die indischen Gefangenen wurden von den Japanern geschlagen und gemartert, und viele von ihnen starben. Diejenigen, welche davonkamen, erhielten täglich eine handvoll Reis, und ihre Reihen lichteten sich immer mehr, da diese kärgliche Nahrung ungenügend war. Nur die Zähesten unter ihnen blieben am Leben.

Ende 1943 fühlte Japan bereits die Schläge der alliierten Luftwaffe. Man begann, die Gefangenen freundlicher zu behandeln und erzählte ihnen, dass die Japaner Arier seien. Man versprach ihnen sogar die Freiheit, wenn sie der japanischen Armee beitreten würden. Die Gefangenen zeigten gegenüber diesen Versuchungen ein taubes Ohr. Eine Gruppe versuchte zu flüchten und wurde dabei kaltblütig niedergeschossen.

Die Zurückbleibenden wussten, dass ihre Situation verzweifelt war. Sie konnten nicht mehr lange unter diesen furchtbaren Bedingungen weiterleben. Entweder würden sie bei einem Fluchtversuch erschossen oder man zwang sie, Armeedienste zu leisten.

Diese verzweifelten Männer berührte unerwartet ein Hoffnungsstrahl. Eines Morgens besuchte ein Mann das Lager von Ipoh. Die Gefangenen beteten gerade für einige ihrer toten Kameraden. Der stattliche Besucher, ein Inder mit weißem Turban, trat zu ihnen. Er redete in ihrer Sprache. «Ich bin Subhas Chandra Bose», führte er sich ein. «Ich komme, um euer Leben zu retten. Wünscht ihr, gleich euren Kameraden hier elendiglich zu-

grundezugehen? Was hat Indien noch für eine Hoffnung, wenn seine besten Söhne als Gefangene sterben? Was kann Indien von der Zukunft erhoffen, wenn seine tapfersten Söhne sich für England opfern wollen? Indien wird nicht von den Gebeten und von den Fastentagen Mahatma Gandhis gerettet! Niemals ist die Freiheit ein Geschenk; man muss für sie kämpfen!

Ich habe eine neue indische Armee gebildet, die sich gegenwärtig in Burma befindet. Sie wird Indien befreien. Wir müssen die Hilfe Japans annehmen, denn ein Land wie das unsrige kann die Freiheit nicht ohne Unterstützung gewinnen. Solange England und Japan gegeneinander kämpfen, wissen wir, wem wir uns zuwenden müssen. Dieser Krieg wird die Befreiung Indiens vom britischen Joch bringen. Tretet in meine Armee ein und kämpft Seite an Seite mit unseren japanischen Freunden! Für die farbigen Rassen ist jetzt der Augenblick gekommen, das Selbstbestimmungsrecht zu erlangen. Wenn ihr euch jetzt entschliesst, so habe ich die Macht, euch zu befreien. Ihr könnt wählen: frei sein, für Indiens Befreiung kämpfen – oder hier bleiben und in der schimpflichen Rolle als Gefangene Englands sterben. Ihr wisst selbst, wie wenige von euch diese Gefangenschaft überleben werden. Kommt mit mir, ich bin der Bannerträger der indischen Freiheit!»

Nicht viele Inder folgten Bose. Obwohl sie England gegenüber kritisch eingestellt waren und noch sind, war ihnen doch die sogenannte neue Ordnung Japans zu gut bekannt. Chinas Leiden hafteten zu lebendig in ihrem Gedächtnis. Ungefähr fünfzig Gefangene nahmen indessen Boses Vorschlag an. Es war ein Akt von Selbstschutz. Sie wurden sofort befreit; man gab ihnen Kleider, Nahrung und ein wenig Geld.

Bose unterhielt sich mit diesen Männern und fragte sie über ihre Familie und über ihre militärischen Erfahrungen aus. Er wollte auch wissen, was ihnen über britische Truppenkonzentrationen bekannt war. Nach sechswöchigem Vortraining wählte er zwölf Männer für eine Spezialaufgabe aus. Diese Zwölf waren die ersten indischen Spione, die vom japanischen Geheimdienst finanziert und unterstützt wurden. Man schickte sie in japanische Spionageschulen, wo der Unterricht auf klassischem deutschem Vorbild fusste. Man lehrte die Männer, Kurzwellensender zu bedienen und Geheimbotschaften zu dechiffrie-

ren. Sie erfuhren die Grundsätze der Hafens- und Industriespionage. Der ganze Kurs, der von Bose überwacht wurde, dauerte ungefähr ein Jahr.

Im Februar 1944 verliessen sie auf einem Unterseeboot Penang. Sie sollten irgendwo an der Küste von Beludschistan an Land gesetzt werden. Man hatte ihnen eine vollständige Ausrüstung mitgegeben. Bose sprach feierlich von der Wichtigkeit ihrer Mission für die Befreiung Indiens. Der Ruhm ihrer Sendung würde das Risiko, das sie dabei eingingen, übertreffen. Ausserdem würden sie königlich belohnt werden; er sicherte ihnen hohe Stellungen im neuen Indien zu. Bevor sie sich einschifften, leisteten sie den Treueid auf Bose.

Ihre Aufgabe war, gewisse Fabriken zu zerstören, das Eisenbahnsystem zu sabotieren und Propaganda zu machen. Die Zwölf wussten, dass ihr Abenteuer lebensgefährlich war. Sogar ihre Landung war mit Gefahren verbunden. Das japanische U-Boot stiess zufällig auf einige britische Handelsschiffe und ging von seinem Kurs ab, um sie zu verfolgen. Die Schiffe verteidigten sich mit Tiefenminen, die das U-Boot beinahe trafen. Darauf wurde es von englischen Kriegsschiffen und Flugzeugen verfolgt; jedoch gelang es ihm, zu entkommen.

In der dunklen und mondlosen Nacht des 17. März 1944 wurde schliesslich der Versuch gemacht, die zwölf Spione in zwei Gummibooten an einem einsamen Punkt der Küste von Beludschistan zu landen. Die Boote wurden aufs Meer hinuntergelassen und der Kommandant nahm sie ins Schlepptau. Aber die Geschwindigkeit des U-Bootes liess eines der schwachen Gummischiffchen kentern und seine Insassen entgingen knapp dem Tode durch Ertrinken.

Der japanische Kapitän war wütend, denn die ganze Ausrüstung samt einigen Radiosendern lag nun auf dem Meeresgrunde. Die Männer des anderen Schiffchens retteten ihre Kameraden, indem sie sie an Bord zogen und das kleine Boot somit überluden. Bald waren alle zusammen wieder im Wasser und kämpften um ihr Leben. Das U-Boot nahm sie schliesslich wieder auf.

Einige Tage später bereiteten sie sich für eine neue Landung vor. Dieses Mal brachte man sie bis vier Meilen an die Küste. Der Kommandant erklärte, dass er nicht wage, näher heranzufahren, denn er befürchtete, die britische Küstenwache könnte sie entdecken. Einige Rettungsboote wurden ins Wasser gelassen. Jedoch musste man bald fest-



stellen, dass sie beschädigt waren. Sie hatten Lecks, die Wasser hindurchliessen; man konnte sie nicht mehr benützen.

Der U-Bootskommandant war am Ende seiner Geduld. Die zwölf Inder, deren Mission bereits am Anfang ein Fiasko war, befürchteten, man würde sie wieder ins Gefangenenlager zurückbringen. Da verfiel der japanische Kommandant auf eine Idee: er wollte einige Fischerboote anhalten, die Fischer töten und die Inder in die Schiffe setzen. Die Zwölf wehrten sich gegen diesen Vorschlag, denn sie hatten Angst, die Engländer könnten diesem Piratenstücklein auf die Spur kommen. Schliesslich konnte der japanische Kommandant dazu veranlasst werden, eine Woche lang vor der Küste zu kreuzen, während die Inder ihre beschädigten Gummiboote flickten.

Am 24. März konnten sie landen. Sie bestiegen die reparierten Boote und ruderten zur Küste. In der Dämmerung sahen sie einen verlassenem Landstreifen vor sich. Sie wateten an Land. Der Führer der Expedition war ein ehemaliger Offizier der britischen Indienarmee namens Jemader Yusef Khan. Kaum hatten sie Land betreten, gingen sie mit sich zu Rate und setzten sich dazu in den nassen Sand. Mit Erstaunen vernahmen sie Jemader Khans Worte.

Er meinte, sie seien, was sie bereits gewesen wären, nämlich gefangene Angehörige der britisch-indischen Armee. Nicht einer unter ihnen wolle ein Quisling werden! Ob jemand dies bestreiten wolle? Ob sie ihre toten Kameraden, die erlebten Grausamkeiten und den Hunger vergessen hätten? Er wolle mit ihnen eine Abstimmung vornehmen. Sein Vorschlag sei, dass sie sich bei den Behörden melden und ihre Geschichte erzählen sollten.

Die Männer lauschten mit klopfendem Herzen. Sie wagten nicht, einander anzuschauen. Waren einige von ihnen zu Verrätern geworden? War es Bose gelungen, Inder gegen Inder auszuspielen? Konnten sie sich als Quislinge und Spione an Japan verkaufen, dessen einziges Ziel die Niederlage Englands, Russlands und der Vereinigten Staaten war? Hatten sie sich bereits von der Propaganda verwirren lassen? In gewisser Beziehung war diese Abstimmung mehr als die Meinungskundgebung von zwölf Männern; sie war das Plebiszit von ganz Indien. Sollen wir die Freiheit erringen, indem wir uns selbst an Japan verkaufen? Was wird dann aus Indien werden? Jedermann wusste die Antwort! Indien würde schlecht wegkommen. Die Männer waren verstummt, in tiefes Nachdenken

versunken über ihre nationale Zukunft...

Die Regeln der Abstimmung waren demokratisch. Diejenigen, welche ihre Mission weiterführen wollten, würden von den anderen Kameraden nicht verraten werden. Jeder erhielt ein Stück Papier. Sie mussten «Ja» oder «Nein» schreiben – sich also für oder gegen Bose entscheiden.

Jemader Khan gab das Resultat bekannt. Es waren zwölf Zettel mit «Nein», zwölf Stimmen für England, zwölf Stimmen für Indien. Sie waren alle einer Meinung. Sie brachen in ein fröhliches Gelächter aus. In bester Stimmung näherten sie sich dem indischen Dorfe Pasni im Staate Kalat. Sie stellten sich dem Zamindar vor und erklärten, weshalb sie gekommen seien und wer sie geschickt habe. Der Zamindar nahm sie freundlich auf. Er gab ihnen zu essen und meldete ihre Ankunft nach Karachi. Dann schickte er sie ins militärische Hauptquartier.

Schliesslich kamen sie in Delhi an, wo sie ihre Geschichte mit allen Einzelheiten erzählten. Sie beschrieben ihr Vortraining und lieferten ihre Kurzwellensender und ihre Sprengstoffe ab und ebenso das erhaltene Geld. Ausserdem besaßen sie noch, in einem kleinen Kästchen aufbewahrt, einige Diamanten, welche für den Notfall bestimmt waren.

Ein Militärgericht fragte sie aus. Wer waren Boses Komplizen in Indien? Gab es in den japanischen Spionageschulen deutsche Instruktooren? Was für ein Code sollte für ihre Radiobotschaften benutzt werden? Welche Agenten befanden sich in Thailand?

Die Zwölf antworteten nach bestem Wissen und Gewissen. Zum erstenmal erhielten die Engländer einen Einblick in die Tätigkeit der japanischen Spionage in diesen Gebieten. Aus diesem Wissen zogen sie grosse militärische Vorteile.

Den zwölf «Spionen» wurde nun Arbeit gegeben. Der britische Geheimdienst rüstete sie mit dem nötigen Material aus. Sie sollten nach Burma funken und falsche Informationen über den Aufenthaltsort amerikanischer Truppen und über die Ausreise gewisser Schiffe geben. Japanische U-Boote, die sich auf Grund dieser Informationen für gewisse Aktionen vorbereiteten, wurden von alliierten Schiffen gestellt und versenkt. Um die Täuschung noch wahrheitsgetreuer zu machen, verhaftete man scheinbar einige von den

zwölf Männern, während der Rest mit seiner Arbeit fortfuhr. Es war ein tolles Stück Gegenspionage, das ausgezeichnet klappte.

Bose schickte einen neuen Befehl: die Diamanten sollten in Bargeld umgewechselt werden, mit welchem die Agenten eine neue Zeitung, welche gegen die Engländer gerichtet war, zu gründen hatten. Der Befehl wurde ausgeführt; andere Spione von Bose meldeten sich als Mitarbeiter, und so wurden die indischen Extremisten angezogen wie Fliegen vom Honig. Der britische Geheimdienst schaute der Sache mit grösstem Interesse zu. Je intensiver die Zeitung gegen die Engländer hetzte, desto mehr freuten sich Bose und seine japanischen Meister. Sie hatten keine Ahnung, dass die Artikel von einem genialen englischen Journalisten für die Zeitung geschrieben wurden. Das Blatt hielt die Japaner glänzend zum Narren. Sogar Mahatma Gandhi fiel darauf herein, der offen dieses radikale und hetzerische Blatt kritisierte. Die Japaner waren sich der Gefährlichkeit Gandhis bewusst, aber sie dachten, sie könnten ihn eines Tages für ihre eigene Sache gewinnen. Sie beeinflussten ihn durch einen japanischen buddhistischen Mönch, Vater Kai Shoo, der seit Jahren mit Gandhis Familie in Sewagram zusammenlebte. Dieser Mönch lernte die Hindu-Sprache und ging durch die Strassen, indem er laut seine Morgengebete murmelte. Er war ein gütiger und andächtiger Mann, den Gandhi sehr liebte. Gandhi pflegte zu sagen: «Wenn die Japaner Vater Shoo gleichen, müssen sie ein gutes Volk sein.»

Genau dies wollten die Japaner in das Herz Gandhis pflanzen. Tatsächlich war der Mönch ein Beauftragter der japanischen Kriegspartei. Selbstverständlich wünschte er die Niederlage Englands und die Herrschaft Japans über Indien. Aus diesen Gründen verhafteten die Engländer eines Tages Kai Shoo in der Wohnung Gandhis.

Aber der wirkliche Judas Indiens blieb Subhas Chandra Bose. Quislinge mögen ihre Tätigkeit mit grosser Aufmachung beginnen, wie in Norwegen, Palästina, Frankreich und Indien; aber sie haben nie viele Anhänger. Vidkun Quisling zum Beispiel hatte nie mehr als ein Prozent des Volkes hinter sich. Der Grossmufti noch weniger, und Bose war vollkommen isoliert. Mit Prahlereien vergrösserten diese Verräter vor ihren Meistern ihre Macht und ihren Einfluss. Ihre stolzen Karrieren endeten gewöhnlich kläglich. Sie alle begannen mit dem Titel als Diktator oder als Minister und endeten als Spione, denen man

nicht einmal ein ganzes Spionagesystem anvertraute, sondern die man den Gehirnzentren Berlin oder Tokio unterordnete.

Subhas Chandra Bose behauptete, das Haupt der freien indischen Regierung zu sein. Er repräsentierte eine Regierung ohne Land, er kommandierte eine Armee ohne Soldaten. Aber obwohl seine Anmassung den Stempel der Lächerlichkeit trug, konnte seine Tätigkeit trotzdem gefährlich werden.

Wie die meisten Verräter dieses Krieges war er ein schlauer und hinterlistiger Staatsmann, jedoch ein Mann von guter Erziehung und guter Vergangenheit. Bose war ein Genie der Intrigen. Er wollte immer dem Meistbietenden dienen oder dann der Sache, die ihm den einfachsten Weg zur Macht versprach.

«Auf nach Delhi!», war sein Schlachtruf. Man schätzte seine Armee auf dreihunderttausend Mann. In Wirklichkeit kommandierte er aber nie über mehr als sechzigtausend. Ihr Gehorsam konnte nie als echt angesehen werden. Später impften ihnen japanische Offiziere Disziplin ein, damit sich ein Doppelspiel wie dasjenige der zwölf Inder nicht wiederhole.

Hinter dem vierzigjährigen Bose lag eine glänzende Karriere. Er wurde in Bengalen geboren und war Mitglied einer Familie, die in britischen Diensten stand. Der junge Bose wurde nach Cambridge geschickt, wo er studierte. Als er nach Indien zurückkehrte, wurde ihm ein hoher Zivilposten angeboten, wie ihn sein Vater bekleidete. Aber ihn verlangte nach mehr. Er trat Gandhis Bewegung bei und half die erste grosse Widerstandsbewegung gegen die Engländer organisieren. Gandhi war von den Talenten des jungen Mannes beeindruckt und gab ihm einen Posten als sein Privatsekretär. Aber ihre Temperamente waren zu verschieden. Bose rebellierte gegen den pazifistischen Standpunkt Gandhis. Er schrie nach Revolution, Terror und Sabotage gegen alles Britische.

Er wurde als gefährlicher Agitator eingesperrt. Nach seiner Entlassung wurde er zum Major von Kalkutta ernannt. In dieser Rolle setzte er sich für gefangene indische Kommunisten ein. Er entdeckte sein soziales Gewissen und betitelte sich selbst einen radikalen Sozialisten. Er hoffte, Russland würde Indien befreien. Im geheimen verband er sich mit der Kommunistischen Partei und verdamnte den Faschismus und Nationalsozialis-

mus. «Das stolze Indien verabscheut ihre Rassenideen», erklärte er. «Hitlers Despotismus ist weit schlimmer als derjenige Englands», war eine weitere seiner Schlussfolgerungen, der er bald selber widersprechen sollte ...

Eine grosse Anzahl von extremen Kommunisten brachen mit ihrer Partei und wandten sich dem Faschismus zu, unter ihnen auch Bose. Ihre Ideale warfen sie über Bord. Sie liessen sich nur von ihrem Machtwillen leiten. Zu jener Zeit dachte Russland mehr an den kommenden Krieg als an die Befreiung Indiens. Da Bose von diesem Land keine Hilfe erwarten konnte, schaute er sich anderswo um. Er nahm den Kontakt mit den Nazis auf. Die britischen Behörden kamen hinter eine heimliche Zusammenarbeit zwischen dem Propagandaministerium von Goebbels und dem indischen Führer. Sie vermuteten, dass Bose sich an eine Gruppe gewendet habe, die dem deutschen Geheimdienst sehr nahestand; aber man hatte dafür keine sicheren Beweise.

Kurz darauf wurde Bose wegen antibritischer Sabotagetätigkeit verhaftet. Man behielt ihn aber nicht lange; die Engländer entliessen ihn wieder wegen seines schlechten Gesundheitszustandes. Die Geschichte hat bewiesen, dass ein starkes Volk selbst zu seinen ärgsten Feinden barmherzig sein kann. Bose war unverbesserlich. In den Jahren 1934/35 war er in Berlin, Wien und Rom. Er kam mit Hitler und Mussolini zusammen. Er folgte den Fussstapfen seines Meisters und schrieb ein Buch in der Art von «Mein Kampf», das er «Indiens Kampf» betitelte. Beifällig äusserte er sich über das Blutbad, das Mussolini in Abessinien anrichtete. Er machte den Indern, die in der Armee von Kaiser Haile Selassie kämpften, bittere Vorwürfe. Als Höhepunkt seiner Europareise gründete er die Deutsch-indische Gesellschaft.

Einer der Ehrenpräsidenten dieses neuen Klubs war niemand anders als Admiral Walter Wilhelm Canaris. In einem Interview drückte er sein warmes Gefühl für Boses Traum eines unabhängigen Indien aus.

In Berlin änderte Bose manche seiner Ideen. Seine prorussischen Gefühle hatte er vollkommen fallen gelassen. Er entdeckte auf einmal sein Rassengewissen. In seinen orientalischen Kleidern machte er Besichtigungsfahrten durch Berlin. Seine Reiseführerin war ein hübsches Mädchen der Hitlerjugend namens Ingeborg. Es zeigte ihm das Pergamon-Museum, die Staatsoper und Potsdam. Sie unterhielten sich über die nationalsozialisti-

sche Theorie der Überlegenheit der arischen Rasse. Bose passte diese Theorie gut in den Kram, denn Indien gehörte ja zu der Gruppe der Arier. Dies war ein neues Schlagwort, das den Kampf für die Freiheit fördern würde. Natürlich war das nordische Mädchen von Canaris instruiert worden, worüber es sich mit Bose unterhalten sollte.

Die Nazis stellten ihm ihre Radiosender zur Verfügung. Bose sprach über Königswusterhausen und Zeesen zum Orient. Er verdamnte Grossbritannien und gab das Bündnis der arischen Länder bekannt. Er forderte Freundschaft mit Japan. Als seine Anhänger und Unterführer von dieser neuen Politik hörten, konnten sie es kaum fassen. Freundschaft mit Japan war undenkbar! Wollte Bose aus Indien ein zweites China machen? Sie waren verblüfft und vor den Kopf gestossen. Aber offenbar wollte dies Bose so haben.

Bose sprach von seinem neugefundenen Arierkult nach Indien, Indochina, Afghanistan, Thailand und Iran. Er lobte die Arbeit des Grossmufti. Die beiden hatten sich in Berlin getroffen und über eine gemeinsame Rassenpolitik ihrer Völker gesprochen. Ihre Zusammenkunft war etwas Besonderes. Beide Männer wahrten so sehr ihre Etikette, dass sie nicht genug Worte finden konnten, um einander Komplimente zu machen. Als erstes mussten sie sich darüber einigen, in welcher Sprache sie überhaupt miteinander sprechen wollten. Weder Bose noch der Mufti konnten Arabisch. Schliesslich sahen sich die beiden Englandfeinde gezwungen, sich auf Englisch zu unterhalten ...

Die Quislinge ohne Land fanden sich in ihrem Rassenhass und versprachen sich gegenseitige Hilfe. Sie wollten einander als Verbündete betrachten. Indessen tauchte eine Schwierigkeit auf: es war nichts als natürlich, dass der Grossmufti seine Anhänger in Indien als zu seinem Gebiet gehörig betrachtete. Aber Bose war damit nicht einverstanden und versuchte die Angelegenheit auf diplomatischem Wege zu klären. Er machte den Vorschlag, die Sache auf später zu verschieben. Im Augenblick tat Einigkeit not. Den einzigen positiven Beschluss, den sie fassten, war ein Abkommen über den Austausch von Spionageinformationen. Dann kehrte Bose nach Indien zurück.

Obwohl seine Verbindungen mit den Nazis bekannt waren, wurde Bose zum Präsidenten des indischen Nationalkongresses ernannt. Gandhi widersprach, jedoch wurde

sein Protest überstimmt. Boses Schrei nach Unabhängigkeit rief Enthusiasmus hervor. Er verlangte sofortiges Handeln. Niemand wollte die Beschuldigung glauben, dass Bose von den Nazis bezahlt würde. Sie nannten dies eine britische Lüge, aber die Wahrheit sollte bald an den Tag kommen.

Bose prophezeite den Krieg. «Dieser Krieg wird unsere Chance sein. Er wird zehn oder zwanzig Millionen Menschenleben kosten. Die Revolution ist nicht schlechter als der Krieg, und ohne Krieg und ohne Revolution gibt es keinen Fortschritt. Ich werde Indien befreien und wenn dies auch zehn oder zwanzig Millionen Menschenleben kosten sollte.»

Dann brach im Jahre 1939 der Krieg aus. Bose reiste sofort nach Berlin, wo er wieder mit Goebbels und dem Grossmufti zusammentraf. Seine nächsten Schritte wurden ihm von Canaris diktiert; er sollte gegen die Engländer und gegen den Einfluss Gandhis in Indien kämpfen. Gandhi, der grosse Prophet, erklärte, er habe nichts gegen das englische Volk, sondern er wende sich nur gegen die englische Regierung. Heftig wandte er sich gegen Japans Absichten in Indien. Aber Bose redete seine Anhänger auf andere Art an: «Die Achse wird uns Unabhängigkeit verleihen. Wir wollen uns mit Japan verbinden und die Engländer aus Indien hinauswerfen.»

Im Jahre 1943 hatte Bose mit Hideki Tojo in Tokio eine Zusammenkunft. Dann brachte ihn ein japanisches U-Boot nach Singapore. Er stellte seine Armee zusammen und hisste seine Fahne des «freien Indiens». Er verbündete sich mit anderen Quislingen in Thailand und Burma. «Auf nach Delhi!», lautete sein Schlachtruf.

Er nannte sich selbst den Retter Indiens. «Ich, euer Führer, habe Millionen Pfund Reis bereit, um sie nach dem hungernden Indien zu verschiffen. Aber die Engländer, unsere unversöhnlichen und unbarmherzigen Feinde, blockieren unsere Schifffahrt. Sie wollen euch lieber verhungern lassen, als die Hilfe unserer Freunde in Japan durchlassen.»

Bose sprach lange und laut. Er liess ketzerische Pamphlete verteilen; aber alles vergeblich. Verräter werden von ihren eigenen Landsleuten verachtet. Gandhi warnte ernsthaft vor diesem Heuchler, und seine Warnungen wurden beherzigt. Man zeigte den Deutschen und Japanern die kalte Schulter. Ebenso wollten die Araber nichts von der Sache wissen. Die Nazis waren eben nicht fähig, die angelsächsische Mentalität zu verstehen,

so wenig wie den orientalischen Charakter. Die Islamiten und Buddhisten wollten sich nicht für Gold und Diamanten verkaufen.

Mit den Jahren schwand allmählich das Vertrauen zu Bose. Dennoch sprach er täglich über einen Sender in Burma zum indischen Volk.

«Ich kenne kein Beispiel in der Geschichte, wo die Freiheit nicht ohne fremde Hilfe in dieser oder jener Form gewonnen wurde». Bose beschönigte seinen Verrat und bat sein Volk, seine Motive richtig zu verstehen. «Ich bin nicht von Japan gekauft worden», sagte er. «Aber ich habe erkannt, dass Japan und Indien dieselben Interessen haben.»

Aber was nützen alle Radiosendungen, wenn Indiens Millionenvolk nur zweihunderttausend Radioapparate besitzt? Boses Stimme verhallte ungehört und er wurde als Spion und Verräter verdammt.

Obwohl seine Karriere ein Fiasko war, hatte er doch den Spionageorganisationen der Achsenländer einige Dienste erwiesen. Er bildete ein Hafenspionagesystem in Indien, das die Japaner befähigte, englische Konvois zu versenken. Obwohl, im Laufe der Zeit sein Einfluss unter dem Volk zusammenschumpfte, kann die Tatsache doch nicht abgeleugnet werden, dass die Achse ihn wegen seiner Verdienste weiterhin unterstützte. Seine Geschichte ist nun zu Ende; er starb plötzlich im Jahre 1945 und erlebte das Ende des Krieges nicht mehr.



WIE AMERIKAS GEHEIMCODE IN DEUTSCHE HÄNDE FIEL

XXI

Was veranlasst den Grossmufti von Jerusalem, ein Agent der Achse zu werden? Aus welchen Gründen wird jemand ein Spion? Aus Patriotismus, Liebe, Geldgier oder Abenteuerlust? Oder aus Hass? Alle diese Motive mögen eine Rolle spielen. Eines davon, der Hass, hat sich einer modernen Verwandlung unterzogen und ist zu einem faschistischen Prinzip geworden. Hass wurde zu einer Idee des nationalsozialistischen Fanatismus', mit seiner Abscheu gegen eine Klasse oder gegen eine Rasse. Der Mufti wurde zu blindem Hass gegen die Engländer angespornt. Das gleiche Schicksal widerfuhr einem jungen Amerikaner. Dieser tragische Fall enthüllt klarer als jede soziologische Statistik die Wirkung des Rassenwahnes; dieses Beispiel erläutert den von den Nazis inspirierten Antisemitismus, auf den ein junger Mensch von sonst bestem Charakter hereingefallen war.

Als er noch ein Knabe war, begeisterte sich Tyler Kent am Baseball und am Fussballspiel. Er genoss eine gute Erziehung, besuchte Princeton und die Sorbonne in Paris; später studierte er an der Universität von Madrid und an der GeorgeWashington-Universität in Washington. Sein Vater war ein erfolgreicher Diplomat gewesen, seine Mutter war eine gefühlvolle Frau, die von der Tat ihres Sohnes vollständig zerrüttet wurde. Sie konnte nicht verstehen, wie alles gekommen war, und wollte das Furchtbare einfach nicht glauben. Alles, was sie begriff, war, dass es um ihren Sohn ging, und sie überschüttete ihn mit all ihrer Zärtlichkeit und Liebe. Die verwitwete Mrs. A.H.P. Kent hätte es nicht über sich gebracht, an der Rechtschaffenheit ihres Kindes zu zweifeln.

Ihr Sohn wurde als einziges Kind in Mandschuria geboren, wo Mr. Kent im amerikanischen Aussendienst arbeitete. Tyler wuchs als vielversprechender und intelligenter Knabe heran. Schon mit zweiundzwanzig Jahren trat er in den amerikanischen diplomatischen Dienst ein. Er folgte den Fussstapfen seines Vaters und arbeitete zuerst in der

amerikanischen Gesandtschaft in Moskau. Im Oktober 1939 kam er auf die amerikanische Gesandtschaft in London, wo er Nachrichten zu dechiffrieren hatte. Es war kurz vor Ausbruch des Krieges, und in jenen gespannten Tagen konnte dieser Posten nur einem absolut zuverlässigen Mann übergeben werden. Tyler Kent war bei jedermann beliebt. Er führte seine Aufgaben zu vollster Zufriedenheit aus. Kent beherrschte verschiedene Sprachen, unter anderem Russisch, Französisch, Deutsch und Italienisch.

Kurz nachdem er sich in London eingearbeitet hatte, begann er, an politischen Versammlungen teilzunehmen, denn er wünschte die politische Entwicklung jener wirren Tage zu verstehen. Über die Möglichkeit eines baldigen Krieges war er sehr betrübt. Tyler Kent hasste den Krieg, und er horchte auf jene Gruppen in England, welche ihn vermeiden wollten. Dies waren aber nicht etwa die Bewunderer von Neville Chamberlain und seiner tragischen Mission in München. Nein, es waren Leute ganz anderer Art. Kent hörte den Sirengesang von Greta Käinen, der schönen Pazifistin in Skandinavien. Er lauschte den von den Nazis inspirierten Friedensreden. Kent begann, an den Zusammenkünften der Mosley-Faschisten teilzunehmen. Er kam auch mit Kapitän H.M. Ramsey, einem Parlamentsmitglied, zusammen, der, wie Mosley, ein fanatischer Antisemit war.

Diese selbe Gruppe britischer Faschisten stand in Verbindung mit der Englisch-Deutschen Gesellschaft, einer Organisation, welcher prominente englische Deutschen-Freunde, wie zum Beispiel Admiral Sir Barry Domville, angehörten. Sir Barry, der später interniert wurde, war der Direktor des britischen Marinegeheimdienstes gewesen.

Tyler Kent hörte auf die Propaganda, dass die Juden am kommenden Kriege schuld seien. Es war das übliche Geschrei: die Juden und die Plutokraten in Europa und die Vereinigten Staaten seien nach Kriegsgewinn gierig; die internationalen Banken befänden sich alle im Besitze von Juden, welche den Krieg bereits geplant hätten.

Kents Verhalten auf der amerikanischen Gesandtschaft blieb normal. Hie und da machte er einige antijüdische Bemerkungen, über welche seine Mitarbeiter erstaunt waren. Aber er leistete weiterhin gute Arbeit.

Dann brach der Zweite Weltkrieg aus. Am 18. Mai 1940 kam ein Vertreter von Scot-

land Yard zum amerikanischen Gesandten Joseph P. Kennedy und erzählte ihm eine unheimliche Geschichte, die der Gesandte kaum glauben konnte. Es handelte sich um eine äusserst delikate Angelegenheit. Kennedy erfuhr, dass Kent die Aufmerksamkeit von Scotland Yard auf sich gezogen hatte, weil er mit einer zweifelhaften Gesellschaft von Leuten in Verbindung stehe, welche durch ihre prodeutsche Aktivität und antijüdische Propaganda bekannt seien. Der Geheimdienstler erzählte dem Gesandten, dass Tyler Kent mit einem Mädchen Umgang habe, welches später wegen Spionage verhaftet wurde. Anna Wolkoff, das verhaftete Mädchen, war eine naturalisierte Engländerin russischen Ursprungs. Sie war die Tochter eines früheren zaristischen Admirals und arbeitete mit Mosley zusammen. Miss Wolkoff hatte seit der Russischen Revolution in England gelebt und sich rasch eine beträchtliche Anzahl Freunde in der Londoner Gesellschaft erworben. Nach Ausbruch des Zweiten Weltkrieges hatte die britische Polizei an ihrer Aktivität Interesse genommen. Man vermutete, dass sie mit Deutschland in geheimer Verbindung stehe und der Achse Informationen schicke. Es wurde festgestellt, dass Tyler Kent häufig mit ihr zusammen war. Scotland Yard wusste auch, dass Kent und Anna Wolkoff gemeinsam ein Auto besaßen, und man war überzeugt, dass das Mädchen von Kent vertrauliche Informationen erhielt. Der Offizier sagte zum Gesandten Kennedy, dass es ihm sehr erwünscht wäre, wenn er die Räume Kents durchsuchen könnte. Kennedy wollte vorläufig Kents diplomatische Unverletzbarkeit noch nicht geltend machen und bewilligte das Begehren Scotland Yards. Aber er hoffte, dass sich alles als ein Irrtum herausstellen würde. Der Gesandte und ein anderer amerikanischer Vertreter begleiteten die Männer von Scotland Yard als Zeugen.

Man durchsuchte Kents Wohnung in London und fand, was man vermutet hatte: Kent hatte mehr als eintausendfünfhundert Kopien aus der Korrespondenz der amerikanischen Gesandtschaft verborgen. Ebenso waren nachgemachte Schlüssel zum Dechiffrierungsbüro in seinem Besitz. Als man J. Kent befragte, bemerkte er, dass er diese Schlüssel kopiert habe, um jederzeit sein Büro betreten zu können. Aber man fand noch mehr Beweise; man entdeckte zwei photographische Platten von den Dokumenten der Gesandtschaft und gewisses Propagandamaterial, das der britischen Kriegführung sehr schädlich

hätte werden können. Scotland Yard fand heraus, dass die Dokumente an Deutschland weitergeleitet worden waren.

Man erstattete der entsetzten Mutter von Tyler Kent darüber Bericht und sagte ihr, dass man begonnen habe, die gefundenen Papiere zu klassifizieren. Sie bezogen sich praktisch auf die gesamte Korrespondenz mit dem Staatsdepartement und mit Präsident Roosevelt.

Dies war für die amerikanische Gesandtschaft in London ein furchtbarer Schlag. Kennedy fragte in grosser Aufregung, warum man ihn nicht früher darauf aufmerksam gemacht habe. Die Engländer erklärten ihm, dass sie zuerst alle Indizien zusammentragen wollten, bevor sie die Sache an die Öffentlichkeit brächten.

Der Tatbestand war folgender: Täglich wurden Kabel nach England geschickt, und Scotland Yard vermutete, dass man sie auf irgendeine Weise nach Berlin weiterleitete. Ihr Verdacht fiel auf Tyler Kent. Sie beobachteten ihn und kamen auf seine Besuche bei Anna Wolkoff, welche bereits beschattet wurde. Die Freundschaft zwischen dem Mädchen und Kent wuchs und die beiden wurden mit der Zeit unvorsichtig. Sie begannen, miteinander in der Stadt zu essen. Nach solchen Zusammenkünften ging aber Anna Wolkoff jeweils nicht nach Hause, sondern sie fuhr mit dem Autobus zu einem kleinen Photostudio in einer Londoner Nebenstrasse. Scotland Yard kam darauf, dass sie die dechiffrierten Telegramme Kents dem Photographen brachte, welcher sie auf einen Mikrofilm aufnahm. Man konnte ganz genau ermitteln, was in dem Photostudio vor sich ging. Einige Tage später verhaftete man Fräulein Wolkoff und den Photographen, welcher in direkter Verbindung mit Rom gestanden hatte. Monatlang waren geheime Dokumente der britisch-amerikanischen Diplomatie nach Rom und von dort nach Berlin geleitet worden. Und in all dieser Zeit hatte die amerikanische Gesandtschaft nicht die geringste Ahnung von diesem Handel gehabt...

Kent wurde seines Postens enthoben und sofort verhaftet. Er bat, man solle ihn nach Amerika schicken, wo er sich dem Gericht zur Verfügung stellen wolle. Man sagte ihm aber, dass er zuerst seine Strafe in England verbüssen müsse. Nachher wollte man ihn in sein Heimatland bringen, wo er ein neues Urteil abzuwarten habe. Er wurde zu sieben

Jahren Zuchthaus verurteilt. Seine Komplizin, Fräulein Wolkoff, erhielt eine Gefängnisstrafe von zehn Jahren. Aber sie hatte die Genugtuung, dass ihre Arbeit Deutschland von grossem Nutzen gewesen war. Denn all dies geschah in den vierzig kritischen Tagen Frankreichs, und in dieser Zeit war die amerikanische Gesandtschaft ohne Geheimcode. Es bestand ein vollständiger Unterbruch zwischen Washington und London. Der alte Code konnte nicht benützt werden, seit die Achse den Schlüssel dazu besass. Man brauchte mehrere Wochen, um einen neuen Geheimcode zusammenzustellen.

In New York weinte eine Mutter um ihren Jungen. Sie versicherte, dass ihr Sohn das Vertrauen, welches man ihm geschenkt, nicht missbraucht habe und dass ein furchtbarer Irrtum vorliegen müsse. Die Jahre vergingen, aber ihr Glaube an ihn wankte nicht. Sie setzte alle Hebel in Bewegung und ihre Bemühungen wuchsen sich derart aus, dass der Fall Kent in den Vereinigten Staaten einen politischen Anstrich bekam. Mrs. Kent schrieb an Kongressmitglieder, Gesandte und Kirchenführer Hunderte von Briefen. Sie verlangte Gerechtigkeit für ihren Sohn. Sie bat, dass man ihn einem amerikanischen Gericht ausliefere. Sie behauptete, das englische Gericht sei nicht gerecht gewesen. Sie erfuhr die Genugtuung, dass ihre Hilferufe von antisemitischen Elementen und von Freunden der britischen Faschisten unterstützt wurden. Sie stellten den jungen Tyler Kent als Märtyrer hin. Ihre Version war, dass der Fall Kent eine gigantische Verschwörung, ein Komplott zwischen Churchill und Roosevelt gewesen sei, denn beide Männer hätten daran Interesse gehabt, den jungen Mann zu liquidieren. Es ging das Gerücht um, dass Tyler Kent zu viel wusste. Seine Anhänger behaupteten, dass die Kabel Beweismaterial dafür seien, dass Churchill beabsichtigt habe, die Vereinigten Staaten in den Krieg hineinzuziehen. Man sprach sogar von geheimen Abmachungen und Verhaftungen. Tyler Kent wurde zu ihrem Helden erhoben ...

Frühere Isolationisten und politische Opponenten von Roosevelt und Churchill verteidigten Kent. Sie hofften, dass weitere Untersuchungen in diesem Falle die Existenz von geheimen Verträgen zwischen den beiden Staatsmännern an den Tag bringen würden.

Man wünschte, Roosevelt im Hinblick auf die Wahlen im Jahre 1944 zu kompromittieren. Kongressmitglieder, die gegen den Lend-and-lease-Pakt gestimmt hatten, schienen zu fühlen, dass der Fall Kent Wasser auf ihre Mühle war. Sie brachten ihn vor den Obersten Gerichtshof.

Mrs. Kent beteuerte, dass ihr Sohn ein Pazifist sei, der immer gewünscht habe, dass die Vereinigten Staaten nicht in den Krieg verwickelt würden. Dies seien seine Motive gewesen, als er die Kabel kopiert habe. Er habe die Botschaften nur seinen Freunden gezeigt.

1944 war das Jahr der Wahlen in Amerika und die ganze Geschichte war für gewisse Leute politisches Futter. Das Komplott verdichtete sich. Es sah bald so aus, als ob Mrs. Kent mit ihren Anschuldigungen recht hätte. War es wahr, dass die Regierungschefs irgend etwas verheimlichten? Mrs. Kent konnte nicht ruhen, bis sie die Wahrheit herausgebracht hatte. Sie engagierte auf eigene Rechnung einen unparteiischen Sachverständigen. Jan Ross MacFarlane, ein Beamter aus Baltimore, wurde nach England geschickt, damit er noch mehr Tatsachen über ihren Sohn erfahre. In Grossbritannien kam er mit John Bryan Owen, dem Sohn des früheren amerikanischen Ministers in Dänemark, zusammen. Owen wusste eine ganze Menge über den Fall Kent. Er besass streng vertrauliches Material. Bryan konnte ihn dazu bringen, nach den Vereinigten Staaten zu reisen. Er sollte mit Mrs. Kent sprechen, für die er eine Menge Neuigkeiten hatte. Aber die schicksalshafte Zusammenkunft fand nie statt! Einige Tage, nachdem Owen in Amerika angekommen war, wurde er in seinem Zimmer in Greenwich Village tot aufgefunden. Er war mit Veronal vergiftet worden. War es ein Unglücksfall? Die Polizei vermutete Selbstmord. Aber es liefen Gerüchte, dass «die Verwaltung» diesen Weg gewählt habe, um sich des gefährlichen Zeugen zu entledigen. Amerikanische Faschisten liessen diese Geschichte voller Eifer zirkulieren. Das Geheimnis ist immer noch ungelüftet. Mrs. Kent und amerikanische Antisemiten, wie zum Beispiel Gerald L.K. Smith, welche selbst die Verteidigung von Kent übernommen haben, grübeln immer noch über Owens Tod nach. Die Mutter hoffte, zu siegen. Die politische Geheimnistuerei, die seltsamen Umstände waren für sie günstig. Aber dann wurde ein entschlossener Schritt unternommen, der ihre

Hoffnungen vernichtete. Gewisse Leute beschlossen nämlich, den unverantwortlichen und schimpflichen Gerüchten ein Ende zu bereiten. Der Fall wurde an die Öffentlichkeit gebracht, um mit einem Schlage all das Geklatsch von geheimen Pakten, bestochenen Gerichten und Mördern zu bannen. Das Staatsdepartement und der Gesandte Kennedy ergriffen das Wort und erzählten die ganze Geschichte.

\*

Jene Mainacht im Jahre 1940 war eine der unruhigsten in der Karriere des Präsidenten Roosevelt gewesen. In grosser Bestürzung hatte der Gesandte Kennedy das Weisse Haus angerufen. Er sagte Roosevelt, dass Amerikas Geheimcode wertlos geworden sei. Das ganze geheime Nachrichtensystem der Vereinigten Staaten war zerstört, das ganze Chiffriere- und Codesystem war unbrauchbar geworden. Überdies waren die Deutschen, die Italiener und die Japaner über jedes Problem und über jeden Beschluss, den das Staatsdepartement und das Weisse Haus in einer Zeitspanne von acht Monaten gefällt hatte, informiert.

Ein schlimmerer Skandal und ein schwererer Schlag hätte die amerikanische Diplomatie nicht treffen können. Der Geheimdienst von Admiral Canaris hatte acht Monate lang alle amerikanischen Botschaften dechiffriert. Sie legten ihre Hände auf Telegramme jeder Gesandtschaft und jedes Konsulates in der ganzen Welt. Ein junger Mann hatte das gesamte amerikanische Codesystem zunichte gemacht, hatte den Schlüssel zu unzähligen Geheimnissen dem Feinde in die Hände gespielt und wichtige Zukunftspläne enthüllt, hatte durch eine einzige Tat bedeutungsvolle Statistiken und Angaben über die Kriegsproduktion bekanntgegeben.

Die Geheimnisse der englischen und amerikanischen GegenSpionage wurden an der Bandlerstrasse dechiffriert. Die amerikanischen Originalkabel mit den dechiffrierten Vergleichen befähigten Canaris, das ganze Geheimsystem zu rekonstruieren, das vielleicht ohne das Wissen von Tyler Kent gemacht wurde.

Jede einzelne Regierungsdepesche wird als gewöhnliches Telegramm oder über den Radio an die Gesandtschaften und Konsulate in den verschiedenen Ländern weitergelei-

tet. So sind diese Botschaften jedermann in den Nachrichtenbüros zugänglich. Es war für Canaris nichts leichter, als in jedes Büro einen Agenten zu setzen, welcher Kopien der Nachrichten an den Geheimdienst in Berlin weiterzuleiten hatte, wo die Deutschen den Geheimeode rekonstruierten.

Die amerikanische Regierung benutzte, wie alle anderen Regierungen, mehrere Codes, leichte und schwere. Der schwerste war für wichtige Geheimnisse reserviert. Kent kannte sie alle. Als der Verrat entdeckt wurde, waren die Vereinigten Staaten gezwungen, ihre Meldungen einzustellen. Vielleicht war sich Kent nie der letzten Konsequenzen seiner Tat bewusst. Als man mit ihm sprach, blieb er kalt und ungerührt. Er zeigte absolut keine Reue.

Journalisten fragten den Gesandten Kennedy, was wohl Kent veranlasst hätte, sein eigenes Land zu verraten. Kennedy versuchte, die Sache zu erklären. Im «New York World Telegram» vom 5. September 1944 veröffentlicht Henry J. Taylor die Erklärung des Gesandten:

«Ich glaube nicht, dass Geld eine Rolle gespielt hat. Ich kann mir die Sache nur in der folgenden Weise erklären: Kent schien einen krankhaften anti-jüdischen Komplex gehabt zu haben, der, wie ich überzeugt bin, die treibende Kraft für sein Verhalten in London gewesen ist. Als er verhaftet wurde, fragte ich ihn, wie er um des Himmels willen so etwas habe tun können und ob er denn nicht an seine Mutter gedacht habe. Seine einzige Antwort war eine Tirade von Anklagen gegen die Juden. Er zeigte keine Reue, nur Bedauern mit seiner Mutter. Er bat mich auch, ich sollte versuchen, ihn zu vergessen.»

Kents Mutter weinte bittere Tränen über ihren Sohn. In ihrer Verzweiflung und Sorge wehrte sie sich nicht, als ein berüchtigter Faschist wie Gerald L.K. Smith „die sensationellste Geschichte des Jahrhunderts“ veröffentlichte, eine Verteidigung von Tyler Kent, die ihn zum vornehmsten Helden und Märtyrer Amerikas stempelte. Gerald L.K. Smith wollte das amerikanische Publikum glauben machen, dass der junge Tyler beabsichtigt habe, die Vereinigten Staaten vor dem Zweiten Weltkrieg zu retten, und deshalb enthüllte er die geheimen Lend-and-lease-Vorbereitungen von Präsident Roosevelt und Premierminister Churchill. Er beteuerte, dass Kent kein Vertrauen missbraucht und keine offiziellen Dokumente geraubt habe, dass er ein aufrechter Patriot sei...



Der Fall Kent ist eine der tragischsten Angelegenheiten in der Geschichte Amerikas. Sie sollte allen jungen Leuten zur Warnung dienen, welche auf die freundlichen friedliebenden Politiker hören, die im Namen des Vaterlandes, Christus' oder Amerikas erzählen, dass die amerikanische Demokratie an die Juden und Kommunisten verkauft worden sei.

Wir werden über den Fall Kent noch mehr vernehmen. Der junge Tyler wird im Jahre 1947 seine Strafe abgebüsst haben und nach den Vereinigten Staaten verbracht werden. Seine Anhänger werden zweifellos versuchen, diese Gelegenheit dann so gut wie möglich auszunützen.

## FALSCHER FLÜCHTLINGE

### XXII

Im Grossen Ganzen durfte Tyler Kent zufrieden sein. Die Engländer gingen mit ihm sanfter um als mit anderen.

Der Krieg hatte London zu einer internationalen Stadt gemacht. Man sah in den Strassen die Uniformen der alliierten Länder: kanadische, mexikanische, brasilianische und norwegische, so gut wie die Tracht der Krankenschwestern vieler Nationen. Ein ganzer Strom von Flüchtlingen war auch darunter. Viele davon waren Patrioten des europäischen Kontinentes, die gefährliche und gewagte Abenteuer hinter sich hatten. Sie wurden alle sorgfältigen Verhören unterworfen, ihre Papiere von den verschiedenen Exilregierungen kontrolliert und von den Widerstandsbewegungen in der Heimat bestätigt. Keiner konnte in England bleiben, ohne aufs Genaueste durchsucht zu werden.

Dennoch gab es falsche Patrioten und Flüchtlinge, die den Nachforschungen und der Aufmerksamkeit von Scotland Yard entgingen. Die Nazis erkannten bald, dass das «Flüchtlingsspiel» für sie dienlich war. Canaris' neuste Agenten maskierten sich als Flüchtlinge. England hatte seinen guten Willen gegenüber den europäischen Patrioten bewiesen. Die Mitglieder der Widerstandsbewegungen wurden als Brüder behandelt und man gewährte ihnen britische Gastfreundschaft. Admiral Canaris beschloss, diese Tatsache auszunützen. Dutzende von Flüchtlingen wurden nach London geschmuggelt. Ihre «Flucht» wurde bis ins Detail organisiert.

Da existierte ein siebenundzwanzigjähriger Belgier namens Joseph Jan Vanhoven. Er war stets ein guter Patriot gewesen, der mit seinen Landsleuten die Abneigung gegen die Deutschen teilte. Als Kellner im Hotel «Cosmopolitan» in Brüssel musste er die arroganten deutschen Offiziere bedienen, welche dort assen. Vanhoven verbarg seine Feindschaft, die er für die Gäste empfand. Er war ein perfekter Kellner. Aus irgendeinem Grunde wurde er von einem Offizier bevorzugt. Eines Tages zeigte ihm der deutsche Leutnant Eilenburg einen Weg, für seine Familie Lebensmittel zu erhalten: «Sie gehen

zum Quartiermeister, fragen nach Heinrich und nennen meinen Namen. Er wird Ihnen Nahrungsmittel und Zigaretten geben.»

Das besetzte Belgien hungerte, denn die Nazis hatten alles weggenommen; sie hatten auch Wäsche für ihre Truppen in Russland konfisziert und Fischerboote, Autos, Kleider, Getreide und Lebensmittel beschlagnahmt. Das Land war ausgeraubt. Vanhoven war von grosser Dankbarkeit für den Leutnant erfüllt. Seine alten Eltern hatten seit Monaten nichts Rechtes mehr gegessen. So folgte er denn unbedenklich den Anweisungen des Offiziers und erhielt wirklich Nahrungsmittel und einige Pakete Zigaretten.

Am folgenden Tag näherte sich der Kellner dem Deutschen und dankte ihm gerührt. Eilenburg lachte fröhlich und fragte ihn, ob er öfters solche Geschenke haben wolle. Er könne weiterhin Vorräte holen, wenn er einen Teil davon auf dem Schwarzen Markt verkaufe und den Gewinn zur Hälfte mit ihm, Eilenburg, teile. «Wir Deutschen sind immer grosszügig», meinte er. Und so wurde Vanhoven ein Lieferant des Schwarzen Marktes. Der Leutnant drängte ihn zu immer grösseren Verkäufen.

Der Handel dauerte Monate. Eilenburg verdiente ungefähr fünfzigtausend Francs bei diesem Geschäft. Er fuhr nach Paris, wo er für sein Mädchen in Deutschland einen Pelzmantel und einige Kleider erstand. Eilenburg wurde aber infolgedessen vom deutschen Geheimdienst verdächtigt. Die Agenten von Admiral Canaris fragten sich, woher der Leutnant das viele Geld habe. Sie begannen Nachforschungen anzustellen und glaubten Eilenburg in eine Spionageaffäre verwickelt.

Der Offizier wurde einem Verhör unterzogen und wegen des Geldes befragt. Sein Kommandant, zwei Geheimagenten und ein Vertreter der Gestapo waren anwesend. Sie fragten ihn direkt: «Arbeiten Sie für die Engländer? Oder unterhalten Sie irgendwelche Verbindungen mit dem französischen Maquis?»

Eilenburg zitterte in seinen Stiefeln. Dies konnte seinen Tod bedeuten! Er brach unter den Fragen zusammen, und während er schwur, er habe niemals sein Vaterland verraten, gestand er, auf dem Schwarzen Markt sein Geld verdient zu haben. Er war in eine unglückliche Liebesgeschichte verwickelt. Eine Tänzerin in München, die er leidenschaftlich liebte, verlangte wertvolle Geschenke.

Die Spionageanklage gegen Eilenburg wurde fallen gelassen; er wurde jedoch an die russische Front geschickt. Joseph Vanhoven hörte nichts von der ganzen Geschichte, bis er plötzlich eines Morgens verhaftet wurde. Drei Männer fragten nach ihm im Hotel. In seinem Frack wurde er ins Hauptquartier der Gestapo geführt.

Sie erzählten ihm alles, was sie über seine Tätigkeit auf dem Schwarzen Markt wussten. Der Vorsitzende Offizier war ein gewisser Hans Junglau, der dem Belgier herzlos ins Gesicht sagte: «Wir können Sie für diese Tat erschiessen. Sie haben Eigentum der Armee gestohlen.»

Vanhoven bat um Gnade und stammelte, dass er sich der tieferen Gründe seines Handelns eigentlich nie bewusst gewesen sei. «Ich bin nur ein armer Mann», sagte er zu den Nazis. «Ich tat nur, was mir der Leutnant befahl.» Er meinte, man solle ihm eine Chance geben, er wolle tun, was immer man von ihm verlange.

So kam der arme Joseph Vanhoven unfreiwillig zu der Karriere eines deutschen Spions. Als Toter hatte der bleiche, unbedeutende Kellner für die Deutschen keinen Wert; andererseits brauchten sie dringend Agenten für gefährliche Aufgaben. Die Nazis heckten einen Plan aus. Einige Tage nach seiner Verhaftung stand in den Zeitungen, dass der Kellner des Hotels «Cosmopolitan» ein gemeiner Schwarzhändler und Dieb sei. Vanhoven werde in ganz Belgien gesucht, denn der schlaue Bursche sei entflohen.

Unterdessen wurde Vanhoven nach Paris verbracht. Dort hatte er Kontakt mit der Widerstandsbewegung aufzunehmen. Er zeigte seine belgischen Papiere und erklärte, dass man ihm nach dem Leben trachte. Die französische Untergrundbewegung nahm Vanhoven als Flüchtling auf. Man gewährte ihm Unterschlupf. Schliesslich wurde er über die Pyrenäen nach Spanien geschmuggelt. In Madrid ging er schnurstracks zur deutschen Gesandtschaft. Er wurde von Herrn Eberhard von Stohrer empfangen. Stohrer, der deutsche Gesandte in Spanien, hatte sich stets nebenbei mit Spionage beschäftigt. Wie früher erwähnt, nahm er während des Ersten Weltkrieges als Vorgesetzter von Canaris dieselbe Stellung ein.

Stohrer war ein geistreicher Gesprächspartner und glänzender Gesellschafter. An diplomatischen Banketts sprühte er von Witz. Die Frauen beteten ihn an. Er war ein Freund

von Marschall Pétain, als dieser französischer Gesandter in Madrid war. Stohrer kannte Hitler und Mussolini persönlich. Er diente Canaris als Lieferant, dem er viele spanische Agenten verschafft hatte.

Der Gesandte war sehr freundlich zu dem verängstigten Kellner. Vanhoven rapportierte benommen der hohen Persönlichkeit. Der Gesandte bat ihn, sich ein wenig zu erholen. Vanhoven habe bis jetzt sehr gut gearbeitet; er habe einige Ferientage verdient. Stohrer gab ihm Geld. Er erwartete bald neue Befehle von Berlin.

Vanhoven schrieb in seiner Freizeit einen detaillierten Bericht über seine Erfahrungen mit dem französischen Maquis; er nannte auch die Namen der Mitglieder, denen er begegnet war.

Der Gesandte war sehr zufrieden mit Vanhovens Rapport, laut dem er einige Männer entlarvte, welche alliierten Fliegern zur Flucht verhelfen hatten. Er meldete auch interessante Tatsachen über geheime Radiosender. Der Bericht wurde mit einer eindringlichen Empfehlung an Canaris weitergeleitet.

Die neuen Befehle trafen ein: Vanhoven musste nach England fahren. Er sollte einen geheimen Radiosender mitnehmen; um diesen bedienen zu können, hatte er vorher einen Kurs mitgemacht. Eine Liste seiner Aufgaben sollte ihm in London übergeben werden.

Die Reise war umständlich. Zuerst fuhr er auf einem spanischen Schiff, das Orangen nach Schweden brachte. Dort verliess er das Boot und meldete sich als Maquisard auf der britischen Gesandtschaft in Stockholm. Die Engländer hörten ihm aufmerksam zu, denn dieser Mann hatte bestimmt eine Menge interessanter Dinge gesehen. Er zeigte seine belgischen Papiere und erzählte seine Geschichte, die dann auch in den Zeitungen veröffentlicht wurde. Der Kellner, welcher den Deutschen Lebensmittel gestohlen hatte, um sie seinen hungernden Landsleuten zu schenken, wurde zum Helden. Es schien kein Wunder, dass die Nazis einen Preis auf seinen Kopf gesetzt hatten. Vanhoven erzählte den Engländern, dass er nichts sehnlicher wünsche, als nach England zu reisen, um der freien belgischen Armee beizutreten. Sowohl die belgische Regierung, die konsultiert wurde, als auch die Engländer hatten die beste Meinung von ihm. Er erhielt einen Platz in einem Kurierflugzeug, welches nach England flog.

Aber Scotland Yard gefiel die Geschichte nicht. Sie war fast zu klar, zu einfach, um glaubwürdig zu sein, und es schien auch ein wenig seltsam, dass der Mann alle seine Papiere bei sich hatte ...

Der deutsche Gesandte hatte Vanhoven eine Adresse in England gegeben. Er sollte den Kontakt mit einem Wirtshausbesitzer in East End aufnehmen. Nach einigen Tagen machte er sich auf den Weg. Er betrat unauffällig das Lokal, trank einige Gläser Bier und fragte nebenbei nach Mr. Pearson. Er erhielt die Antwort, dass kein Mr. Pearson da sei. Er müsse am falschen Ort sein. Ehe er indessen wegging, klopfte ihm jemand auf die Schulter und lud ihn zu einem weiteren Drink ein.

Dieser Jemand sagte, dass er Mr. Pearson kenne. Er zog Vanhoven in eine dunkle Ecke und murmelte, dass er die Anweisung habe, unter belgischen Seeleuten zu arbeiten. In Wirklichkeit existierte gar kein Mr. Pearson. Der Name diente nur als Kennwort. Das Lokal war jahrelang als Nachrichtenzentrum für die Spione benützt worden. Die Agenten von Scotland Yard waren darüber in jeder Beziehung orientiert, aber sie liessen das Restaurant nicht schliessen, da sie dort stets die Ankunft eines neuen Spions erfuhren, denn alle wurden immer dorthin geschickt.

Auch Vanhoven blieb unbelästigt. Er arbeitete unter den belgischen Seeleuten, aber seine Spionagetätigkeit wurde plötzlich unterbrochen, als nach drei Monaten er und ein paar seiner Mitarbeiter verhaftet wurden. Vanhoven wurde im Gefängnis von Wandsworth zum Tode durch den Strang verurteilt. Er legte ein volles Geständnis ab, bevor er starb. Er bat um Milderung der Strafe, da er doch in den Spionagedienst gezwungen worden sei; allein das Todesurteil wurde vollstreckt.

\*

Beinahe jeder Spion, der sich als Flüchtling ausgegeben hatte, wurde verhaftet. Der Grund ist einleuchtend: die Flüchtlinge, die ein neues Land betreten, werden gründlicher ausgefragt als gewöhnliche Bürger. Agenten, die geschickt allen Fallen entgangen waren, wurden dennoch entlarvt.

Ein interessanter Fall eines solchen «Flüchtlings» ist derjenige von Willy Kernig, eines

skrupellosen Schurken, der für Geld alles machte. Er war ein fünfundvierzigjähriger, kleiner Mann, der viel lachte und ein ausserordentlich höfliches Benehmen hatte. Trotzdem wirkte seine Art irgendwie unangenehm.

Er war ein Deutscher. Bevor Hitler zur Macht kam, war Kernig Chef einer Geburtsklinik gewesen, die schlechten Ruf genoss. Nebenbei hatte er Abtreibungen vorgenommen. Aus diesem Grunde war er schon mehrere Male eingesperrt gewesen. Er war ein perverter Mensch, der eine Schwäche für junge Mädchen unter vierzehn Jahren hatte. Er gab sich als Pionier einer neuen Sexualreform aus. Nachdem Hitler die Macht ergriffen hatte, verliess er Deutschland.

Willy Kernig reiste nach Prag. Er wandte sich an jedes Hilfskomitee für Flüchtlinge. Er machte harte Zeiten durch und besass bisweilen überhaupt kein Geld. Er schrieb Pamphlete über seine Sexualreform und pflegte Umgang mit älteren Damen. Diese Frauen fanden ihn angenehm und interessant; eine war sogar so sehr beeindruckt, dass sie ihn heiraten wollte.

Aber Kernig fühlte, dass eine Ehe für seine zukünftige Karriere nicht günstig wäre. Er unternahm alsbald Schritte, um seine Lage zu verbessern. In einer Nacht hatte er ein Stelldichein mit einem hübschen tschechischen Mädchen, das er verführte und dessen Geld er stahl. Der Dieb wurde der Polizei gemeldet. Kernig wurde verhaftet und zu einem Jahr Gefängnis verurteilt mit der zusätzlichen Strafe, dass er nach seiner Freilassung aus dem Lande gewiesen werde.

Kernig hatte sich nach einem anderen Asyl umzusehen. Er wählte Schweden. Die Runde begann von neuem. Kernig belagerte die Flüchtlingskomitees und bat um ihre Hilfe. Ausserdem rief er jeden Pfarrer und Rabbiner des Landes persönlich an. Es gab darunter kaum einen, der dem Manne nicht eine Fünf-Kronen-Note gab.

Die schwedische Polizei fand jedoch heraus, dass es sich um ein ziemlich zweifelhaftes Subjekt handelte. Auf Grund der Rapporte aus der Tschechoslowakei kam man zum Schlusse, ihn als unerwünschten Fremden zu behandeln. Er wurde nach Norwegen geschickt, blieb dort jedoch nur eine Woche lang, da die Norweger ihn wieder nach Schweden zurückschickten. Sie wollten nichts mit ihm zu tun haben.

Ein gestrandeter Mensch, ein von der Polizei verfolgter Flüchtling hatte sicher Hilfe

nötig. In jedem Lande gibt es barmherzige Samariter. Ein Methodistenprediger wollte ihm helfen; er war bereit, Kernig eine Reisemöglichkeit nach der Türkei zu verschaffen. Dasselbst sind die Mädchen bereits mit dreizehn Jahren reif, was für einen Mann von Kernigs Eigenschaften ein passender Zufluchtsort war. Der Priester lud ihn zu sich ein und sagte zu ihm: «Ich verstehe Ihre Probleme. Sie werden in der Türkei bestimmt glücklicher sein! Fürchten Sie sich nicht vor der Zukunft. Morgen werde ich die Fahrkarte und ein wenig Taschengeld für Sie bereithalten. Sie werden in der Türkei ein neues Leben beginnen.»

Kernig nahm diese Hilfe dankend an; dies schien ihm ein guter Ausweg zu sein. Jedoch beging er einen schrecklichen Fehler: er vergass seine Brieftasche im Hause des Predigers. Die Hausfrau öffnete sie, um zu erfahren, wem sie gehöre. Sie liess sie wie heisse Kohle fallen. Dass solche Dinge in ein gottesfürchtiges Haus kommen konnten! Die Brieftasche war voll pornographischer Bilder. Kernig, der Zuhälter und Abtreiber, hatte sich selbst entlarvt. Der Priester zog sein Angebot zurück. Nun hatte Kernig keine andere Wahl, als sich der Ausweisung zu unterziehen und in die Tschechoslowakei zurückzukehren.

Kernigs schlechtes Betragen wirkte sich auch nicht günstig auf die Angelegenheiten anderer Flüchtlinge aus. Nach sechs Monaten war aber der Vorfall bereits vergessen und unser kleiner Mann betrat schwedischen Boden. Er war tschechischer Bürger, trug einen Pelzmantel und rauchte teure Zigarren. Sein Name war Bedric Jaderny. In einem eleganten Hotel an der Vasagatan in Stockholm stieg er ab. Es war über ihn nicht viel bekannt; er schien ein Geschäftsmann zu sein, denn er telephonierte öfters vom Hotel aus und empfing auch einige Besucher in seinem Zimmer. Das war alles.

Es war niemand anders als Willy Kernig in Verkleidung. Er war Mitglied eines Geheimdienstes geworden und besass nun eine Menge Geld. Bald erhielt er jeden zweiten Tag einen Brief, welcher zweihundert Dollar enthielt. Er hatte die Absicht, die Flüchtlinge einem riesigen Spionagenetz einzuverleiben. Es sei schon für die richtige Partei, pflegte er mit vielversprechender Miene zu sagen. Er lud drei Flüchtlinge ins Hotel ein und enthüllte ihnen seine Pläne. Er brauchte Informationen über die deutsche Schifffahrt und wollte wissen, wieviel Kriegsmaterial von Schweden nach Deutschland gebracht wurde.



Kernig Jaclemy schien Freude daran zu haben, seine Besucher mit seinem geheimnisvollen Tun zu irritieren. Er sagte zum Beispiel nie, welchem Land er diene. Er behauptete, dass er russische, französische und tschechische Interessen vertrete. Die Flüchtlinge, welche er zu einer Zusammenarbeit einlud, wussten nicht recht, was sie von der Sache halten sollten. Bevor sie aber zu irgendeinem Entschluss kamen, wurden alle zusammen mit Kernig verhaftet. Die schwedische Polizei fand in dessen Besitz einen Geheimcode, mehrere Pläne über eine schwedische Rüstungsfabrik und Statistiken über die industrielle Produktion. Es waren klare Beweise von IndustrieSpionage, die jemand ausführte, der sich als Flüchtling ausgab. Kernig war für verschiedene Verfehlungen haftbar: Spionage, Wiedereintritt in ein Land, aus welchem er ausgewiesen worden war, und Benutzung eines falschen Passes.

Dennoch machten die Schweden dem Übeltäter ein Angebot, und zwar folgendes: Kernig sollte ungestraft ausgewiesen werden, wenn er erzählen würde, was er wusste und die Namen seiner Auftraggeber nannte. Wenn er nicht gewillt sei, dieser Forderung nachzukommen, würde er als Spion eingesperrt werden.

Daraufhin legte Kernig ein umfassendes Geständnis ab, welches aber zwanzig Jahre lang geheimgehalten wird. Aber so viel sickerte doch durch: Kernigs Chef war ein tschechischer Polizeioberrhaupt. Er hatte Kernig als Agenten angestellt. Aber trotzdem blieb der Fall unklar; die Schweden konnten nicht verstehen, weshalb die Tschechoslowakei Spione in ihr Land schickte.

Nach der Eroberung der Tschechoslowakei fiel plötzlich helles Licht auf den Fall Kernig. Das Rätsel war gelöst. Kernigs Polizeichef wurde ein Quisling. Er war seit Jahren ein Geheimagent von Admiral Canaris gewesen. Kernig hatte im guten Glauben gehandelt, er arbeite für die Tschechen und die Russen. Seine Rapporte über die schwedische Industrie wurden unverzüglich nach Berlin weitergeleitet.

Nach seinem Geständnis wurde er nach Finnland deportiert. Während der harten Zeit des finnisch-russischen Krieges versuchte er nach Estland zu fliehen, aber die Russen nahmen ihn gefangen. Sein weiteres Schicksal ist unbekannt.

Trotz der Rückschläge hatte Admiral Canaris eine Schwäche dafür, seine Spione als Flüchtlinge zu verkleiden. Dieses Vorgehen schien seine Spezialmethode gegen England zu werden.

In Grossbritannien waren Amerikaner stationiert. Kommando-Raids wurden von dort aus organisiert; es hatte daselbst Nachschubmaterial und die gesamten Armeen für die Invasion Europas waren auf der Insel angesammelt. Es war dringend notwendig, dass Hunderte von Spionen versuchten, nach England zu kommen, um Canaris auf dem laufenden zu halten. Seine Agenten mussten sich beeilen und sie hatten ihren Verstand zu schärfen. Ein Befehl ging an die Kontaktmänner in England: sie sollten den Weg ebnen. Die Situation verlangte Massenspionage, denn die Spionage von einzelnen hatte sich als unwirksam erwiesen. Canaris sah das Ende Hitlers und Deutschlands voraus und war dadurch verzweifelt und tollkühn geworden.

Die alliierten Geheimdienste vermuteten, dass Canaris nun seine grössten Anstrengungen machen würde. Sie nahmen gegenüber heroischen Flüchtlingsgeschichten eine immer misstrauischere Haltung ein. Nicht einmal die Bestätigung der Widerstandsbewegung war für sie entscheidend. Nichts wurde ohne mehrere Beweise geglaubt.

Im Jahre 1943 lauschte ein Offizier von Scotland Yard ungeduldig der folgenden Geschichte: Der Erzähler war ein aus Belgien geflüchteter Patriot namens Eugen Timmerman. Er sass dem Offizier gegenüber und machte einige kurze Angaben über sein Leben. Er war ein junger Bursche aus Ostende. Er sprach ziemlich gut Englisch, das er als Schiffssteward gelernt hatte. Seit Jahren hatte er in der belgischen Widerstandsbewegung gearbeitet, deren Führer für ihn einstanden. In einem kleinen Fischerboot war er über den Kanal gekommen. Die belgische Exilregierung hiess ihn willkommen und bürgte für ihn vor den englischen Behörden.

Der Mut, den der junge Mann gezeigt hatte, nötigte dem Offizier von Scotland Yard Respekt ab, obwohl er bemüht war, ihm dies nicht zu zeigen. Er unterzog den Burschen einem gründlichen Verhör.

Eugen Timmerman war der Wortführer von drei anderen, die mit ihm geflüchtet waren. Ihr Abenteuer war vielleicht das gewagteste, das Scotland Yard je zu Gehör bekommen hat. Eugen und die drei Kameraden sollten als Fremdarbeiter nach Deutschland de-

portiert werden. Alle vier waren sich einig, zu fliehen. Die Führer der Widerstandsbewegung wussten von dem Plan und unterstützten ihn, so gut sie konnten. Sie sammelten warme Kleider und Lebensmittel für die Burschen.

Die vier kannten das Land gut. Ohne jeden Zwischenfall erreichten sie ein kleines Dorf an der Küste, wo Fischerboote auf sie warteten. In den Booten waren Kleider von Fischern versteckt, die ihnen als Maskierung dienen sollten. Kaum waren sie auf die See hinausgefahren, wurden sie von einem deutschen Patrouillenboot angehalten. Man hielt die vier für gewöhnliche Fischer, die sich an ihre Tagesarbeit begaben.

Die Nordsee war rau und das kleine Schiffchen war viel zu schwach, als dass sie mit ihm bis nach England hätten fahren können. So beschlossen Eugen und seine Freunde, zu einer kleinen Insel vor der Küste zu segeln. Sie lebten dort drei Wochen lang als Fischer. Man liess sie in Ruhe. Jeden Tag besuchten zwei der Männer das nächste Dorf, um nach einem Schiff Ausschau zu halten, das sie nach England mitnehmen konnte. Was sie erfuhren, war für sie niederschlagend: die Deutschen hatten Tausende von belgischen Schiffen requiriert. Alles, was den Belgiern noch blieb, wurde von den Nazis genau registriert. Aber die vier gaben nicht auf. Ihre Nachbarn suchten für sie ein Schiff, und unterdessen sammelten sie für die Abenteurer Nahrungsmittel und Geld. Es waren alles gute Patrioten, die die Burschen niemals verraten hätten. Endlich war ein Schiff erreichbar. Es war ein kleines, aus dem Jahre 1910 stammendes Fischerboot; sein Motor war sehr alt und sein Boden verfault.

Die Flüchtlinge hatten Benzin und einen Kompass nötig, ebenso brauchten sie Informationen über die Minenfelder der Nazis. Mit Ach und Krach konnten sie schliesslich alles erhalten. Das Benzin wurde aus einem deutschen Armeelager gestohlen. Fischer brachten ihnen Nahrung und übermittelten ihnen Informationen, die sie sich auf ihren Seefahrten verschafft hatten. Endlich stach das Boot in See.

Keiner von den Burschen war für eine Meerfahrt trainiert, aber alle wussten ein wenig mit einem Schiff umzugehen. Eugen wurde zum Kapitän ernannt und die anderen bedienten Motor, Steuer und Segel.

Die Nacht war wolkig, dunkel und kühl. Die Minenfelder lagen ausserhalb der Drei-Meilen-Zone. Innerhalb dieser Grenze konnten die Fischer uneingeschränkt hin- und her-

fahren. Die vier erschrecken zu Tode, als ihr Schiff innerhalb der Zone angehalten wurde. Glücklicherweise war es so dunkel, dass die Nazis nicht sehen konnten, wie bleich und nervös sie waren. Es war ein deutsches Torpedoboot, dessen Offiziere eine Durchsuchung ihres Fahrzeuges anordneten. Man fand kein belastendes Material; die vier behaupteten, auf nächtliche Fischzüge zu gehen. Die Nazis beobachteten sie vier Stunden lang, nachdem man sie freigelassen hatte. Natürlich durften sie nicht in Richtung England fahren. Als der Morgen graute, signalisierte ihnen ein deutsches Patrouillenflugzeug, innerhalb der Drei-Meilen-Grenze zu verbleiben. Sie hatten die Anker zu werfen und einen Tag für ihren «Fischzug» vergehen zu lassen.

In der folgenden Nacht beschloss Eugen, die Flucht zu wagen. Sie fuhren wieder aufs Meer hinaus. Sie mussten sehr vorsichtig fahren und sich den Weg durch die Minen bahnen, dessen Einzelheiten sie den Engländern dann melden wollten.

Am nächsten Morgen waren sie schon weit von der belgischen Küste entfernt, aber immer noch England viel zu wenig nahe. Es zeigte sich nun, dass das alte Schiff leck war, und sie mussten zu den Pumpen greifen. Sie besaßen wenig Benzinvorräte, so dass sie von den Segeln abhängig waren. Das Wetter war ruhig und windstill.

Während der Nacht kam der Wind, und zwar tüchtig. Ein furchtbarer Nordseesturm entbrannte. Das alte Boot konnte sich kaum dagegen wehren und in kurzer Zeit waren die Ankerkette und das Hauptsegel zerrissen, während die Wogen über das Deck fluteten. Das schlimmste von allem war, dass der Wind sie gegen die belgische Küste zurücktrieb, und sie konnten daran nichts ändern. Sie sahen sich bereits verhaftet und erschossen. Schliesslich nahm die Windstärke ab, aber nur vorübergehend. Sie würden vielleicht den Nazis entgehen, dafür aber Opfer der Wellen werdenn... Das Boot schlug dreimal um. Wie durch ein Wunder konnten sie sich immer wieder retten. Es war dies vielleicht die Wirkung des Eisenballastes, den Eugen im Schiffsraum verstaut hatte. Jedesmal wurden alle vier über Bord geworfen, aber sie hatten sich mit langen Seilen an den Hauptmast gebunden, so dass sie stets von neuem an Deck klettern konnten.

Das Boot war mit Wasser angefüllt und die Pumpe entzweigebrochen. Die Flaschen mit Trinkwasser waren kaputt und das Meerwasser hatte fast ihre sämtlichen Lebensmit-

tel ungeniessbar gemacht. Vier Tage lang wütete der Sturm, währenddessen die Burschen um ihr Leben kämpften. Inmitten des wilden Kampfes sahen sie noch Treibminen, die knapp an ihrem Schiff vorbeiging.

Als der Sturm sich endlich gelegt hatte, begannen die erschöpften Männer die Verwüstungen so gut wie möglich zu reparieren. Ihre Hauptsorge war, dass sie vielleicht in die Nähe der deutschen Küste abgetrieben worden waren; aber ohne Instrumente und Seekarten konnten sie nicht herausfinden, wo sie sich befanden.

Dann kam der nächste Schrecken: sie sahen einen Bomber über sich und befürchteten, dass er sie entdeckt hatte. Wenn es ein deutsches Flugzeug war, würde alles aus sein. Sie erlebten furchtbare Augenblicke, bis sie den rot-weiss-blauen Kreis der Royal Air Force entdeckten. Es war ein Hudson Bomber, und die Männer führten einen wilden Freudentanz auf. Sie machten rasch aus ihren Hemden eine Flagge und gaben SOS-Signale. Der Bomber antwortete mit Lichtsignalen, dass er Hilfe schicke. Eine Stunde später wurden sie von einem Zerstörer aufgenommen.

Die vier Patrioten wurden auf ihrem Wege nach England mit Nahrung und warmen Kleidern versehen. Ihre Geschichte bedeutete eine Sensation. Die belgische Regierung offerierte Eugen Timmerman eine Stellung im Kongo. Die Informationen, welche die Männer über die Minenfelder geben konnten, waren sehr wertvoll. Eugen wurde als Held verehrt. Er traf frühere Kameraden, die auch geflüchtet waren, im belgischen Klub, wo er als der mutigste von allen gefeiert wurde.

Eines Tages, als sich Timmerman im Klub befand, trat ein neuer Besucher ein. Er blieb bei der Türe stehen. Es war ein Offizier der belgischen Armee. Er warf einen langen Blick auf Timmerman, der aber des Offiziers Anwesenheit nicht achtete. Dieser erinnerte sich, Eugen Timmerman als Dolmetscher bei der Gestapo bereits begegnet zu sein. Er drehte sich um, verliess den Klub und ging direkt zu Scotland Yard.

Am nächsten Morgen um sechs Uhr wurde Timmermans Wohnung durchsucht. Man fand einen Geheimsender, der transportabel war und um die Hüfte geschnallt werden konnte. Ebenso entdeckte man unsichtbare Tinte und entsprechend präpariertes Papier. Timmerman hatte in einer Schublade vierhundertfünfundsiebzig Dollar und siebenundneunzig Pfund zehn Schillinge versteckt.

Dieser Spion war Scotland Yard bisher entschlüpft. Er hatte bereits Nachrichten über amerikanische Truppenbewegungen und über gewisse Vorbereitungen im belgischen Kongo vermittelt. Er hatte mit Canaris' Agenten in Portugal, Spanien und Frankreich in Korrespondenz gestanden. Er hatte ihnen Dokumente der belgischen Regierung geschickt und Angaben über englische Munitionslager, Flugplätze und Marinebasen gemacht. Unter seinen Briefen fand Scotland Yard den Befehl, Timmerman solle «mit dem englischen Volk dort den Kontakt aufnehmen, wo es am unbefangenen sei – in Autobussen, Zügen und öffentlichen Lokalen».

Die gefährliche Flucht war mit Wissen von Admiral Canaris ausgeführt worden. Der Sturm war natürlich nicht vorgesehen und Timmermans drei Kameraden waren ehrenhafte Patrioten. Canaris hatte sie nicht verhaftet, weil sie Timmerman als Tarnung dienen sollten. Diesem war es gelungen, bis nach England zu kommen, aber dort wurde er schliesslich gehängt.

*DE GAULLES AGENTEN IN AFRIKA*

XXIII

Es war im Jahre 1943, als das Kriegsglück sich wendete, in einem kleinen, ruhigen Dorfe des Elsass. Die Sonntagsglocken riefen die Leute zur Kirche. Man feierte bald das Weihnachtsfest. Der Krieg schien weit weg zu sein. Die Nazis waren vernünftig genug, um sich nicht auch noch in die kirchlichen Angelegenheiten des Elsäßer Völkleins zu mischen.

Die Orgel wurde von einem talentierten Musiker aus Arbois gespielt, einem einundzwanzigjährigen Manne namens Henri Köpfler. Er war klein und dunkelhaarig und lebhaft. Seine Augen blitzten in seinem kindlichen Gesicht. Er begleitete den Chorgesang und spielte eigene Variationen von alten Hymnen; bisweilen verwendete er Themen aus der verbotenen Marseillaise. Dieser Kunstkniff fand immer den freudigen Beifall der Kirchengemeinde.

Plötzlich wurde das sonntägliche Spiel unterbrochen; draussen auf der Strasse hörte man Motorräder und Autos der Deutschen vorbeifahren. Irgendein Führer der Widerstandsbewegung wurde verfolgt. Wann würde dies alles endlich einmal ein Ende nehmen? Die Gemeinde betete stumm für die Befreiung Frankreichs.

Dann geschah etwas Störendes: mitten im Gesang hörte die Orgel auf zu spielen. Die Leute schauten sich um. Nach einer gewissen Ratlosigkeit aber sangen sie wieder, indessen ohne Orgelbegleitung. Auf der Empore liess Henri Köpfler vor Erstaunen seine Hände von den Tasten sinken, denn sein alter Freund Jean Peroux war erschienen. Er war vor einiger Zeit von den Nazis zum Tode verurteilt worden und hatte sich nach England flüchten können; nun trat er unerwartet hier in Erscheinung. Er war mit einem Fallschirm abgesprungen.

«Wir dürfen keine Zeit verlieren», sagte Jean. „Komm hinaus, wo wir sprechen können.“ Jean und Henri verliessen die Kirche über eine kleine, steile Treppe, die für den Organisten bestimmt war. Es blieb keine Zeit, um ihre Freundschaft zu erneuern. Jean

steuerte sofort aufs Ziel los: «Ich komme von General de Gaulle. Henri, du bist in furchtbarer Gefahr!»

«Haben die Nazis entdeckt, dass ich General Giraud zur Flucht verholfen habe?»

«Es ist nicht das», sagte Jean aufgeregt.

Henri, der begabte junge Organist, gehörte seit drei Jahren der Widerstandsbewegung an. Er war einer der ersten gewesen, die ihre Treue zu General de Gaulle verkündeten. Seine Berufung als Geheimagent hatte ihm manche schlaflose Nacht bereitet und ihn in manch gefährliches Abenteuer verstrickt. Henri hatte den Schmuggel von Flüchtlingen zwischen Deutschland und Frankreich organisiert. Fremdarbeiter, entflozene Kriegsgefangene und gelandete alliierte Flieger wurden in Sicherheit gebracht. Das Spiel hatte jahrelang gedauert, bis schliesslich der Spiess umgedreht wurde. Hunderte von alliierten Agenten wurden nach Deutschland geschmuggelt. Henri Köpfler hatte sich dabei so ausgezeichnet, dass er mit der Befreiung General Girauds aus der Festung Königstein beauftragt wurde. Der junge Mann hatte den General sicher bis an die Schweizer Grenze geleitet.

Henri, der Organist, war einer der Schlüsselmänner der Widerstandsbewegung in jenem Gebiet. Aus diesem Grunde war Jean Peroux gekommen, um ihn zu warnen. Henri hatte Belgiern, Holländern, Norwegern und Menschen aller Nationalitäten geholfen; aber nun war das Geheimnis offenkundig. Jean erzählte von dem Spion Eugen Timmerman, der in England erwischt worden war. Dieser Spion kannte Henris Namen nicht, aber er kannte Belgier, denen Henri beigestanden hatte. Bestimmt waren die Nazis von ihm darüber informiert worden. Es war deshalb zu empfehlen, dass Henri so rasch wie möglich verschwand. Jean selbst würde noch diese Nacht zurückfliegen. Die beiden Männer reichten sich verabschiedend die Hände.

Jean verschwand so plötzlich, wie er gekommen war. Henri wollte keine Zeit verlieren; er wollte noch am gleichen Abend abreisen. Er war gerade dabei, das Notwendigste zu packen, als er ein Auto hörte, das die Strasse herunterfuhr. Er eilte aus dem Haus und sauste mit seinem Fahrrad davon; allein es war zu spät. Die Gestapo hatte ihn bereits umzingelt. Er wurde ins Hauptquartier nach Dijon gebracht.

Während der mehrstündigen Fahrt sagte Henri kein Wort. Er dachte über die Art seiner



Verteidigung nach und die nicht weniger wichtigen Alibis. Schliesslich kam er mit einem Seufzer der Erleichterung auf eine Idee. Er lächelte zuversichtlich. Es würde ihm nichts geschehen...

Das Gefängnis der Gestapo in Dijon war eine düstere alte Festung. Henri wurde vor einen deutschen Obersten geführt, dessen Namen er nicht erfuhr.

«Sie sind also der Mann, der Giraud zur Flucht verholfen hat!», schnauzte der Oberst ihn an. «Sie tun gut daran, sofort ein Geständnis abzulegen, damit wir nicht unnütze Zeit versäumen.»

Henri, der vor dem Obersten stand, fühlte sich müde und setzte sich in einen bequemen Stuhl.

«Steh auf, du Schwein!», schrie ihn der Oberst an. Ein Adjutant schlug Henri ins Gesicht; aber dieser lächelte nur und blieb sitzen. Er sagte: «Meine Herren, da Sie ja bereits alles wissen, warum fragen Sie mich dann noch? Jawohl, ich hatte die grosse Ehre, General Giraud behilflich zu sein.»

Die Deutschen waren verblüfft. Da sie mit einem langen Verhör gerechnet hatten, verwirrte sie das spontane Geständnis. Vielleicht war dies gar nicht der richtige Mann. Der Oberst wusste im Augenblick nicht, was tun. Er befahl etwas unsicher: «Nun gut, erzählen Sie uns, wie Sie vorgegangen sind!»

Henri blieb sitzen und lächelte: «Ich werde es Ihnen sagen. Es war ganz einfach. Ich hatte dieses Messer bei mir» – und er zog ein Messer aus seiner Tasche. «Ein Mann der Gestapo schöpfte Verdacht und zog seinen Revolver, und so schnitt ich mit diesem Messer-»

Und während er den Inquirenten mit dieser erfundenen Geschichte ablenkte, schnitt er sich mit dem Messer die Pulsader auf. Ein Blutstrahl strömte heraus. Der Oberst und seine Männer rannten nach einem Arzt. Henri befand sich in einem erbarmungswürdigen Zustand, als er ins Spital von Dijon eingeliefert wurde.

Einige Tage später, als sein Zustand immer noch kritisch war, konnte er entfliehen. Eine Krankenschwester des Spitals war ihm dabei behilflich. Er fand bei Patrioten Unterschlupf, die ihn noch drei Wochen pflegen mussten. Sein Freund Jean Peroux wurde benachrichtigt, und Jean besuchte seinen Freund ungefähr einen Monat nach dessen Genesung. Henri war immer noch bleich und schwach.

«Wenn ich gewusst hätte, dass du noch so schwach bist, hätte ich dir bestimmt keine neuen Anweisungen gebracht», sagte Jean.

«Oh, mir geht es ganz gut! Sage mir, was ich tun kann. Es ist höchste Zeit, dass ich wieder etwas unternehme.»

Henri wurde nach Afrika geschickt. Er sollte dort selbständig arbeiten. Er stiess aber auf Schwierigkeiten. Er sollte sich neue Papiere und einen neuen Namen verschaffen, sich faschistischen Gruppen anschliessen und die Rolle eines Quislings spielen. Henri war nicht begeistert von dieser neuen Aufgabe; er fühlte sich zu jung für eine solch grosse Verantwortung. Aber es wurde ihm bedeutet, dass General de Gaulle ihn für diese Mission ausgewählt habe.

Jean skizzierte Henris zukünftige Tätigkeit. Die afrikanische Atmosphäre war voller Intrigen und doppelgesichtiger Diplomatie. Die Arbeit eines Agenten auf diesem Kontinent bedeutete Einsamkeit und Gefahr. Es gab wenige, denen Vertrauen geschenkt werden konnte, und tote Männer konnten in der weiten Wüste nicht entdeckt werden. Es gab verschiedene Adressen von Freunden in Casablanca und Dakar, an die sich Henri aber nur wenden sollte, wenn es absolut nötig war.

Henri sollte gegen die Canaris-Maschine in Nordafrika kämpfen. Die deutsche Friedensvertragskommission hatte sich auf diesem Kontinent eingenistet. Geheime Flugplätze waren im Entstehen, und die Franzosen wurden gezwungen, den Bau der Trans-Sahara-Bahn mit grösster Eile zu beendigen. Denn die Deutschen hatten ihre Gründe dafür, eine Verbindungslinie zwischen Oran, Colomb-Bechar, Segou und Dakar zu erhalten. Die Nazis träumten von Flugplätzen und Marinebasen in Westafrika, die sie für einen Angriff gegen Amerika gebrauchen konnten.

Zehntausend Fremdarbeiter und Soldaten der einst so stolzen Fremdenlegion arbeiteten an der Bahn. Zehntausend weitere Arbeiter wurden in Frankreich für diese Arbeit zusammengetrommelt. Die Arbeitsbedingungen waren denkbar ungünstig. Die Mannschaften, die an verschiedenen Punkten der Linie konzentriert waren, mussten zehn, zwölf, vierzehn und achtzehn Stunden im Tag arbeiten. Man kümmerte sich mehr um die Stahlschienen, die gelegt wurden, als um die Lebensbedingungen der Menschen. Die Aufseher benützten Peitschen, um die Kolonnen anzutreiben. Flugplätze mussten angelegt werden, damit die Bahnlinie geschützt werden konnte. Dakar sollte in einen U-Boot-

Stützpunkt umgewandelt werden. Henri hatte die Aufgabe, über die Fortschritte zu rapportieren.

Henri kam auf die Idee, als Freiwilliger eines Arbeitsbataillons afrikanischen Boden zu betreten. Jedoch erfuhr er von der Regierung in Vichy, dass er sich nur an seinem Wohnort einschreiben könne, wo er auch die Beglaubigung der lokalen Behörden erhalte. Für Henri war es ein grosses Risiko, nach Arbois zurückzukehren, wo er an die Nazis verraten werden konnte; aber er sah keinen anderen Weg. Er machte den Versuch und zählte dabei auf seine alten Freunde, die ihm falsche Papiere verschaffen würden. Am ersten Tag wanderte er tollkühn durch die Strassen seines Heimatdorfes. Er wurde von einem deutschen Offizier gesehen und erkannt und sofort von ihm niedergeknallt. Drei Kugeln drangen in seinen Körper und zwei in seinen Kopf. Der junge Mann starb augenblicklich. Auf seinem Grab lag ein ganzer Berg von Blumen und ein Kranz, den General de Gaulle geschickt hatte. Aber diese Blumen konnten den tapferen jungen Menschen nicht mehr zum Leben erwecken...

Jean, Henris Freund, übernahm dessen Mission. Zwei Monate später erschien Maurice Mercier, alias Jean Peroux, in Colomb-Bechar, dem heissesten Platz Algeriens. Er trug die Uniform eines Legionärs und war einer von den Tausenden, welche an der Eisenbahnlinie beschäftigt waren.

Es war eine todbringende Arbeit. Die Temperatur erreichte hundertdreissig Grad Fahrenheit. Den Arbeitern standen keine Zelte zur Verfügung und sie mussten auf dem blossen Sand der Wüste oder auf dem Kies der Bahnlinie schlafen. Man verfügte über keine sanitären Einrichtungen. Das Trinkwasser war unsauber und hatte einen ekelhaften Geruch; es wurde mit Kalzium-Chlorid vermischt. Die Männer bekamen Dysenterie, Typhus und Tropenfieber. Sogar die Kranken wurden zur Arbeit angetrieben. Ganze Gruppen mussten auf Tagesmärschen von einem Ort zum andern wandern. Unterwegs starben viele. Ihre Kameraden hatten keine Zeit, für sie Gräber zu schaufeln; man machte nur hastig eine Sandhöhle und legte die Toten hinein.

Maurice Merciers Los unterschied sich in keiner Weise von dem der andern Arbeiter. Er fühlte, dass er es nicht lange aushalten würde. Die Offiziere der Legion, welche als Aufseher amtierten, waren von grösster Brutalität. Sie bestrafte Flucht mit dem Tode. Der

Offizier, dem Merciers Gruppe unterstand, war ein gewisser Hauptmann Linak, ein Deutscher von Geburt, welcher schon seit zwanzig Jahren in der Fremdenlegion diente. Seine Unmenschlichkeit übertraf noch diejenige der andern Offiziere.

Maurice schaute sich seinen Hauptmann genau an. Irgend etwas stimmte nicht mit diesem deutschen Offizier, der das Französische mit einem auffallenden Akzent sprach. Linak war öfters abwesend, und Maurice erfuhr, dass er jeweils mit seinem Privatflugzeug nach den grossen Städten Nordafrikas flog – Casablanca, Oran und El Hajeb.

Linak wurde von den Männern glühend gehasst. Die Offiziere waren alle von den langen Märschen und der harten Arbeit dispensiert. Linak verbrachte seine Zeit mit Trinken, und je mehr er trank, desto härter wurde das Leben der ihm unterstellten Männer. Keiner war jemals in Linaks Zelt gewesen, und Maurice war neugierig, welche Geheimnisse es barg. Viele Besucher waren daselbst empfangen worden.

Die Arbeit ging weiter, monoton, endlos, zermürend. Maurice, ein Sklave gleich den anderen, hatte keine Gelegenheit, seine Mission auszuführen, und er fühlte sich einsam und verlassen. Würde er sterben, wie tausend andere, die für die Trans-Sahara-Bahn zugrundegegangen waren?

Es gab einen Weg, der ihn retten konnte, obwohl Maurice davor voll Abscheu und Scham zurückschreckte. Es war eine der gemeinsten Taktiken moderner Spionage. Viele deutsche Offiziere waren bekanntlich homosexuell. Sie konnten nicht von weiblichen Spionen, sondern nur von Männern an der Nase herumgeführt werden. Maurice hatte seinen Hauptmann scharf genug beobachtet, um ihn zu dieser Sorte von Menschen zählen zu können. Er fühlte sich von der Notwendigkeit seiner Selbstentehrung angeekelt, und die Einzelheiten sind zu hässlich, um hier beschrieben zu werden; aber der Versuch war erfolgreich. Maurice wurde der Liebling des deutschen Hauptmanns...

Linak hatte die Macht, das Los seines neuen Freundes zu erleichtern. Maurice wurde in die Feldküche versetzt und leistete dem Hauptmann auch persönliche Dienste. Später wurde er zum Aufseher über die Arbeiter ernannt.

Linak blieb vorerst vorsichtig und schenkte dem neuen Freund nicht sofort sein ganzes Vertrauen. Aber er fühlte bald, dass dieser zuverlässig sei. Als er erfuhr, dass Maurice

aus dem Elsass kam, Deutsch sprach und sich stets mehr als Deutscher denn als Franzose gefühlt hatte, schwand seine letzte Zurückhaltung.

Maurice war eine Woche lang mit seiner Mannschaft in der Wüste gewesen. Als er zurückkehrte, empfing ihn der Hauptmann herzlich. «Wir kennen einander nun so gut, dass ich dir einen Vorschlag machen will», begann Linak und lud Maurice ein, ein Mitglied des Geheimdienstes von Admiral Canaris zu werden. Maurice zögerte zuerst, aber Linak drängte ihn und liess nicht locker. Er offerierte dem jungen Mann, nach Casablanca zu gehen, wo er einen der Chefs des deutschen Geheimdienstes in Afrika treffen würde, einen gewissen Herrn Schultze, mit dem er über seine zukünftige Tätigkeit sprechen könne. Schultze war der «Arbeitgeber» und lebte unter falschem Namen. Die meisten prominenten Figuren von Canaris' Maschine waren entweder unter einer Nummer oder unter einem falschen Namen bekannt, denn sie fürchteten sich vor einer künftigen Entlarvung und Vergeltung.

Schultze erwartete Maurice im Hotel «Alfa» in Casablanca. Sie nippten Apéritifs auf der Terrasse und beobachteten die exotischen Menschen in der Strasse. Schultze erwähnte den Grund ihrer Zusammenkunft nicht. Schliesslich bat er Maurice, ihm auf sein Zimmer zu folgen; denn dort konnten sie nicht belauscht werden. Er sagte, dass Linak Maurice sehr warm empfohlen habe, aber dass er selbst daran zweifle, dass der junge Mann für diese Arbeit geeignet sei.

Maurice verteidigte sich: «Ich erwarte nicht, dass Sie mir sofort Vertrauen schenken. Sie befürchten vielleicht, dass ich Ihre Befehle an de Gaulle oder an die verdammten Engländer weiterleite. Ich verstehe Ihre Vorsicht. Aber ich kenne einen Weg, der Ihnen für meine Redlichkeit garantiert.»

Schultze hörte zu, bereits halb gewonnen durch die direkte Art des Burschen. «Meine Idee ist folgende», fuhr Maurice fort. «Wenn ich nämlich ein Mitglied des Geheimdienstes von de Gaulle wäre, was würde ich tun? Ich würde versuchen, die deutschen Flugplätze in Afrika, die Trans-Sahara-Bahn, die Marinestützpunkte und die vielen Geheimsender auszuspionieren. Zum mindesten sehe ich die Sache so, wenn ich mich in die Rol-

le eines solchen Spions hineindenke. Aber es kann sein, dass ich kein französischer Agent, sondern ein deutscher Spion bin. Als solcher kann ich mir keinen besseren Plan denken, als mein Auge auf dieselben Dinge zu richten, deutsche Stützpunkte auszukundschaften, Bekanntschaften mit verdächtigen Personen zu schliessen. Kurz gesagt, ich würde in der Gegenspionage tätig sein! Vielleicht könnte ich einige dieser Agenten de Gaulles entlarven. Ich könnte sogar so weit gehen, mich selbst als solchen auszugeben und somit mit der französischen Widerstandsbewegung in Afrika beitreten, um Ihnen dann ausführliche Gegenspionagerapporte zu verschaffen. Auf diese Weise könnten Sie mich anstellen, ohne dass Sie vor mir Ihre Pläne enthüllen. Sie begreifen wohl, dass ich derart niemals die Möglichkeit hätte, Sie oder Ihre Geheimnisse zu verraten. Ich würde Ihnen einmal im Monat rapportieren.» Die beiden wurden in diesem Sinne einig. Schultze gab Maurice fünfzigtausend Francs und verschaffte ihm eine Fahrkarte nach Dakar.

Zuerst kehrte Maurice indessen zu seinem Freund Linak zurück, um ihm Bericht zu erstatten. Der Hauptmann war über den Erfolg seines Lieblings höchst erfreut. Linak war ein unausgeglichener Charakter; ein fanatischer und brutaler Nazi auf der einen Seite und andernteils ein zärtlicher Freund. Er war sehr geldgierig. Aus Habsucht verkaufte er die Zelte der Arbeiter und liess die Männer auf dem Wüstensand, über welchen der kalte Nachtwind strich, schlafen. Sein Wohlwollen seinem Freunde gegenüber war von den selben Motiven geleitet.

«Nun kann ich ganz offen mit dir sprechen», sagte Linak. «Du sollst wissen, dass auch ich für Schultze arbeite. Es ist eine Art Nebenbeschäftigung für mich. Aber ich habe für meine Nachforschungen nicht genügend Zeit, seitdem diese verdammte Eisenbahn mich so stark in Anspruch nimmt. Ich werde für jeden einzelnen Rapport, den ich erstatte, besonders bezahlt. Wenn du mir einige deiner Erkundigungen mitteilen wolltest, könnte ich mehr Geld verdienen. Selbstverständlich würde ich den Verdienst mit dir teilen.»

Ein willkommenerer Vorschlag konnte Maurice nicht gemacht werden. Mit gespielter Gleichgültigkeit antwortete er, dass er sich freue, mit seinem Freund zusammenzuarbeiten, aber dass Linak ihm sagen müsse, für welche Objekte er sich besonders interessiere.

Linak erzählte ihm, dass man französische Agenten suche, welche mit Hilfe von Kurzwellensendern Botschaften nach Europa schickten. Die Agenten benutzten mobile Sender und ihr Tätigkeitsgebiet befand sich in der Umgebung von Dakar.

«Aber ich kenne mich im Radio nicht gut aus», warf Maurice ein. «Ich muss zuerst dafür von deutschen Radiotechnikern trainiert werden.»

Bei dieser Gelegenheit erhielt Maurice die Adresse von geheimen deutschen Radiooperatoren in Dakar und ebenso eine Empfehlung an sie.

Er reiste nach Dakar. Gemäss der Vereinbarung mit Schultze gab er sich als Gaullist aus, eine Maske, die zu benützen für ihn natürlich leicht war. Er traf mit französischen Agenten zusammen, denen er sich anvertraute, und dann nahm er Fühlung mit dem deutschen Spionagering in Dakar. Er gewann dessen Vertrauen, indem er den Männern wertvolles Material über die französische Widerstandsbewegung verschaffte, Material, das natürlich für den Gebrauch der Nazis erfunden worden war. Linak und Schultze waren höchst befriedigt und schickten an Admiral Canaris wichtige Rapporte.

Bald war Maurice ein talentierter Radiospion. Er hatte die Aufgabe, Befehle nach Südamerika zu übermitteln. Eine seiner ersten Botschaften lautete wie folgt:

«Suchen Sie Flugbasen in Kolumbien und Venezuela. Finden Sie die Flugzeugtypen und Abfahrtsdaten heraus.»

Selbstverständlich schickte er die gleiche Botschaft an die FBI, den englischen und französischen Geheimdienst; Maurice sandte sie auch an seine Freunde in Dakar. Eine andere Nachricht, die Maurice an die Alliierten weiterleiten konnte, war ein Auftrag von Admiral Canaris persönlich:

«Können Sie geeignete Männer unter den chilenischen Studenten herausfinden, die nach den Vereinigten Staaten reisen, um sich einem Flugtraining zu unterziehen?»

Maurice wurde für die Alliierten ein Agent von unschätzbarem Wert. Was die Spione in Dakar mit grosser Mühe und Anstrengung herauszufinden versuchten, hatte er dank der Empfehlung seines homosexuellen Wohltäters in einigen Wochen ermittelt. Dakar war auch ein Zentrum, wo die Nazis Informationen direkt von amerikanischen Stationen erhielten. Kurzwellensender funkten von Amerika nach Mexiko, von Mexiko nach Costa

Rica, von Costa Rica nach Argentinien und von dort schliesslich nach Dakar. Maurice empfing alle diese Botschaften. Einige von ihnen können nun bekanntgegeben werden. Man las:

«Wir können die Kanalzone nicht mehr betreten. Konsul X kann wahrscheinlich gekauft werden ...»

«Das chilenische Schiff ‚Tolten‘ nimmt Ladung für die USA. auf.» (Es wurde von deutschen U-Booten versenkt.)

«Wir werden zwei oder drei grosse englische Kriegsschiffe auf den Meeresgrund schicken, ohne dass jemand uns dabei verdächtigt. Wenn das Geschäft klappt, erwarten Sie Zahlung nach der Versenkung, nichts zum voraus...»

Diese Information war ein wertvolles Geschenk für die FBI, den Marinegeheimdienst und Scotland Yard. Aber Maurices Tätigkeit wurde plötzlich unterbrochen. Nicht, dass ihn jemand verdächtigte, aber Hauptmann Linak fühlte sich einsam. Er wollte seinen Freund wieder bei sich haben; Maurice sollte zurückkehren. Der offizielle Grund seiner Rückberufung war, dass der Bau der Trans-Sahara-Bahn nur sehr langsam vorwärts ging. Viele Arbeiter waren geflohen und Hunderte gestorben. Überdies kam der Nachschub nicht durch. Tausende Tonnen von Stahl fehlten. Die Zementfabriken in Casablanca mussten alles nach Frankreich schicken, wo die Nazis der Küste entlang Befestigungen für die kommende Invasion anlegten.

Maurice sollte helfen, die Bahnarbeit zu reorganisieren, doch bekam ihm das Klima schlecht und er fühlte sich krank. Überdies hatte er seine Mission erfüllt, soweit es in seinen Kräften stand.

Er überlistete Linak von neuem: «Wir brauchen mehr Arbeiter. Wenn du mir Vollmacht gibst, werde ich nach Frankreich zurückkehren und zehntausend Männer rekrutieren.»

Linak wusste, dass es unmöglich war, zehntausend Männer für diese Arbeit zu erhalten. Aber er sagte: «Wenn du mir dreitausend bringst, bin ich mit dir schon zufrieden.»

Maurice reiste nach Marseille und wurde nicht wieder gesehen. Aber kurz darauf statete Jean Peroux, alias Maurice Mercier, der englischen Gesandtschaft in Lissabon einen Besuch ab. Seine Rapporte kamen den Absichten der Nazis in Dakar zuvor. Die Bahnarbeit war beinahe lahmgelegt. Die deutschen Spione Linak und Schultze wurden erschossen, als Afrika befreit wurde.



*DER FALL MARIKA RÖKK UND DER FALL  
FRITZ MANDL*

XXIV

Canaris' Agenten suchten ganz Spanien und Portugal nach dem verschwundenen Maurice Mercier ab. Was für einen Kapitalfehler hatten sie gemacht! Das Abenteuer in Afrika hatte einen furchtbaren Rückschlag erlitten. Aber solche Niederlagen waren kaum zu vermeiden; sie gehörten zum System der Massenspionage. Die Alliierten setzten diese Gefahr auf ein Minimum herab, indem sie eine kleinere Anzahl von sorgfältig ausgewählten und gut trainierten Agenten verwendeten. Canaris, mit seinen Tausenden von Spionen und Unteragenten, konnte nicht jeden einzelnen prüfen.

Wegen dieser fundamentalen Schwäche seines Systems der Massenspionage bestrafte Canaris den Verrat stets aufs strengste. Er wollte seine Untergebenen wissen lassen, dass die Strafe für Verrat an ihm und an seinem Führer einzig und allein der Tod sei. Aus diesem Grunde verfolgte er nun Mercier.

Der Admiral hatte eine Idee, wie Mercier erwischt werden konnte. Eine seiner geschicktesten Spioninnen wurde nach Lissabon geschickt, um dort den Aufenthaltsort des Franzosen ausfindig zu machen. Der Admiral war überzeugt, dass der junge Mann am ehesten auf Liebe hereinfliegen würde.

Die Agentin, die den Auftrag erhielt, war als Schauspielerin und als Sängerin sehr bekannt. Eine der wenigen Erinnerungen an die Berliner Vorkriegsfrohlichkeit war das wöchentliche Konzert des ungarischen Stars Marika Rökk. Sie hatte eine wundervolle, anziehende Stimme. Innerhalb von NaziDeutschland allein besaß sie eine Radio-Zuhörerschaft von Millionen, und ihre Stimme wurde auf den langen Wellen durch ganz Europa und auf den Kurzwellen bis nach Südamerika geleitet. Einer breiten Zuhörerschaft war es längst bekannt, dass sie jede Woche einmal am Radio sang. Aber was diese Millionen nicht wussten, war, dass die Lieder oft von Schallplatten wiedergegeben wurden. Marika Rökk war häufig monatelang von der deutschen Hauptstadt abwesend.

Sie war es, die mit dem Spezialauftrag nach Lissabon geschickt wurde. In der portugiesischen Hauptstadt war sie unter verschiedenen Namen bekannt; bisweilen nannte sie sich selbst Mary, dann wieder, intimer, Muckie oder Liebling. Sie gab in grosszügiger Weise Geld aus und erklärte, dass sie alles beim deutschen Film verdient hätte. Sie war eine geistreiche und temperamentvolle Zigeunerin und hatte eine ereignisreiche Karriere hinter sich. Sie war zuerst Zirkusartistin gewesen und dann in jungen Jahren in Wien zum Theater gekommen. Im Gegensatz zu vielen von Canaris' Agenten machte sie aus ihrer Sympathie für die Nazis kein Geheimnis. Auf alle Fälle schien sie unter diesem Regime zu gedeihen...

Marika besuchte das Palmbeach von Portugal, das Kasino von Estril, wo sich ein berühmter Spielsaal befindet. Dort wurden die Touristen darüber informiert, dass die Windsors sich in der Nähe aufhielten, dass dieser oder jener südamerikanische Diplomat alle seine Freizeit dort verbringe, denn das Kasino von Estril ist ein internationaler Ort, wo sich Deutsche und Russen, Amerikaner und Italiener, Franzosen und Türken treffen. Vor allem ist es ein Gemeinplatz der Agenten von Canaris und Laurenti Beria, von der Gestapo und den britischen und amerikanischen Secret Services.

Marika hatte eine Reisebegleiterin namens Hildegard Frick. Auch sie war eine Sängerin, die am Berliner Radio arbeitete. Hildegard sprach fließend Portugiesisch.

Die beiden Frauen sahen nicht nur fabelhaft aus, sondern sie waren auch sehr zugänglich. Sie waren auf neue Freundschaften erpicht. Sie wollten mit Ausländern tanzen und mit den Diplomaten aller Länder anstossen. Selbstverständlich erstatteten sie Canaris Meldung über die Namen ihrer neuen Bekanntschaften.

Aber trotz all ihrer Reisen, trotz all ihrer Feste und trotz all ihrer Aufenthalte in luxuriösen Hotels konnten sie in ganz Portugal keine Spur von Maurice Mercier finden. Denn dieser war in einem Flugzeug aus Frankreich geflüchtet und nach England geflogen, um General de Gaulle zu rapportieren.

Ausser dem Fall Mercier hatten Marika und Hildegard noch einige andere Aufgaben zu erfüllen. Sie standen in Verbindung mit Agenten, die in Mozambique arbeiteten, und mit Spezialagenten, welche in Spanien Spionagenester organisierten.

Das neutrale Spanien ergriff grundsätzlich jede Gelegenheit, um der Achse zu helfen. Während am Radio Schallplatten Marika Röcks Stimme ertönen liessen, war sie selber in Spanien und sammelte Rapporte, die sie an Admiral Canaris weiterleitete. Worauf sich diese Rapporte bezogen, werden wir nie erfahren; jedoch äusserte ein Mann in den Vereinigten Staaten darüber eine Vermutung. Dieser Mann ist bekannt dafür, dass er stets das Richtige trifft. Er heisst Walter Winchell. Er hatte seinerzeit entdeckt, dass ein geheimnisvolles Schiff in der Bay von Vigo, an der spanischen Nordküste, die Anker ausgeworfen hatte. Dieses Schiff war ein als spanisches Fischerboot getarntes deutsches U-Boot. Niemand wusste, welche Mission dieses Schiff hatte. Nahm es Brennstoff auf, oder landete es Agenten, oder befand sich an der spanischen Küste ein geheimer U-Boots-Hafen? Auf jeden Fall kamen die Engländer darauf und bombardierten das Schiff.

Walter Winchell schrieb eine öffentliche Abhandlung über diese Verletzung der spanischen „Neutralität“. Er sagte; „Deutsche U-Boote nehmen an der spanischen Küste während der Nacht Brennstoff, Nahrungsmittel und Trinkwasser an Bord; ebenso werden dort beschädigte deutsche Schiffe repariert und zwei Rüstungsfabriken arbeiten für die deutsche Wehrmacht.“

Winchell gab auch den Standort gewisser Flugbasen bekannt, welche in Spanien im Besitze der Deutschen waren. Marika Röck arbeitete mit den Kommandanten dieser Stützpunkte zusammen. Auf jeden Fall wissen wir, dass, obwohl ihr die Suche nach Mercier misslungen war, Marika Röck die wichtigste Hafenspionin Deutschlands in Spanien und Portugal wurde.

Sie entging aber den aufmerksamen Augen der alliierten Secret Services nicht. Man überwachte sie und man fand schliesslich heraus, dass die Italiener den Nazis halfen, ihre Spionage zu organisieren.

Es gab einen besonderen italienischen Zweig des deutschen Geheimdienstes, welcher von Dr. Eugenio Moreale geleitet wurde. Moreale war einer der konservativen Politiker Europas, den man sozusagen als Mitglied der diplomatischen Unterwelt betrachten konnte. Jahrelang war er Mussolinis persönlicher Freund, Vertreter und finanzieller Berater. Nachdem Mussolini gefangengenommen und dann wieder von den Nazis befreit

worden war, wurde Moreale sein geheimer Vertreter auf der iberischen Halbinsel. Er hatte dort die Italiener zu überwachen und über ihre Verbindungen mit den Alliierten Bericht zu erstatten. Seine Agenten folgten den Italienern in die Cafes an der Avenida de Libertad und in die Restaurants auf dem Platz Don Pedro IV.

Moreale gab sich aber nicht damit zufrieden, der Beauftragte eines gefallenen Cäsars zu sein. Er mutete sich grössere Aufgaben zu und hatte im Sinne, Mussolini zu überleben. Vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges war Moreale in Waffengeschäfte verwickelt gewesen. Nun nützte er die damals gewonnenen Verbindungen aus, um sich einen Rückzugsweg offen zu halten. Dieser Weg führte zu den Diktatoren von Südamerika, oder besser gesagt nach Argentinien; denn in Buenos Aires lebte der reiche und neuste Bürger Argentiniens. Fritz Mandl – der Munitionskönig des Landes.

Die Spionage hat häufig dunkle Verbindungen mit dem Waffenhandel und mit geheimer Aufrüstung. Marika Röck, Hildegard Frick und Dr. Moreale zum Beispiel waren an diesen Dingen stark interessiert. Aber im Grunde genommen waren sie Glieder einer Kette von Intrigen, die in Argentinien modernster Waffenindustrie ihren Ursprung hatten, deren Besitzer und Gründer Fritz Mandl war.

Die Verdunkelung über Buenos Aires hatte die Geheimnisse noch vertieft, die über der selbstsicheren und aufblühenden Hauptstadt Argentiniens hingen. Mystifikationen waren reichlich vorhanden in dem Lande, das eine Politik der Isolation verfolgte und sich von einem panamerikanischen Bündnis fernhielt. Argentinien zeigte seinem Nachbarn Brasilien und den Vereinigten Staaten die kalte Schulter. Sein System der ehrenhaften demokratischen Wahlen gehörte der Vergangenheit an.

Werfen wir einen Blick auf Buenos Aires zurzeit, da sich unsere Geschichte abspielt! Zeichen des Krieges sind die dicken, schwarzen Rauchwolken, die sich aus den neuen Fabriken in der Nähe der Hauptstadt wälzen. Aber die Calle Florida ist bunter und lebenslustiger denn je. Ihre eleganten Geschäfte sind eine Augenweide. Es ist ein richtiges modernes Babylon, in welchem Spanisch, Deutsch, Französisch, Englisch, Portugiesisch und Italienisch gesprochen wird. Die Cafes sind überfüllt. Wie in Paris sitzen die Leute

auf den Trottoirs und diskutieren über das Leben und über schöne Frauen. Und irgendwo in dieser geheimnisvollen Stadt werden schwierige politische Probleme von grosser Tragweite gewälzt. Irgendwo werden Pläne geschmiedet, um internierten deutschen Gefangenen zur Flucht zu verhelfen. Aristokraten, hohe Politiker, wohlhabende Flüchtlinge aus Spanien, Frankreich, Österreich und dem Balkan schlürfen Drinks an der Bar des Plaza und unterhalten sich über die letzten Ereignisse in der Regierung.

Buenos Aires ist ein brodelnder Kessel voller Gerüchte, Rätsel und Intrigen. In diesen Kriegsjahren ist es der Welt lebhaftestes Spionagezentrum.

Bis 1945 war Argentinien ein neutrales Land und hat sich wie die anderen Neutralen grösster Prosperität erfreut. Die Avenida Corrientes, der Broadway von Buenos Aires, ist verdunkelt. Tausende von Soldaten bummeln herum und haben nichts anderes zu tun, als ihre Treue zum Sieger der letzten Revolution kundzutun. Die Stadt ist auch überfüllt mit Besuchern – Touristen, Wissenschaftlern, Diplomaten aller Länder, bezahlten Propagandisten und Agenten. In verschiedener Hinsicht hat die Atmosphäre etwas von derjenigen einer Goldsucherstadt. Die Tanzorchester der Nachtclubs spielen heisse Rumbas. Ihre besten Kunden sind die Armeeeoffiziere.

Vor kurzem hat ein neuer Gast begonnen, die Nachtclubs zu besuchen, ein grosser, aussergewöhnlich schöner Mann, den die Frauen mit Interesse betrachten. Neugierig und misstrauisch schauen ihn die Männer an. Gerüchte umschweben ihn, und überall begegnet man ihm mit Respekt und Furcht. Er trägt Zivilkleidung und befindet sich stets in Begleitung von Regierungsmitgliedern. Wenn er ein Lokal betritt, flüstert man seinen Namen: «Dort geht Fritz Mandl.»

In kurzer Zeit hat sich Fritz Mandl einen Namen gemacht. Er zählt erst dreiundvierzig Jahre und sieht eher noch jünger aus. Er spricht Spanisch, kann aber seine Wiener Abstammung nicht verleugnen. Man weiss, dass keine argentinische Regierung ohne seine industriellen Unternehmungen lange bestehen kann.

Mandls letzter offizieller Titel war «wirtschaftlicher Berater der argentinischen Regierung». Er ist der Vater der argentinischen Rüstungsindustrie, die über Nacht aus dem Boden gewachsen war. Er versorgt das Land mit Waffen, seitdem die USA aus guten Gründen darauf verzichtet haben.

Federico Mandl, der Waffenkönig Argentiniens, stand in enger Verbindung mit der GOU, der Grupo Oficiales Unidos, einer undemokratischen Clique regierender Offiziere. Die GOU hatte alle Regierungen aufgerichtet und untenstützt, die in den letzten drei Jahren in Argentinien an die Macht gekommen waren.

Mandl, der Velo- und Motorfabriken in Rüstungsbetriebe umgewandelt hatte, besitzt eine direkte Kontrolle über sämtliche Machtmittel des Staates. Generale und Parteiführer, die er billigte, versorgte er mit Waffen. Und diejenigen, welche die Waffen besitzen, kommen auch zur Macht und behalten sie.

Der Waffenkönig ist den amerikanischen Behörden wohlbekannt. In ihren Archiven liegen Hunderte von Briefen und Rapporten über ihn. Ungefähr eine Million Dollar von Mandls Vermögen ist in den Vereinigten Staaten eingefroren...

Mandl war von den alliierten Secret Services lange überwacht worden, und zwar zu einer Zeit, da sein Vorname noch Fritz und nicht Federico lautete. In jenen Tagen besass er einen österreichischen Pass und trug stolz die Farben des unabhängigen Österreich – rot-weiss-rot.

Fritz Mandl war damals einer der ersten Waffenhändler Europas, ein bekannter Geschäftemacher mit den Instrumenten des Todes. Wie alle anderen Kaufleute dieser Gattung, verkaufte er ohne Unterschied nach allen Seiten. Mandl stand mit beinahe sämtlichen Regierungen Europas in Verbindung. Er war Gast des österreichischen faschistischen Führers Prinz Rüdiger von Starhemberg. Er kannte König Carol und seine Kabinettsmitglieder und tätigte mit ihnen Geschäfte. Ebenso verkaufte er Waffen an die Faschisten Rumäniens, welche König Carol absetzen wollten. Er war ein häufig gesehener Gast im Hause des ungarischen Kriegsministers Dr. Julius Gömbös. Er stattete ihn und Admiral Horthy mit einer vollständigen Jagdausrüstung aus.

Mandl war auch ein intimer Freund Mussolinis, mit welchem er düstere Geschäfte tä-

tigte. Von Freund zu Freund gab ihm Mussolini zu verstehen, welche Regierungen des Balkans Waffen nötig hatten. Überdies war Mussolini bereit, jede faschistische Gruppe, die im Balkan gegründet wurde, zu finanzieren. Er verlangte nur, dass diese Faschisten gegenüber Jugoslawien eine feindselige Haltung einnehmen müssten.

Die Feindschaft zwischen Ungarn und Rumänien war bereits zur Tradition geworden. Bulgarien und Griechenland griffen einander in heftigen Disputen ständig an. Ihre Kämpfe fochten sie mit den Waffen aus, die sie von Fritz Mandl gekauft hatten. Es hätte im Balkan mehr Stabilität geherrscht und es wäre weniger Blut geflossen, wenn Fritz Mandl nicht existiert hätte. – In Spanien kämpften sowohl Franco als auch die Republikaner mit seinen Waffen. Mandl rüstete auch Hitlers SA. und SS aus, bevor sie in Deutschland an die Macht kamen.

1945 war der Beginn von Mandls fünfzehnjährigem Geschäftsjubiläum. Im Jahre 1931 hatte er die Fabriken seines Vaters geerbt. Er war damals dreissig Jahre alt. Das Geschäft besass nur geringe Bedeutung. Vor dem Ersten Weltkrieg hatte die Fabrik von Hirtenberg in Österreich der Wiener Kreditanstalt gehört. Aber das Rüstungsgeschäft erlebte schlimme Zeiten. Der Friedensvertrag von Versailles und von St. Germain untersagten jede Aufrüstung in Österreich und Ungarn. Aus diesem Grunde schrieb die Kreditanstalt jene Fabrik zum Verkaufe aus.

Mandls Vater kaufte sie und dann übernahm sie sein Sohn. Fritz Mandl entpuppte sich bald als ein ausgezeichnete Geschäftsmann. Zuerst wandelte er die Fabrik in einen modernen Rüstungsbetrieb um. Dann begann er sich der europäischen Politik zu widmen. Er verbündete sich mit verschiedenen nationalistischen Organisationen, welche mit der Zeit immer mehr einen faschistischen Charakter annahmen. Er finanzierte die österreichische Heimwehr, welche vom jungen Prinzen Rüdiger von Starhemberg geleitet wurde. Diese Gruppe versorgte Mandl auch mit Waffen. Starhemberg gestand später, dass seine Organisation auch von Mussolini unterstützt worden sei, der vor 1938 sich dem Anschluss heftig widersetzte.

Immer noch hatte Mandl grosse Schwierigkeiten zu überwinden. Die Friedensverträge hinderten ihn daran, mehr und bessere Waffen zu produzieren. Seine Anwälte suchten nach einem Wege, diese Verträge zu umgehen; und sie fanden auch einen. Die Schweiz

besitzt eine bekannte Waffenfabrik in Solothurn. Mandl organisierte eine schweizerische Gesellschaft für den Waffenhandel. Er bemächtigte sich der Aktienmehrheit, war jedoch schlau genug, um einige britische und französische Grossindustrielle miteinzubeziehen. Die Gesellschaft konnte in der Schweizer Fabrik Waffen jeden Kalibers bestellen. Alles, was er brauchte, erhielt Mandl von der Solothurner Waffenfabrik. Er exportierte die Güter nach Bukarest, Budapest, Wien, Madrid und Buenos Aires.

Um 1930 herum wurde das Rüstungsgeschäft äusserst lukrativ. Obwohl alles auf illegalem Wege geschah, wehrten sich die einzigen Regierungen, welche dazu die Macht gehabt hätten, nicht dagegen. Die Kriegsminister dieser Regierungen behaupteten, nicht im Bilde darüber zu sein, was vor sich gehe. Und so wurden die Waffen für einen neuen Weltkrieg aufgehäuft. Hitlers Armeen fanden später riesige Waffenlager auf dem ganzen Balkan, die alle aus der Fabrik von Hirtenberg stammten. Man schätzt, dass Mandl an diesem Handel ungefähr sechzig Millionen Dollar verdiente.

Der erfolgreiche Rüstungsfabrikant interessierte sich nicht nur für Angelegenheiten der Politik. Eines Tages im Jahre 1933 fielen seine Augen auf eine der schönsten Frauen der Welt. Er sah sie als Star in einem tschechischen Film. Prompt erklärte er seinem Freunde Prinz Starhemberg: «Ich werde diese Frau heiraten.»

Ihr Vater war der Direktor einer Wiener Bank. Durch seine Verbindungen konnte es Mandl einrichten, ihre Bekanntschaft zu machen. Sie war jung, verführerisch und ausserordentlich intelligent. Nach wenigen Monaten heirateten sie. Der Name des Mädchens war Hedy Kiesler. Heute ist sie auf der ganzen Welt als Hedy Lamarr, der exotische und faszinierende Star von Hollywood, bekannt.

Mandl hatte bald Unannehmlichkeiten. Seine Frau hatte in dem berühmten tschechischen Film «Ekstase» gespielt, der unter dem talentierten Regisseur Machaty entstanden war. Dieser Film von hohem künstlerischem Wert zeigte Hedy in einer kurzen Szene



vollkommen nackt. Mandl war der Ansicht, dass diese Szene seine Frau kompromittiere. Er versuchte, sämtliche Kopien des Films zu kaufen, jedoch war dieses Unternehmen hoffnungslos. Einige Kopien waren auch nach Amerika gekommen, wo man aber die betreffenden Stellen herausgeschnitten hatte. Mandl offerierte phantastische Summen, konnte aber trotzdem sein Ziel nicht erreichen. Er bemerkte zu seinen Freunden: «Es ist leichter, Waffen nach Albanien zu verkaufen, als jene Filmstreifen in die Hände zu bekommen.»

Inzwischen brauten sich über Europa Gewitterwolken zusammen. Krieg schien zu drohen. Die Balkanländer rüsteten auf. In Österreich gewann der Faschismus an Macht. Mandls Freund, Prinz Starhemberg, wurde Mitglied des österreichischen Kabinetts und Vizekanzler. Er schloss mit Mandl einen Vertrag ab, welcher diesem das Monopol für die Ausrüstung der österreichischen Heimwehr gab. Starhemberg wollte seine Truppen bis an die Zähne bewaffnen, aber Österreich war nicht fähig, die hohen Kosten der modernen Ausrüstung zu bezahlen. Mandl schmiedete einen Plan, der nur in der diplomatischen Unterwelt des Balkans und im Donaubecken möglich war.

Nicht lange, bevor Hitler in Österreich einmarschierte, statteten Mandl und der Prinz der italienischen Gesandtschaft in Wien einen Besuch ab. Dort hatten sie eine Unterredung mit dem persönlichen Vertreter Mussolinis, Dr. Eugenio Moreale. Moreale war damals Direktor der Agentur Stefani und trug den offiziellen Titel eines Presseattachés. Die beiden machten Moreale den Vorschlag, Italien hunderttausend Gewehre abzukaufen.

Diese Gewehre waren im Jahre 1919 Italien von den Österreichern als Reparationszahlung übergeben worden. Die Italiener hatten sie einfach aufgestapelt, weil die italienische Armee andere Kaliber benützte. Mandl und Starhemberg baten um einen niedrigen Preis, da ja die Italiener mit den Waffen doch nichts anfangen könnten. Sie beabsichtigten, sechzigtausend Gewehre wieder zu verkaufen, und zwar dem ungarischen Kriegs-

minister Gömbös. Sie wollten ihm dafür den Preis verlangen, der für sämtliche hunderttausend Gewehre angesetzt war. Effektiv würden sie also vierzigtausend Gewehre gratis erhalten. Diese wollten sie an die Heimwehren verteilen.

Der Handel würde Italien auf zweierlei Art von Nutzen sein: erstens konnte das Kriegsministerium Waffen zu Geld machen, für die es sonst keine Verwendung hatte; zweitens wurde damit die österreichische Heimwehr ohne jede Geldausgabe ausgerüstet. Die Österreicher würden sich damit gegen Hitler verteidigen können. Zu jener Zeit bemühte sich Mussolini um die Unabhängigkeit Österreichs, denn er wollte die Deutschen nicht auf dem Brennerpass haben.

Mandl garantierte für die Zahlungen der Ungarn, und Starhemberg verpflichtete sich dafür, dass die österreichischen Eisenbahnen die Waffen diskret nach Ungarn bringen würden. Es wurde Moreale zu verstehen gegeben, dass er bei diesem Geschäft kein Verlierer sein sollte...

Es hält schwer, diese Dinge zu glauben. Dennoch gibt es Dokumente, welche diesen Handel beweisen. Die ganze Sache kam durch ein albernes Missgeschick ans Tageslicht, durch einen Zufall, den selbst die gewiegtsten Verschwörer nicht voraussehen konnten.

Es war an einem heissen Sommertag in dem kleinen Dorfe St. Gotthardt an der österreichisch-ungarischen Grenze. Einige Eisenbahnarbeiter hatten ihr Tagwerk beendet und waren im Begriffe, nach Hause zu gehen. Nach ihrer Gewohnheit stiegen sie auf einen der vorbeifahrenden Güterzüge. Sie öffneten die Türe eines Wagens und traten ein. Am Wagen stand geschrieben „Maschinenteile“. Wie waren sie überrascht, als sie ihn mit Tausenden von Gewehren angefüllt sahen! Die Arbeiter sorgten dafür, dass die Geschichte den Zeitungen bekannt wurde. Die Angelegenheit wurde zum grössten politischen Skandal, den Österreich seit Jahren erlebt hatte. Sogar der Völkerbund begann Nachforschungen anzustellen. Wer schmuggelte Waffen zwischen Österreich und Ungarn?!

Mussolini hatte zuverlässige Komplizen, die ihn nicht verrieten. Und Mussolini war sehr ängstlich, dass alles enthüllt würde. Er wünschte nicht, dass Hitler von seinem Geschäft erführe, und ebensowenig sollte die Tschechoslowakei wissen, dass er Ungarn bei der Aufrüstung behilflich war.

Fritz Mandl hatte die ganze Sache angezettelt und beschwichtigte nun alle Welt mit beruhigenden Erklärungen. Er betonte, dass er die Aktienmehrheit der Solothurner Waffenfabrik besitze. Es sei eine respektable Firma mit mehreren englischen und französischen Direktoren. Er sagte, dass die Waffen von ihr stammten und dass der ganze Handel in Übereinstimmung mit den schweizerischen Gesetzen vor sich gegangen sei. Die österreichischen Zeitungen kamen in den Besitz von Dokumenten, welche bewiesen, dass Mandl, Starhemberg und Mussolini in diese betrügerischen Geschäfte verwickelt gewesen waren. Sie veröffentlichten sogar die Korrespondenz zwischen Fritz Mandl und dem Duce. Aber schliesslich legte Vizekanzler Starhemberg ein Veto ein. Bald war der ganze Fall vergessen. Und kurz darauf marschierte Hitler in Österreich ein und übernahm die Gewehre, welche Mussolini der Heimwehr zur Verteidigung gegen die Nazis verkauft hatte.

Die düsteren Geschäfte passten Hedy Mandl nicht. Ihre Ehe war unglücklich. Sie behauptete, dass ihr Gatte grausam sei und verlangte die Scheidung. Aber dieser Schritt war nicht leicht auszuführen. Mandl hatte den Völkerbund getäuscht und so konnte er bestimmt auch die österreichischen Gerichte zu seinen Gunsten beeinflussen. Dennoch verlangte seine Frau die Trennung.

Man sagt, dass Mandl kein sentimentaler Mann gewesen sei; trotzdem schien er verzweifelt, als Hedy ihn verliess. Aber die politischen Ereignisse überstürzten sich, so dass er nur wenig Zeit für private Gefühle aufwenden konnte.

Der österreichische Kanzler Kurt von Schuschnigg musste im Februar 1938 nach Berchtesgaden wallfahren. Hitler behandelte ihn wie einen Schulbuben. Einige Wochen später zog Hitler mit Triumph in Wien ein. Die blaue Donau war mit Blut gefärbt.

Starhemberg und Mandl flüchteten. Sie flohen zu Mussolini und hielten sich längere Zeit in Italien auf. Hitlers Eroberung von Österreich war ein schrecklicher Schlag gegen Mussolinis Macht. Innerhalb der Achse stand er nun definitiv an zweiter Stelle. Aber er versuchte trotzdem, seinen beiden Freunden so gut wie möglich beizustehen. Ohne seine Hilfe wäre es Mandl unmöglich gewesen, sein Vermögen in Österreich zu retten. Die amerikanischen Behörden schätzten es auf ungefähr vierzig Millionen Dollar.

Hitler konfiszierte Mandls sämtliche Rüstungsbetriebe. Es ist kaum zu glauben, aber

er bezahlte Mandl dafür in bar. Eine Million Pfund wurde ihm überwiesen. Hitler, der für seine Dankbarkeit bekannt war, erinnerte sich daran, dass in früheren Tagen seine Sturmtruppen von Mandl ausgerüstet worden waren. Überdies legte Mussolini bei ihm ein gutes Wort ein und bat ihn, seinen Freund fair zu behandeln. Ein anderer Grund war, dass die Fabrik in Hirtenberg der schweizerischen Rüstungsgesellschaft gehörte, deren französische und englische Aktionäre befriedigt werden mussten. Tatsache bleibt, dass Mandl alle seine Investitionen im besetzten Österreich hatte retten können; anders wäre es ihm gar nicht möglich gewesen, in Argentinien neue Rüstungsfabriken zu erstellen.

Es liegen Anzeichen dafür vor, dass diese Pläne bereits vor Hitlers Einmarsch in Österreich bestanden, denn sogar vor dem Anschluss hatte Mandl Millionen Dollar aus dem Lande geführt. Man weiss, dass Prinz Starhemberg ihm half, das österreichische Gesetz zu umgehen und Geld nach den Vereinigten Staaten und nach Argentinien zu schicken. Mandl selbst verliess Österreich und liess sich an der französischen Riviera nieder.

Es hält schwer, festzustellen, bis zu welchem Ausmass Mandl ein Werkzeug der Nazis war und wie weit er sie brauchte, um seine eigene finanzielle Stellung zu verbessern. Auf alle Fälle schien er sich wohl zu fühlen, als er sich ausserhalb ihrer physischen Reichweite befand ...

Eine gewisse Zeit arbeitete er in seiner Villa an der französischen Riviera, indem er versuchte, all sein Geld, das über ganz Europa verstreut war, wieder zu bekommen. In diesem Bestreben stand er in grosser Abhängigkeit von seinem Freund Dr. Guido Schmidt, dem österreichischen Quisling und früheren österreichischen Aussenminister.

Dann beschloss Mandl ganz unerwartet, eine Vergnügungsreise nach Argentinien zu unternehmen. Diese Reise war für ihn eine glänzende Gelegenheit, sich ein wenig umzuschauen, ob Argentinien für die Weiterführung seiner Geschäfte geeignet wäre.

Er war mit einer Anzahl von argentinischen Offizieren bekannt, die in Wien seine Gäste gewesen waren. Seine Besprechungen mit ihnen waren höchst befriedigend; er erhielt die Zusicherung, dass die argentinische Regierung es begrüssen würde, wenn er die

Rüstungsindustrie des Landes aufbaute; sie würde ihm selbstverständlich das argentinische Bürgerrecht verleihen.

Tatsächlich hatte Mandl nie das Unglück, staatenlos zu sein. Als er nach Frankreich zurückkehrte, besass er den klangvollen Titel eines paraguayischen Konsuls von Monte Carlo. Für einen Multimillionär sind solche Titel leicht zu erwerben; sie garantieren ihm sowohl diplomatische Unverletzlichkeit als auch gewisse Privilegien auf Reisen. Er hatte vorher dem Präsidenten von Paraguay, General Estigarribia, Waffen verkauft. Er reiste darauf nach Luxemburg und verhandelte mit deutschen Stahlfabrikanten; er machte sie auch mit seinen Plänen in Argentinien bekannt. In Paris traf er auch mit Laval und einer Anzahl anderen französischen Faschisten zusammen.

Im Oktober 1938 erschien Mandl wieder in Buenos Aires. Er kaufte sich eine Viehfarm und eine Reisplantage, und er transferierte hohe Summen aus Frankreich und aus der Schweiz nach Argentinien. Er deponierte fünfzehnhundertvierzig Pfund in Gold auf der Central Bank in Argentinien und dieselbe Summe bei Lloyds in London. Schliesslich legte er zwei Millionen Dollar auf einer bestbekanntesten Bank von New York City ein.

Den in der Schweiz eingeschlagenen Pfaden folgend, gründete er die Gesellschaft «Sociedad Anonima Financiera Industrial Argentina». Er selbst blieb dabei im Hintergrund, aber seine Gesellschafter gaben ihm alle Macht. Der vor den Nazis Geflüchtete nahm in seine Firma einen führenden argentinischen Nazi auf ...

Er betrieb Geschäfte aller Art, wurde Partner von alten konservativen Firmen, machte Investitionen in Textilien und Zement, in synthetischem Gummi und in Kunstseide. Besonders viel versprach er sich von der argentinischen Ersatzindustrie. Er kaufte auch eine Schifffahrtlinie, die «Dodero La Plata Line». Man hat dokumentarische Beweise dafür, dass er Handelsschiffe kaufte und sie dann an Japan wieder verkaufte. Wenn man sonst keine anderen Anklagepunkte gegen ihn hätte, würde dieser Beweis allein gegen ihn nicht genügen, da in dieser Periode viele amerikanische Geschäftsleute Öl und Eisen an Japan verkauften.

Im Winter 1939/40 besuchte er New York und Washington und hatte dort viele Konferenzen mit Bankiers von der Wall Street. Er wünschte eine grössere Anzahl Handels-

schiffe zu erwerben. Diese Schiffe sollten unter argentinischer Flagge fahren. Sie sollten auch Warensendungen nach Japan und Deutschland führen. Einige amerikanische Agenturen waren sogar der Ansicht, dass Mandl auf diesem Wege von Deutschland nach Argentinien Waffen liefern konnte.

Fritz Mandl musste bald entdecken, dass es unmöglich war, in diesem Lande Balkan-Intrigen anzuzetteln. Die Bankiers lehnten jede Zusammenarbeit mit ihm ab.

Mandl war auch daran interessiert, in Argentinien eine unabhängige Eisen- und Stahlindustrie ins Leben zu rufen. Er wollte in dieses Projekt hundertfünfzig Millionen Dollar investieren. Als dies bekannt wurde, begann der amerikanische Geheimdienst Signor Federico Mandl scharf zu überwachen. Aufmerksam verfolgte man alle seine Geschäfte in den Vereinigten Staaten.

Zufällig entdeckte man, dass er offenbar seine frühere Frau, Hedy Lamarr, nicht vergessen konnte. Mehrere Male bemühte er sich, mit ihr wieder in Verbindung zu treten, aber sie wollte ihn nicht mehr sehen. Er betätigte sich auch im Filmgeschäft. Im Jahre 1940 gründete er die Gloria-Filmgesellschaft in New York, welche aber nur einen Streifen mit dem Titel «New Wine» drehte. Die Sache war eines der seltenen Verlustgeschäfte in Mandls Karriere. Trotzdem war es für ihn eine Bagatelle – er hatte in diesem Film ja «nur» zweihunderttausend Dollar investiert...

Als Mandl nach New York kam, hatte er bereits seine zukünftigen Pläne in Bezug auf Argentinien sorgfältig ausgearbeitet. Er beabsichtigte, Argentinien aufzurüsten und der Regierung alle Stahl- und Eisenprodukte, die sie benötigte, zu verschaffen. Die FBI wusste, dass er mit einem Experten zusammentraf, der mit den deutschen Rheinmetall-Werken in Verbindung stand. Die Deutschen waren damit einverstanden, Mandl Patente und Techniker zu übermachen. Er schloss einen Vertrag mit einer Firma ab, die an den HermannGöring-Werken und an einer Stahlfabrik in England beteiligt war.

Der Höhepunkt von Mandls Reise nach New York war eine neue Heirat. Er vermählte sich mit der österreichischen Baronin von Schneider. Sie war die Nichte des berüchtigten Dr. Rintelen, welcher an der Ermordung von Dollfuss beteiligt gewesen war. Die beiden sind immer noch verheiratet und leben mit ihren zwei Kindern in Buenos Aires.

Nächst Pearl Harbor hatte die Fremdenpolizei mehr Interesse an Mandls Geschäften als an seinem Privatleben. Sobald die Vereinigten Staaten herausgefunden hatten, dass er in der Rüstungsindustrie in Argentinien tätig war, liessen sie seine Guthaben einfrieren. Trotz seiner Beteuerungen, er sei ein vor den Nazis Geflüchteter, hatte man Beweise, dass er mit Nazi-Deutschland zusammenarbeitete. Seine Verbindung mit Dr. Moreale in Portugal war nur ein kleines Teilchen im Zusammenspiel. Seine finanziellen Manipulationen, die er nur mit Hilfe der Nazis hatte tätigen können, waren weitere Beweise gegen ihn. Aber vor allem war Mandl so unvorsichtig, ein belastendes Telegramm nach Deutschland zu schicken.

Dieses Telegramm fiel in die Hände des alliierten Geheimdienstes. Es enthüllte Mandls Pläne betreffend Südamerika. Es war zur Zeit der Eroberung von Dünkirchen, als man allen Grund zu haben schien, an Hitlers Sieg zu glauben. Offenbar meinte Mandl, dass er nun nicht mehr vorsichtig zu sein brauche und telegraphierte nach Deutschland, er sei mit der vollständigen Zusammenarbeit mit den Hermann-Göring-Werken einverstanden. Er erklärte sich bereit, Stahl und Munition in Argentinien für das deutsche Oberkommando zu produzieren. Er wollte auch Patente der berühmten Krupp-Werke für seine Produktion übernehmen. Er machte den Hermann-Göring-Werken ein Angebot von der argentinischen Regierung. Es war der Plan, mit Mandls Hilfe in Argentinien Waffen aufzustapeln, die dann später für einen Angriff der Deutschen gegen Amerika verwendet werden sollten. Eine deutsche Armee, die in Südamerika landen würde, hätte dann keinen Nachschub aus Europa nötig gehabt. Wenn Mandls Pläne Wirklichkeit geworden wären, hätten die Deutschen für die Invasion von Amerika Argentinien in einen grossen militärischen Stützpunkt umgewandelt, so wie die Vereinigten Staaten England für die Invasion Europas in einen Stützpunkt umwandelten.

Berlin antwortete telegraphisch, dass Mandl sofort mit seiner Arbeit beginnen solle. Und auch dieses Telegramm fiel in die Hände der Alliierten...

Innert weniger Jahre wurde Mandl der grösste Finanzmann und Industrielle seines Wahllandes. Er wusste, wie wichtig die Schifffahrt in Kriegszeiten war. Die Vereinigten Staaten mochten es ablehnen, Argentinien Schiffe zu verkaufen; er kaufte einfach eine

ganze Schiffahrtsgesellschaft auf. Mandls Fahrradfabriken waren in Wirklichkeit Rüstungsbetriebe, welche Tanks, Stahlplatten, Motoren und Flakgeschütze herstellten.

Die neue Rüstungsindustrie Argentiniens wurde nicht ohne Widerstand aufgebaut. Am 27. August 1941 erschien in der Zeitung «Accion Argentina» ein ganzseitiger illustrierter Artikel über Mandls neue Velofabrik. Der Verfasser erwähnte, dass der Betrieb innerhalb von achtundvierzig Stunden in eine Rüstungsfabrik umgewandelt werden könnte.

Die faschistische Revolution im Juni 1943 brachte Mandl auf den Höhepunkt seiner Macht. Er kaufte kurz darauf eine alte argentinische Firma, die IMPA. Nun konnte er auch Flugzeuge und Autos hersteilen. Heute besteht darüber kein Zweifel mehr, dass Admiral Canaris und der deutsche Generalstab wussten, was sie taten, als sie Mandl erlaubten, seine Vermögenswerte aus Europa zu retten. Die moderne Waffenindustrie in Argentinien trägt ohne jeden Zweifel den Stempel «Made in Germany». Im Jahre 1944 erhielt Federico Mandl einen Regierungsvertrag, der ihm Geschäfte in der Höhe von fünfundsiebzehn Millionen Pesos zusicherte. Mandl begann alles zu fabrizieren, was die argentinische Armee nötig hatte, von den Waffen bis zur Feldküche. Sein Geschäft weitete sich zur grössten Rüstungsindustrie aus, die er je besessen hatte. Dazu half er noch ein Regierungsprojekt zu verwirklichen, indem er die Regierungsfabriken von Cordova errichtete. Eine Zeitlang hatte er beinahe täglich Konferenzen mit der argentinischen Kriegsmaterialkommission.

Als schliesslich Fritz Mandl auf die Schwarze Liste der Alliierten gesetzt wurde, erklärte er unwillig: «Dieser Schritt ist nicht direkt gegen mich gerichtet. Amerika ist nur über die militärische Macht und Industrie Argentiniens beunruhigt.»

Mandl versuchte nie, seine Sympathie für die faschistischen Regierungen zu verbergen, obwohl er sich ständig als ein vor den Nazis Geflüchteter ausgab. In einer Rede sagte er:

«Die Führer der südamerikanischen Länder verdanken ihre Stellung direkt oder indirekt dem Militär. Soldaten lieben Taten, nicht Worte. In meinem ganzen Leben habe ich nie ein südamerikanisches Land kennengelernt, das einen militärischen Vertrag annullierte, wenn sich die Regierung und ihre Politik auch änderten.»



Der gefeierte französische Journalist Pertinax erklärt, dass Mandl der Verwalter der geheimen Guthaben der Nazis sein müsse; man habe ihm die geheimen Vermögen der Naziführer anvertraut, welche die Absicht hätten, nach dem Kriege nach Argentinien zu fliehen. In einer Beziehung war Fritz Mandl nur eine Figur im schlaun Schachspiel des Admirals Canaris. Dieser hatte nämlich beabsichtigt, Argentinien als Stützpunkt für den Angriff auf die Vereinigten Staaten zu benützen. Seine Männer befanden sich bereits in Dakar; in Argentinien gab es eine Menge von Quislingen. Fritz Mandl musste diese deutschen Vorhuten mit Waffen ausrüsten.

Im Jahre 1945 war Argentinien immer noch ein undemokratisches Land, obwohl es schliesslich die Beziehungen zur Achse abgebrochen hatte. Wenige Tage vor der ersten Konferenz der Vereinten Nationen in San Franzisko gab Argentinien dem Wunsche Ausdruck, dem panamerikanischen Bündnis beizutreten; nur ein paar Wochen, bevor die Russen Berlin erobert hatten.

Und, um gründlich zu sein, verhaftete schliesslich die argentinische Regierung den Waffenkönig Federico Mandl, konfiszierte seine Rüstungsbetriebe und sicherte sich mit diesem Schritt die Kriegsindustrie für Argentinien, welche dann auch noch auf der Schwarzen Liste gestrichen wurde. Selbstverständlich war Mandls Haft zeitlich begrenzt und seine Fabriken arbeiten unter neuer Verwaltung mit äusserster Kraft für die argentinische Armee.

Nichts hat sich grundlegend geändert. Argentinien ist immer noch voll von fremden und einheimischen Faschisten; obwohl das besiegte Nazi-Deutschland sein Spiel in Argentinien verloren hat, fanden die Werwölfe dort einen gut getarnten Zufluchtsort. Mandls Freunde sind ihnen immer noch behilflich. Und wo sollte ein Mann wie Admiral Walter Wilhelm Canaris, welcher der Kriegsverbrecherkommission entwischt ist, Unterschlupf finden? In Japan? In Irland? Innerhalb Deutschlands? In Spanien? In Argentinien? – Vielleicht hat sich Canaris, wie früher, auch heute wieder verkleidet und betreibt als Moses Meyerbeer eine Musikalienhandlung. Es gibt viele Faschisten in Argentinien. Wird man dort auch dem grössten Spion unserer Zeit Asyl geben? Man streitet es ab. Aber wer weiss es?

*DER GEHEIME PLAN EINER NAZI-UNTERGRUND-  
BEWEGUNG*

XXV

Niemand hätte erwartet, dass der Mann ein Spion sei. Jedermann, der mit Agent B 5 zusammenkam, betrachtete ihn als hypochondrisch und verschroben, im besten Fall als einen Mann mit etwas verrückten Ideen. Das Essen und Trinken ist in Argentinien gewöhnlich sehr gut, aber B 5 berührte nie ein Glas und vermied es sorgfältig, seine Mahlzeiten in den Restaurants einzunehmen. Er lebte in einer kleinen Pension, welche eine junge deutsche Witwe führte. Die Gäste bestanden hauptsächlich aus Deutschen und Italienern.

Agent B5 war ein kranker Mann; alle seine Bekannten in der Pension konnten dies bezeugen. Beim Frühstück zog er jeweils ein Töpfchen Spezialkonfitüre aus seiner Tasche; er bestellte heisses Wasser und schüttete ein koffeinfreies Kaffeepulver hinein, das er aus einer anderen Tasche hervorholte. Ausserdem ass er nur ganz weisses Brot. Er kaute jeden Bissen mehrere Minuten lang, um dann eine Pause einzuschalten, als ob er warten würde, bis das Brot verdaut sei. Dieser unglückliche Kranke sass jeden Morgen mindestens anderthalb Stunden beim Frühstück. Die anderen Gäste schauten ihm mit Erstaunen zu, und hinter seinem Rücken wurde viel über ihn gelacht. Der Hypochonder war nur zu sehr darauf bedacht, jedermann, der ihm zuhören wollte, von seinen Krankheiten zu erzählen. Er erklärte auf Spanisch, Deutsch und Englisch, dass er nur noch ein paar Jahre zu leben habe und dass sogar diese Jahre von seiner Diät abhängig seien. Mit der grössten Freude beschrieb er die Symptome seiner Beschwerden. Offenbar war er zu krank, um arbeiten zu können; alles, was ihm zu tun blieb, war, müssig herumzusitzen und auf sein Ende zu warten. Er musste auch an irgendeiner Art Halsinfektion leiden, denn er gurgelte mehrere Male im Tag und in regelmässigen Zeitabschnitten spülte er seinen Hals. Den Spüler hatte er in seiner Tasche.

Trotz seiner Hypochondrie war er aber ziemlich beliebt. Er zeigte sich als anregender

Gesellschafter, wenn man ihn auf ein anderes Thema bringen konnte. Dann erzählte er interessante Geschichten aus seinem früheren Leben oder von entlegenen Gegenden Argentiniens, denn er schien das Land sehr gut zu kennen. Ebenso spielte er ausgezeichnet Bridge.

Obwohl Agent B 5 sich sehr pflegte, war seine Tätigkeit nicht so begrenzt, wie es den Anschein hatte. Er konsultierte viele Ärzte wegen seiner Krankheiten. Diese Ärzte waren meistens Mediziner der argentinischen Armee und vermittelten ihm Informationen über diese und über die entflohenen Offiziere und Matrosen des Taschenkreuzers „Graf Spee“, den die Deutschen selbst versenkt hatten. Diese Offiziere und Soldaten waren in Buenos Aires interniert. Überdies schickten ihm seine Ärzte zu Spezialisten, die ihn bestrahlten und ihm zugleich Nachrichten übergaben, die sie über Geheimsender empfangen hatten. Selbstverständlich konnte diese Behandlung die Diabetes nicht heilen, aber da der Mann so verschoben war, fiel es nicht weiter auf, dass er sich bei den verschiedensten Quacksalbern aussergewöhnlichen Behandlungen unterzog. Die Spezialisten, Krankenschwestern und Quacksalber schienen weit mehr von den Rüstungsfabriken eines gewissen Federico Mandl zu verstehen als von einer seriösen ärztlichen Behandlung ...

Der arme Kranke blieb mehrere Jahre in der Pflege seiner Ärzte. Er hatte sich aus seinen gesunden Tagen etwas Geld gespart und konnte sich diese ständige ärztliche Kontrolle leisten. Eine gelegentliche Unterstützung seines derzeitigen Arbeitgebers mochte ihm auch dienlich sein, denn dieser seltsame Mensch war vor Jahren einer der besten alliierten Agenten gewesen und hatte jahrelang wichtige und genaueste Informationen über die faschistische Armee und über die Rüstungsindustrie des Landes geliefert. Aber auch der fähigste Agent verliert mit dem Alter an Tüchtigkeit. Jahre hindurch hatten Admiral Canaris und der argentinische Geheimdienst diesen Mann verfolgt, der so erfolgreich den deutsch-argentinischen Geheimcode herausgefunden hatte und der über die Tätigkeit Mandls ganz im Bilde zu sein schien.

Der argentinische Geheimdienst fragte sich, warum dieser Mann seine Kur nicht in Florida oder in Kalifornien mache. Irgend etwas schien da nicht zu stimmen. Aber da man keine Beweise gegen ihn hatte, konnte man ihn nicht aus Argentinien ausweisen. Alle seine Bekannten waren Geschäftsleute. Einige von ihnen standen nicht gerade in der

Gunst der undemokratischen Regierung Argentiniens, doch waren die meisten keineswegs politisch interessiert. Sowohl der Mann als auch seine Freunde schienen äusserst harmlos zu sein.

B 5 hätte seine geheimen Nachforschungen noch viele Monate lang weiterführen können, wenn er nicht einige kleine Details übersehen hätte. Es sind oft geringfügige Fehler, die auch dem fähigsten Spion unterlaufen und ihn zu Fall bringen...

B 5 stand in enger Beziehung mit einer weiblichen Agentin – nennen wir sie Anne. Sie hatte für die alliierte Sache bedeutende Dienste geleistet, nicht, weil sie an die Demokratie oder an die Alliierten glaubte, sondern weil sie ihren Gatten hasste, der ein hoher faschistischer Offizier der argentinischen Armee war und mit dem neuen Rüstungskönig Federico Mandl enge Beziehungen unterhielt. Er hatte sie wegen ihres Geldes geheiratet und gab es nun grosszügig in Spielsälen aus.

Anne kam mit B 5 bei einer Teeegesellschaft, die vom ärztlichen Dienst der Armee gegeben wurde, zusammen. Sie liebte ihn von Anfang an und merkte bald, dass, wenn sie bei ihm war, er seine Krankheit und seinen baldigen Tod vergass. Es entspann sich eine enge Freundschaft zwischen den beiden, denn Anne war eine einsame Frau. Ihr Gatte interessierte sich nicht für sie; sie bedeutete ihm nur eine Art Besitztum. Sie hatte für ihn nur hübsch auszusehen, dem Hause vorzustehen, Gesellschafterin zu sein und möglichst viel Geld aus ihren reichen Eltern herauszulocken. Unglücklich, wie sie war, fühlte sie sich zu dem freundlichen, höflichen Kranken hingezogen. Sie hatte ihn so nötig wie er sie.

Im Laufe der Zeit wurde aus der platonischen Freundschaft eine romantische Liebe. Sie dauerte viele Jahre lang, und Gerüchte besagten, dass der Amerikaner sie heiraten wolle. Dies war indessen mit Schwierigkeiten verbunden, denn Scheidungen sind in Argentinien sehr schwer durchzuführen.

Der Wunsch des Liebespaares sollte nie in Erfüllung gehen. Im heissblütigen Argentinien sind die Ehemänner gegenüber ungetreuen Frauen weniger tolerant als in anderen Ländern. Da der Mann Annes auch im Geheimdienst tätig war, erfuhr er bald von der Freundschaft seiner Frau. Er liess sie drei Monate lang beschatten. Ihre Telefongespräche wurden abgehört und über ihre Zusammenkünfte Rapport erstattet.

Im November 1944 kamen sie und ihr amerikanischer Freund in einem der eleganten-

ten Hotels von Buenos Aires zusammen. Sie wollten über ihre Zukunft sprechen. Zwei Zivilisten und zwei uniformierte Polizisten drangen ins Hotelzimmer ein, in der Erwartung, die beiden Liebesleute in einer kompromittierenden Situation anzutreffen. Wie waren sie erstaunt, als sie die beiden wie ein längst verheiratetes Ehepaar geziemlich am Teetisch sitzen sahen!

Die Polizei verhaftete B 5 dennoch aus moralischen Gründen. Er wurde angeklagt, eine Ehe zerstört zu haben. «Eine feine Sache», sagte der Polizeichef, «Sie hier allein in einem Hotelzimmer mit einer verheirateten Frau anzutreffen! Wir in Argentinien haben eine höhere Moral; wir unterstützen die freie Liebe nicht.»

Anne brach in Tränen aus. Für sie war dieser Mann mehr als eine heimliche Liebe; er war das einzige Glück ihres sonst so freudlosen Lebens.

B 5 machte die Polizei darauf aufmerksam, dass er ein sehr kranker Mann sei, der behutsam behandelt werden müsse. Bald darauf wurde er wieder freigelassen. Annes Gatte konnte verhindern, dass die Zeitungen das Intermezzo zu einem Skandal aufbauschen. Aber er veranlasste, dass B 5 als Ausländer ausgewiesen wurde, da er die stolze Moral eines sauberen Landes wie Argentinien nicht respektiert habe.

Von diesem Tage an wurde B 5 mit seiner Spezialkonfitüre und seinen komischen Requisiten nie mehr in Buenos Aires gesehen. Seine Rapporte über Argentinien wurden von verschiedenen Häuptern militärischer Geheimdienste gelesen und diese Männer fanden sie besonders aufschlussreich im Hinblick auf eine zukünftige geheime Nazibewegung nach dem Zweiten Weltkrieg. Die Mission von B 5 in Argentinien hatte ihren Zweck erfüllt.

Seine Rapporte nahmen ihren Anfang im Jahre 1939. Am 16. Dezember 1939 waren aller Augen auf den Hafen von Montevideo gerichtet. Der deutsche Taschenkreuzer «Graf Spee» hatte dort, geschlagen und verfolgt, Schutz gesucht. Es wurde ihm befohlen, den Hafen innerhalb vierundzwanzig Stunden zu verlassen oder das Schiff und die Mannschaft würden von Uruguay interniert. Die Geschichte des «Grafen Spee» und der Selbstmord des deutschen Admirals sind wohlbekannt. Jedoch weiss man nicht viel über das Schicksal der internierten Seeleute und Offiziere. Es ist bezeichnend, dass ein grosser Teil von ihnen aus den Interniertenlagern in Argentinien hat entfliehen können.

Den argentinischen Berichten zufolge gab es unter den neunhundertfünfundsechzig Internierten keine Toten. Dennoch berichtete B 5 bald, dass sich nicht weniger als acht-hundertfünfundvierzig deutsche Gefangene des «Grafen Spee» im Lager befänden. Alle Internierten hätten ihr Ehrenwort gegeben, dass sie in Argentinien bleiben würden. Aber genau, wie die Deutschen ihr Versprechen an Holland, Norwegen, Dänemark, an die Tschechoslowakei und an Polen gebrochen hatten, genau so hielten sie es auch in Argentinien...

Einhundertzwanzig Männer des «Grafen Spee» entflohen, um die erste deutsche unterirdische Bewegung in Argentinien zu gründen. B 5 rapportierte alle Einzelheiten ihrer Flucht, ebenso Ray Josephs, der mutige amerikanische Auslandskorrespondent. Unter den hundertzwanzig befanden sich sechs Erste Offiziere, einundzwanzig Zweite Offiziere, drei Radiooperatoren und sechszwanzig ausgebildete Techniker, alles Fachleute, die von Admiral Walter Wilhelm Canaris und seinem Spionageapparat ausgezeichnet gebraucht werden konnten.

Admiral Canaris, der selbst während des Ersten Weltkrieges aus einem Interniertenlager entflohen war, standen genügend Helfer unter den hundertachtzigtausend organisierten Deutschen in Argentinien (die offizielle statistische Zahl von 1940) zur Verfügung, um diese grösste Massenflucht in der modernen Geschichte organisieren zu können.

Die Männer entflohen mit Hilfe raffiniertester Tricks. Einige flüchteten bei Nacht, indem sie mit einer Strickleiter über die Mauern kletterten. Einige entkamen beim hellsten Tageslicht, weil sie vorgaben, in die Kirche zu gehen. Wieder andere wurden mit Hilfe von deutschen U-Booten aus dem Lande geschafft; einige blieben und lebten unter falschem Namen im Lande weiter, weil ihnen gefälschte Pässe und gefälschte argentinische Geburtsscheine verschafft wurden. Andere erhielten Befehl, sich ganz zu assimilieren, indem sie ein argentinisches Mädchen heirateten. Wieder andere gaben sich als deutsche katholische Flüchtlinge aus und baten um Aufnahme in einem Kloster. Es gab sogar welche, die sich Berufs-Fussballspieler benamten. Einer wurde Organist in einer Kirche. Allen zusammen wurde die Hilfe und die finanzielle Unterstützung von Admiral Canaris zuteil. Ein paar Techniker, welche in Deutschland dringend gebraucht wurden, begaben

sich auf spanische Frachter. Sie besaßen sowohl spanische als auch deutsche Papiere. Wenn die Alliierten ihr Schiff angehalten hätten, würden sie einfach ihren spanischen Pass gezeigt haben. In Spanien aber wiesen sie die deutschen Papiere vor.

Jeder der sechs Ersten Offiziere erhielt das Kommando über ein neues deutsches U-Boot, das in den argentinischen Gewässern zu operieren hatte. Sie erhielten geheime Informationen von den Männern im Innern des Landes. Einer dieser entflohenen Offiziere hiess Jürgen Wattenberg, der von sich reden machte, als er ein brasilianisches Handelsschiff torpedierte und schliesslich als Kriegsgefangener in Amerika landete.

Der deutsche Marineattaché Dietrich Niebuhr und sein Chef Baron Edmund von Therman, der später nach Japan floh, sind für die Organisation dieser Massenflucht verantwortlich. Man stöberte folgende Abschrift einer Botschaft an einen internierten Seemann auf:

«16. August 1942.

An Kurt Ridzewski:

Sie werden eingeladen, sich am Donnerstag, den 20. August 1942, um 11 Uhr, im Büro des Deutschen Hauses vorzustellen, denn der Unterzeichner will Ihnen eine offizielle Bekanntmachung überreichen, die für Ihr zukünftiges Leben von grossem Wert und grosser Wichtigkeit sein wird.»

Die Bekanntmachung bestand natürlich im Programm seiner Flucht. Ein besonderes «politisches Büro» der deutschen Gesandtschaft, das von Rupert Weilhermer geleitet wurde, heckte alle Einzelheiten für die Entweichungen aus. Der Leiter dieses Büros wurde von einem unbekanntem Spion entlarvt, der sich selbst «Friedenstaube» nannte. Dieser Spion kam in den Besitz einer höchst kompromittierenden Botschaft, welche Weilhermer an einen seiner vertrauenswürdigsten Agenten geschickt hatte:

«28. Dezember 1943.  
Mein lieber Freund,

Der Führer drückt seine Dankbarkeit und Anerkennung Ihnen und Ihren Mitarbeitern aus für die Dienste, welche Sie in diesem Jahre auf dem amerikanischen Kontinent geleistet haben. Der Führer spricht auch die Hoffnung aus, dass jeder von Ihnen auch im nächsten Jahre seine Fähigkeiten einsetzen und sogar sein Leben dafür opfern werde, um eine Verwirklichung unserer Pläne zu ermöglichen, besonders auch dafür, die panamerikanische Front zu durchbrechen und revolutionäre, antiallierte und antisemitische Elemente in den südamerikanischen Ländern zu unterstützen. Damit können Sie verhindern helfen, dass zu viel Kriegsmaterial an die Hauptfeinde des Dritten Reiches gesandt wird...»

Nicht lange nach der Veröffentlichung dieser Botschaft brach Argentinien die diplomatischen Beziehungen mit Deutschland ab. Dies bedeutete aber keineswegs, dass in Argentinien die nationalsozialistische Untergrundbewegung verschwunden wäre. Der Auslandskorrespondent Curt Riess stellte fest, dass diese Bewegung im Frühjahr 1945 vierhundert organisierte, über ganz Argentinien verteilte Zellen aufwies. Dort leben nun für einige Jahre zurückgezogen die Admiral Canaris unterstellten Männer und zehren von geschmuggelten Juwelen, Gold und amerikanischen Dollar. Und dort versuchen sie, den neuen Rachekrieg, den Dritten Weltkrieg vorzubereiten. Sie hoffen dabei, Argentinien zum Zentrum des neuauflebenden Nationalsozialismus zu machen...

Eine Sache steht fest: Admiral Canaris hängt verzweifelt an seinen Plänen für eine Weiteroberung. Deutschland ist zweimal geschlagen worden. Heute ist es ein Land der Ruinen, seine Industrie ist zerstört, sein Volk am Verhungern, seine jungen Männer sind tot oder verstümmelt. Es ist vollkommen isoliert, von der übrigen Welt gehasst und ohne



Hoffnung auf Gnade und Vergebung. Welche Möglichkeiten ergeben sich aus einer solchen Situation für einen Mann wie Canaris? Wir müssen nicht vergessen, dass er sozusagen ein Symbol für die verhasste Clique der «Übermenschen» ist, welche Kriege übermütig entfesseln, weil Krieg und politische Intrigen die einzige Triebkraft ihres Lebens sind. Welch anderen Weg sollte der Admiral sonst einschlagen, falls er die Niederlage Deutschlands überleben und dem Schicksal der Kriegsverbrecher entgehen sollte? Und was können die anderen tun, die Tausende, welche sich mit Körper und Seele dem Nationalsozialismus verschrieben haben? Ihr ganzes Sinnen und Trachten atmet Hass und Rache gegen die ganze Welt. Diese Menschen werden unaufhörlich daran arbeiten, den Weg für den Vergeltungskrieg zu bereiten, um das besiegte Deutschland wieder neu auferstehen zu lassen.

Ohne Zweifel ist Admiral Canaris ernst zu nehmen. Er glaubt an seine Sache; er glaubt, dass Deutschland wichtiger als sein eigenes Leben oder dasjenige irgendeines anderen sei. Aus diesem Grunde hat er bereits die nationalsozialistische Widerstandsbewegung organisiert. In der Mitte des Krieges, als es ausser Zweifel stand, dass Deutschland geschlagen würde, versammelte der Admiral seine intimsten Mitarbeiter um sich und erteilte ihnen die ersten Befehle für die Organisation der Werwölfe.

Der Plan des Admirals ist gar nicht so phantastisch, wie es auf den ersten Blick scheinen mag. Denn Canaris weiss, dass die Idee des totalitären Staates die Niederlage Deutschlands und des Nationalsozialismus überleben wird. Sie wird immer noch von Franco in Spanien, von den Faschisten in Argentinien und in Mexiko gehütet und gepflegt. Die Förderer des Faschismus, die vor dem Kriege laute Reden hielten, erheben sich auch wieder in der Nachkriegszeit in Amerika und in England. Aber es genügt Canaris nicht, dass die eingeborenen Faschisten weiterexistieren. Sie müssen von einem Kern von deutschen Nazis geführt werden. Und dieser Kern wird von einem starken und strategisch günstig gelegenen Land aus operieren.

Admiral Canaris' geheime Instruktionen sind bis jetzt nicht in grossem Masse an die Öffentlichkeit gedrungen. Aber alliierte Agenten haben von ihnen Kenntnis bekommen und sie in einigen Zeitungen erscheinen lassen. Laut diesen Quellen wird die nationalsozialistische Widerstandsbewegung nach dem Kriege folgendermassen arbeiten:

Einsatz von fähigen Führern des Werwolfes **im** Ausland, wo sie die Grundlage für neue Angriffe zu legen haben.

Einwanderung einer möglichst grossen Anzahl von jungen Deutschen in fremde Länder, hauptsächlich in Südamerika und wenn möglich in Nordamerika. Sie haben dort als Landarbeiter, Chemiker, Techniker und Geschäftsleute tätig zu sein.

Soziale Invasion. Mitglieder hervorragender europäischer Familien werden nach Südamerika auswandern und so zu der Gesellschaft der westlichen Hemisphäre Zutritt haben; sie sind für Sonderaufgaben der nationalsozialistischen Widerstandsbewegung vorgesehen. (Wie zum Beispiel von Ribbentrop Champagnerverkäufer in England war.)

Gründung einer neuen Fünften Kolonne.

Gründung von neuen Klubs und Sportvereinigungen.

Aufnahme des Kontaktes mit Rüstungsfabrikanten. (Gustav Alfred Krupp, der Leiter der Krupp-Werke, erklärte den Amerikanern, die ihn gef angennahmen: «Ich hoffe, neue Fabriken aufzubauen und weiter zu produzieren.»)

Organisation von Kampagnen gegen Neger, Juden, **Italiener** und andere Minderheiten.

Der neue deutsche Generalstab wird den Oberbefehl über diese Widerstandsbewegung erhalten, und zwar nicht vom **g**eschlagenen Deutschland, sondern von einem freien Land aus. Nach dem Ersten Weltkrieg erklärten die deutschen Liberalen: «Der Kaiser ist gegangen, aber die Generale **blieben**.» Dieses Mal ist Hitler gegangen und die Nazis werden bleiben. Für alle diese Pläne steht uns als Beweis dokumentarisches Material zur Verfügung.

Das Büro von Canaris ist sogar so weit gegangen, eine sechzigseitige Broschüre über diese Pläne zu veröffentlichen. Dieses wichtige Dokument wurde in Frankreich von alliierten Truppen aufgefunden. Die britischen, amerikanischen und russischen Geheimdienste studierten es sorgfältig. Seine Existenz wäre wahrscheinlich der Öffentlichkeit immer noch vorenthalten worden, wenn das französische Magazin «Combat» nicht die Indiskretion begangen hätte, es zu veröffentlichen. Im Frühjahr 1944, als General Charles de Gaulle und sein freies Frankreich von den Vereinigten Staaten noch nicht anerkannt worden waren, druckte der „Combat“ das Dokument von Canaris ab. Die freien Franzosen wollten der Welt zeigen, was Admiral Canaris und seine Deutschen für die Nachkriegszeit planten. Sie hofften, dass das Dokument die Vereinigten Staaten und England veranlassen würde, Frankreich wieder erstarben zu lassen. Hier folgt ein Exposé dieser Broschüre:

«Deutschland wurde von seinen Hauptgegnern besiegt, weil es Frankreich erobern wollte, anstatt sich Anfang Juni 1940 mit allen verfügbaren Kräften gegen England zu wenden ...

Im nächsten Weltkrieg, der innerhalb der nächsten fünf und zwanzig Jahre ausbrechen wird, muss Deutschland diesen Fehler vermeiden. Hauptgegner werden dann die Vereinigten Staaten sein, und unsere sämtlichen Kräfte müssen von Anfang an gegen dieses Land konzentriert werden.

Es wäre ein Fehler, Russland erobern zu wollen, da in diesem Falle das amerikanische Industriepotential unversehrt bliebe.

Damit dieser Plan erfolgreich ausgeführt werden kann, ist es für uns notwendig, die ganze europäische Westküste, vom Nordkap bis nach Gibraltar, in Besitz zu bekommen, und vor allem müssen wir uns Flugbasen in West- und Südfrankreich und Marinebasen am Atlantik und an der Nordsee aneignen.

Unser erstes Ziel sollte von nun an sein, in Frankreich eine getarnte Diktatur einzusetzen. Während dieses Land scheinbar freundschaftliche Beziehungen mit den Angelsachsen unter-

hielte, würde es in Wirklichkeit unser Alliiertes sein.

Unsere Niederlage im gegenwärtigen Krieg muss als ein Unglücksfall im triumphalen Vorrücken Deutschlands zur Eroberung der Welt betrachtet werden. Wir müssen Deutschland, obwohl es heute geschlagen ist, den Geist des zukünftigen Eroberers einimpfen.

Was bedeutet die gegenwärtige Niederlage, da wir doch bereits das Potential unserer Feinde dezimiert haben? Nach dem Kriege werden wir den anderen an Geist und Tüchtigkeit noch überlegener sein als im Jahre 1939. Aus diesem Grunde war dieser Krieg für uns sehr wertvoll; er hat es uns ermöglicht, innerhalb der nächsten fünfundzwanzig Jahre unter günstigeren Bedingungen für einen neuen Krieg zu rüsten. Russland wird eine Menge Zeit brauchen, um die Zerstörungen wieder gut zu machen, die wir angerichtet haben. Wir brauchen uns nicht vor den Friedensbedingungen zu fürchten, denn unsere Feinde werden stets verschiedene Interessen haben und immer uneinig sein.

Wir müssen bestrebt sein, in die kommende Friedenszeit die Saat für neue Zwistigkeiten zu säen. Unsere Feinde sehen ein, dass ihr Grundsatz von 1920: «Deutschland muss zahlen», praktisch nicht durchführbar ist. Deshalb werden wir in die Länder unserer Feinde tüchtige Arbeiter schicken und auch einige Kunstgegenstände und unsere Industrie abtreten müssen. Und wir können dann sagen, dass diese Dinge, die sie fordern, von ihren eigenen Bomben zerstört worden seien.

Wir müssen jetzt schon damit beginnen, ein Dossier mit der Überschrift «Von angloamerikanischen Bomben zerstört» anzulegen. Die Zeit wird das Übrige dazutun. Unsere Feinde werden vor uns müde werden. Wir müssen an ihr Erbarmen und an ihre Menschlichkeit appellieren, damit sie uns möglichst bald helfen, und last but not least müssen wir unsere Guthaben in den neutralen Ländern zu behalten versuchen ...

Auf diese Weise wird der gegenwärtige Krieg, trotz unserer zeitlichen Niederlage, in gewissem Sinne doch für uns siegreich sein: er hat uns einen Schritt vorwärts zu unserer Überlegenheit geführt.

Es muss noch einmal betont werden: wir haben keine Friedensbedingungen zu befürchten, so wie wir sie anderen auferlegt haben, da unsere Feinde immer uneinig sein werden. Wir müssen unser Äusserstes tun, um schon in den kommenden Friedensverhandlungen den Samen zukünftiger Zwistigkeiten zu streuen.

Dies sind die Voraussetzungen des Sieges.»

Das ist **der** Plan der nationalsozialistischen NachkriegsOrganisation von Admiral Canaris. Es ist nicht ausschlaggebend, ob Canaris lebt oder nicht; wichtig ist, dass er sein Lebenswerk befestigt hat, denn Tausende seiner Agenten sind bereits im Besitze seiner Befehle und werden weiterarbeiten, bis ein zweiter Canaris den Platz des Admirals übernimmt. Die Organisation ist stark genug, um ihre eigenen Führer wählen zu können.

Dieses Buch wurde geschrieben, um die logische Schlussfolgerung zu einer Tätigkeit herauszuheben, die beweist, dass der Nationalsozialismus ohne Hitler und ohne die anderen Naziführer weiterbestehen kann. Sollten wir dies vergessen, so werden unsere Kinder in einem neuen Krieg zu kämpfen haben. Wieder einmal mehr werden junge Männer an entlegenen Gestaden und auf Schlachtfeldern zugrunde gehen. Die Kriegsschauplätze mögen wieder England, Frankreich, Deutschland, Afrika und der Südpazifik sein – oder vielleicht auch Südamerika und die Vereinigten Staaten...

Canaris hat vielen Männern den Tod gebracht, so vielen, wie es Sandkörner hat am Meer, und das Sinnbild aller ist in einem einzigen Antlitz in alle Ewigkeit verkörpert: in dem steinernen Standbild des Unbekannten Soldaten. Er trägt eine graue Uniform, die zu keiner Armee der Welt gehört, denn er ist der Soldat aller Armeen.

Nach dem Ersten Weltkrieg erschütterte die Idee des Unbekannten Soldaten, Unknown Soldier, Soldat Inconnu, das Herz der Welt. Es wurden für ihn Monumente von Wiscon-

sin (USA) bis Liverpool (England), von Quedlinburg (Deutschland) bis Casablanca (Marokko) errichtet. Der Unbekannte Soldat dieses Krieges begehrt keine patriotischen Standbilder. Mögen uns die Monumente ermahnen, keine Triumphbogen zu erstellen, keinem Eroberer zuzujubeln, sondern demütig zu sein und zu beten, dass das Grauenhafte nie mehr geschehen möge; zu beten, dass das Menschengeschlecht vor einem neuen Krieg bewahrt bleibe.

Canaris, der sich zu retten hofft, wird über eine solche Ansicht lachen. Aber die steinernen Augen des Unbekannten Soldaten starren ihn an, bis er schweigt...

ENDE

## INDEX

---

### A

Abamalek, Garabet 34  
Abdul Ilah 213  
Abetz, Otto 21  
Accion Argentina 274  
Ada Gorthon 150  
Admiral Hipper SS 94  
Afghanistan 27  
Afrika 29, 252, 287  
Alaska 82  
Albanien 33  
Algerien 253  
Amerika 12, 22, 231, 257  
Andersen, Anders 66, 68  
Anderson, Stig 47 ff.  
Andrews, F. M. 119  
Arabien 27  
Arbois 249  
Argentinien 190, 195 ff.  
Athen 27, 159  
Atlantik 71  
Aubert, E.M. 26  
Are 44

### B

Bachanan-Dineen, Grace 166  
Bagdad 27, 212, 213  
Baku 33  
Balkan 263, 265 ff.  
Baltikum 56, 152  
Baltisches Meer 142  
Baltimore 82, 232  
Bärentsburg 75

Basel 113  
Batista, F. 127  
Belfast 173  
Belgien 28, 244  
Belize 116  
Bell Company 88  
Beludschistan 218  
Benz-Motorwerke 40  
Berchtesgaden 269  
Bergen 145  
Betany 61 ff.  
Beria, Laurenti 30, 57, 59, 136, 205  
Berlin, durchs ganze Buch  
Bern 215  
Bessarabien 137  
Bismarck 58  
Bloch, Arthur 22  
Blomberg, Hans 206  
Blücher, Ambassador von 29  
Blücher, Malvena 196  
Boeing 88, 164  
Boiander, Greta Anna 44  
Bolschewiken 18, 33 ff.  
Bonnet, Georges 20  
Borgmann, F.W. 51 ff.  
Bornholm 134  
Bose, Subhas Chandra 216, 220 ff.  
Bosporus 203  
Boston 68, 83, 127  
Britisch Honduras 116, 119  
Brooklyn, N.Y. 161, 165  
Brückner, Rev. H. 159

Brüssel 21  
 Bukarest 266  
 Budapest 266  
 Buddhisten 226  
 Buenos Aires 190, 262  
 Bucharin 157  
 Bulgarien 265  
 Bullard, Prof. 88  
 Bülow, Baron von 97  
 Bundisten 163  
 Burckhardt, Paul 67  
 Burma 217  
 Busko 65

C

Canaris, W.W.,  
 durchs ganze Buch  
 Carol von Rumänien 264  
 Casablanca 252, 255  
 Ceder, G. 147  
 Centerport, L.I. 89  
 Chamberlain, Neville 24, 228  
 Chile 11  
 Chicago 165, 199  
 China 20, 144  
 Christian von Dänemark 135  
 Churchill, Winston 31, 185  
 Clark, Mark W. 29  
 Clauser, Fritz 133  
 Clausewitz, Karl von 8, 152  
 Colomb Bechar 252  
 Columbien 116 Colon 118  
 Combat 285  
 Consolidated Aircraft  
 Company 85, 86  
 Continental Radio  
 Corporation 133  
 Costa Rica 116, 257  
 Cross Isle Naval Station 166  
 Curtiss-Wright 88, 164

D

Dagens Nyheter 44  
 Dessau 36  
 Daily Express 213  
 Daimler 40  
 Dakar 252, 257  
 Damaskus 203  
 Danzig 48  
 Darlan, Admiral 26  
 Degendorff-Werke 37  
 Delbo, Helvig 184, 186  
 Delhi 221  
 Dänemark 14, 183  
 Detroit 166  
 Deutschland, durchs ganze  
 Buch  
 Dickinson, Valvaley 194 ff.  
 Diesel 40  
 Dijon 250  
 Dodero La Plata Line 271  
 Dönitz, Admiral 91  
 Domville, Sir Barry 228  
 Douglas 88  
 Dresden 11  
 Dublin 170, 172  
 Dünkirchen 80, 273  
 Duquesne, F.J. 162

E

Ege, Friedrich 51, 54, 67 ff.  
 Eilenburg 236, 237  
 Einem, Reissa von 19, 27  
 Eisenhower, Dwight 185  
 El Alamein 80  
 El Hajeb 254  
 Ellaoe 71  
 England, durchs ganze Buch  
 Eskimonaes 72  
 Estigarribia, Präs. 271  
 Estland 152  
 Euston Shell-Werke 25



## F

Fakhri Bey 211, 212  
 Farnborough 22, 23  
 Farrell, E.  
 FBI, durchs ganze Buch  
 Federal Communications  
 Commission (FCC) 82  
 Finnland 20, 26  
 Focke-Wulf 37, 138  
 Ford 165  
 Foyet, Kapitän 126  
 Frankreich 14, 20, 258  
 Franco 265, 283  
 Frankfurt am Main 130  
 Frick, Hildegard 260  
 Friedenau 156  
 Furenak 68

## G

Galeon 150  
 Gandhi, M. 217, 221  
 Gardiner 22  
 Gardner, E.S. 124  
 De Gaulle, Charles 250  
 Georgien 31  
 Gestapo, durchs ganze Buch  
 Giraud 250, 251  
 Glading, P.E. 25  
 Glann, Martin 88  
 Goebbels, J. 48, 101  
 Gömbös, Julius 264  
 Göring, Hermann 17, 49  
 Göring-Werke 272, 273  
 Gothenburg 146  
 Götz, Hermann 178  
 GOU 264 ff.  
 Gough Brothers 118 ff.  
 Graf Spee 277, 279 ff.  
 Grossbritannien 92  
 Griechenland 214, 265

Grobba, Dr. Fritz 27

Grönland 7, 65, 68

Gruber, Ernst 135

Grunewald 60

Gustaf V. von Schweden 53

## H

Haakon VII. von Norwegen 66  
 Haag, Den 25  
 Hai Amin al Hussein 208, 214  
 Haifa 212  
 Haile Selassie, Kaiser 223  
 Hamburg 85, 143  
 Hensen, Andreas 134  
 Hapag 85, 163  
 Harfieldproductions 22  
 Haus, Rudolf 36, 154, 155, 157  
 Hauschild, R. (Haus, R.)  
 152, 157  
 Haushofer, Karl 28, 102 ff.  
 Havanna 122  
 Hawblaw, Lord 172  
 Hawaii 82, 110  
 Hayes, Stephan 176, 178  
 Helsingör 143  
 Helsinki 47  
 Hempel, Eduard 170  
 Hess, Rudolf 215  
 Himmler, Heinrich 33, 53, 137  
 Hindenburg, P. von 18  
 Hirtenberg 265  
 Hitler, Adolf,  
 durchs ganze Buch  
 Hoboken 159  
 Hobart College 88  
 Hoel, Ad. 67  
 Hoffmann, Bertrand Stuart 166  
 Holland 14, 28  
 Hollywood 198  
 Honduras 116  
 Honolulu 100  
 Hoover, J. Edgar 88, 125

Howard, John 83  
Hürlimann, Hans 154  
Hussein, König 211  
Hynd, Alan 162, 231

### I

IRA. 178  
Ibn Saud 215  
Island 65, 69  
I.G. Farben-Industrie 39  
Imperial Valley 196  
Indien 203  
Indo-China 28, 224  
Ipoh 216  
Iran 27  
Irak 27, 207  
Irland 25, 168  
Islam 206, 210  
Italien, durchs ganze Buch

### J

Jakob, Berthold 112 ff.  
Jaderny (Kernig, Willy) 242 ff.  
Jämtland 44  
Japan, durchs ganze Buch  
Java 12, 73  
Jensen, M. 71  
Jütland 93

### K

Kailua-Oahu 106  
Kainen, Greta 42 ff.  
Kainen, Veino 43  
Kaiser, Henry J. 164  
Kairo 203  
Kalifornien 164  
Kansas 182  
Karachi 220  
Kattegat 93

Kauffmann, Henrik de 70  
Kelly 25  
Kennedy, Jos. P. 229  
Kent, Mrs. A.H.P. 227  
Kent, Tyler 227, 228  
Kernig, Willy 240  
Kiel 24, 92  
King-Oscar-Fjord 73  
Kirkwall 95  
Kiruna 144, 147  
Kita, Nagoa 107  
Knudson, Eli 71  
Königstein 250  
Konvoy 70, 226  
Kola-Halbinsel 54  
Kollontay, Alexandra 146  
Koo, Dr., Kopenhagen 132  
Köpfler, Henri 249, 250  
Korniloff, Leonid 205  
Kraus, Paul 86, 122  
Krebs, Rob. (Valtin, Jan) 143  
Krim 204  
Krupp-Werke 273, 284  
Krylbo 149  
Kuba 122, 127  
Küstrin 153  
Kuhn, Familie 101  
Ku-Klux-Klan 153

### L

Lafayette 163  
Lamarr, Hedy 265, 272  
Lapland 69, 144  
Latein-Amerika 159 ff.  
Laval, P. 271  
Lawrence von Arabien 82  
Libanon 211  
Schmitz, E.D. 164, 165  
Leipzig 52  
Lenin 130, 140, 145

Lie, Jonas 131  
Libyen 80  
Liljevalch 150  
Linak, Kapitän 254, 256, 257  
Lissabon 257, 260  
Liverpool 73, 288  
Lockheed-Wright 88  
London 23, 170  
Long Island 90, 164  
Longyear-City 75  
Los Angeles 82  
Lonville 192  
Lübeck 36  
Lulea 150  
Luneberg, H. 173  
Luni, Enrique (Lüning, H.) 122  
Lüning, H. 122 ff.  
Luxemburg, Rosa 139

## M

Machaty 266  
Mademoiselle Docteur 129  
Madrid 227, 238  
Malmö 142  
Manchester Guardian 156  
Mandschurei 227  
Mandl, Fritz 262, 269  
Mannerheim 187  
Maquisards 182  
March, Juan 16, 17  
Marion SS 142  
Martinique 83  
Marx, Karl 33  
Mata Hari 12, 19  
Mathieu 141  
Maurei, M. J. 26  
Mekka 213  
Mein Kampf 223  
Mercier, Maurice 253, 259  
Mexiko 35, 257  
Meyerbeer, Moses 12, 275

Midway-Inseln 109  
Mohammedaner 203 ff.  
Molinali, J.H. de 197  
Montevideo 279  
Montgomery, B., Feldmarschall  
80  
Moreale, Eug. 261  
Morimura, T. 107  
Moskau, 29, 136  
Moskusokse Fjord 73  
Mosley, O. 228  
Mozambique 260  
Müller, Heinr. 115  
Munday, C.W. 25  
München 26, 40  
Munk, Colonel 130  
Murmansk 58, 70  
Mussolini 35, 211, 261  
Mygge-Bay 73

## N

Narvik 26, 152  
National Maritime Union  
160, 161  
New Jersey 159  
New Orleans 26  
News Research Service 109  
New York 55, 161, 271  
Nicolai, Walter 17  
Niebuhr, D. 281  
Nilsson, Nils 41  
Nisei 109  
NKVD. (OGPU),  
durchs ganze Buch  
Nolde, Franz 26  
Normandie, SS,  
auch Lafayette 163  
Nordkap 69  
Nordpol 68, 74  
Nordsee 23  
Norwegen 185, 186

## O

Odessa 152, 204  
OGPU, auch Beria, L.P.,  
durchs ganze Buch  
Ohuda, O. 105  
Olivier, Laurence 22  
Omar 208  
Oppenheim, Max von 27  
Oran 252, 254  
Orkney-Inseln 95  
Ortel, Albert 95, 97  
Oslo 145  
Ostende 244  
Owen, J.B. 232  
Oxelösund 145

## P

Palästina 27, 213  
Panama 110 ff.  
Panama-Kanal 111 ff.  
Pantenburg, Vitalis 54, 68  
Papen, Franz von 12, 17, 203,  
204  
Paris 13, 21  
Pasni 220  
Pearl Harbor 91, 100, 273 ff.  
Pearsy, Andrew 182  
Pelving, Max 132 ff.  
Perarson 240  
Pera 203, 262  
Perox, Jean 249  
Persien 213  
Pertinax 275  
Pétain, Marschall 115  
Petermann (Pelving) 189  
Petsamo 58, 69  
Pflugk-Hartung, H. 129, 163 ff.  
Philadelphia 199  
Piel, Max 169  
Ploesti 137  
Plötzensee-Gefängnis 21

## Polen I, 141

Polnischer Korridor 48  
Pomonadinsel 97  
Pontoppidan, E. 133, 134  
Portland, Oregon 199  
Portugal 162, 260  
Poulsen 71 Prag 19, 34  
Prien, G. 91, 97 ff.  
Princeton 227  
Principe, Castillo 127

## Q

Quedlinburg 288  
Quisling, V. 58, 196 ff.

## R

RAF 178  
Ramsey, H. M. 228  
Raschid, Ali 213  
Rotes Meer 81  
Rebekka 123, 127  
Rheinmetall-Werke 272  
Ribbentrop 63 ff.  
Rickman, C. E. 144  
Ridzewski, Kurt 281  
Riess, Curt 100, 282  
Rintelen, Franz von 12, 272  
Ritter, Hans 73  
Rökk, Marika 259, 261 ff.  
Roedel, H. 164  
Rom 230  
Rommel, Marschall E.  
28, 80, 215  
Röme 134  
Roos, J. 109  
Roosevelt, Franklin D. 231 ff.  
Rostock 64  
Rotterdam 121, 169  
Royal Oak 27, 85

Rumänien 138  
Russel, Sean 169  
Rydstedt, V. 146, 147

## S

St. Germain 265  
St. Gotthardt 268  
Sabine-Insel 72  
Saltsjöbaden 130  
Samuel, Sir Herbert 209  
San Franzisko 193, 275  
Saudi-Arabien 27, 203  
Skandinavien 51, 131, 228  
Skapo Flow 27, 91  
Scharnhorst 58  
Scheringer, Leutnant 154  
Schlageter, Leo 94  
Schleicher, Kurt von 17, 18  
Schmidt, Guido 270  
Schneider, Baronin von 272  
Schultz 141  
Schultze 255, 257  
Schuschnigg, Kurt von 269  
Schweden 26, 41 ff., 148  
Schweiz 10, 49, 95, 111 ff.  
Scoresbysund 73  
Scotland Yard 25, 228, 239  
Sebold, W. 85  
Sedan 8, 85  
Segou 252  
Seliger, Otto 12  
Selo & Co. 135  
Shaw, U.S.S. 193  
Shoo, Vater Rai 221  
Sicherer Laboratorien 38  
Singer, Hilda 157  
Smith, Gerald L.K. 231, 234  
Söderström, Förster 48, 52  
Solothurn 266  
Sowjet 136, 148 ff.  
Südamerika 139

Südpazifik 287  
Spanien 12, 129  
Spiegel, Ed. von 26  
Spitzbergen (Svalbard) 74  
Stalin 31  
Stalingrad 58  
Starhemberg, R., Prinz 264, 265  
Staten Island 165  
Stefani News Agency 267  
Steinbeck, John 54  
Stettin 64  
Stockholm 29, 148  
Stohrer, Eberhard von 13, 238  
Stewart, Fr. 172  
Stuart, Isolde (Gonne) 171  
Stuttgart 40  
Suez 80  
Sundlo, Olaf 54  
Sweeney, Martin L. 175  
Syrien 27, 28, 203

## T

TNT, 142, 147  
Tarawa 8  
Teheran 203  
Thailand 220  
Therman, Ed. von 281  
Thomsen, Henning 170, 173  
Thompson, G.D.D. 22  
Tiflis 33  
Timmerman, E. 244, 247  
Tirpitz 58 Tito, Marschall 33  
Tojo, H. 225 Tokio 28, 111, 225  
Tonjong Malum 216  
Trans-Jordanien 209  
Trans-Sahara-Bahn 254, 255,  
258  
Trots Allt 41

Trotzki 35  
Tschechoslowakei 19, 34, 268  
Tunis 80  
Turanianer 207  
Türck, Admiral 134  
Türkei 203 ff.

#### U

Ukraine 204  
Ulster 171  
United Aircraft 88

#### V

Valera, Eamon de 169  
Valtin, Jan 140, 141  
Vanhofen, J.J. 236, 237  
Vansittart, Sir Robert 23  
Varanger Fjord 58  
Venezuela 116, 257  
Versailles 154, 265  
Vichy 253  
Vickers-Wellesley 22, 23, 29  
Villa de Madrid 122  
Völkischer Beobachter 26

#### W

Wallace, M. 190 ff.  
WAQF. 210  
Warnecke, R. 159

Washington 55  
Wattenberg, Jürgen 281  
Wehring, Alfred 93  
Weilhermer, Rupert 281  
Weimarer Republik 111  
Wenner-Gren, Axel 56  
Werwölfe 275, 284 ff.  
Wesemann, Dr. Hans 111, 115  
Wessel, Horst 92  
Willamowitz-Möllendorf, F. 50  
Williams, Alb. 25  
Winchell, Walter 100, 261  
Winkler 24  
Wittingham, W.J. 22  
Wolkoff, Anna 229  
Wollweber, E.F. 136, 137, 145  
Womack, G. 25  
Woolwich 24

#### Y

Yusef, Jemader Khan 219

#### Z

Zehlendorf 1, 11  
Zelle, M. G. (Mata Hari) 12  
Zinowiew 157  
Zinsser, Christian 115  
Zoppot 61 Zürich 156